







Geheftet

Ertl, Emil, Mistral. Novellen	M. 3.—
Fontane, Theodor, Quitt. 2. Auflage	M. 3.—
—„— Unwiederbringlich. 4. Auflage	M. 3.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Aufl.	M. 2.—
Gleichen-Rußwurm, A. Freiherr v., Vergeltung	M. 3.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. 2 Bde. 3. Auflage	M. 8.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman	M. 3.50
Heer, J. C., An heiligen Wassern. 15. Auflage	M. 3.50
—„— Der König der Bernina. 17. Auflage	M. 3.50
—„— Felix Notvest. 7. Auflage	M. 3.50
—„— Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. 6. Aufl.	M. 3.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld	M. 2.—
Herzog, Rudolf, Die vom Niederrhein	M. 4.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage	M. 3.50
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage	M. 1.—
— — Meraner Novellen. 10. Auflage	M. 3.50
—„— Novellen vom Gardasee. 3. Auflage	M. 4.50
—„— Kinder der Welt. 2 Bände. 21. Auflage	M. 7.20
—„— Unvergeßbare Worte und andere Novellen. 5. Auflage	M. 3.60
—„— Im Paradiese. 2 Bände. 13. Auflage	M. 7.20
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage	M. 3.60
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. andere Novellen	M. 4.50
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl.	M. 1.50
—„— Ein alter Streit. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Der Gewaltigste. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage	M. 5.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte 4. Auflage	M. 2.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. 4. Auflage	M. 4.—
Junghans, Sophie, Schwertlilie. 2. Auflage	M. 4.—
Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen 2. Auflage	M. 2.50
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen	M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen	M. 2.50
Lindau, Paul, Der Zug nach dem Westen. 10. Aufl.	M. 4.—

	Geheftet
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine... 6. Aufl.	M. 3.50
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen. 4. Aufl.	M. 3.50
Sudermann, Herm., Frau Sorge. 71. Auflage	M. 3.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 26. Auflage	M. 3.50
—„— Der Katzensteg. 54. Auflage	M. 3.50
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 29. Aufl.	M. 2.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 27. Auflage	M. 2.—
—„— Es war. 35. Auflage	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl.	M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl.	M. 2.50
—„— Meister Amor. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage	M. 3.50
—„— Hermann Ifinger. 6. Auflage	M. 4.—
—„— Der Dornenweg. 4. Auflage	M. 3.50
—„— Die Osterinsel. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Die Rothenburger. 6. Auflage	M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. 4. Auflage	M. 3.—
—„— Vater Robinson. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Der Sänger. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Feuerblumen. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Franz. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—
—„— Ein Mecklenburger. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Villa Maria. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Familie Roland.	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 12. Auflage	M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman	M. 4.—
—„— Thoms friert	M. 4.—
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen	M. 3.—
—„— Erdkinder. 2. Auflage	M. 3.50

Familie Roland

Roman

von

Adolf Wilbrandt



Stuttgart und Berlin 1903
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Ihrer Hoheit

der Frau

Herzogin Natalie von Oldenburg

in herzlicher Verehrung

zugeeignet

Erstes Buch

Doktor Roland hörte an seinem Arbeitstisch, wie Ilse nebenan ihrem kleinen Bruder ein Lied vorsang, und glaubte darauf ein kindliches Jauchzen zu hören; er stand auf und trat ins andere Zimmer. Es war richtig, der Kleine, der in seinem Wägelchen lag, stieß fröhliche Laute aus, eine Art von Jubeln; Vater Roland hörte es zum ersten Mal. Das Kind lag auf dem Rücken, arbeitete aber mit Armen und Beinen, im Übermut und Überschwang seines jungen Lebens. Als es dann still ward, sah es die große Schwester, die sich lächelnd niederbeugte, aus den dunkelblauen Augen mit einem sonderbar erwartenden, auffordernden, ungeduldigen Blick an; wenigstens schien es so. Der Blick schien zu sagen: aber sing mir doch noch ein Lied!

Roland lächelte, stand dann tief ernsthaft da; es war ihm ein rührendes Bild, die junge Ilse in ihrem schwarzen Trauerkleid über das Brüderchen gebeugt zu sehn, dem es Mutter sein sollte. Die Augen wurden ihm langsam feucht. Ilse sang noch einmal. Das Kind hörte offenbar freudig zu. Es lag ruhig da, ließ aber die Augen nicht vom Gesicht der

Schwester; wie wenn es die Töne auch sehen wollte. Am Schluß jauchzte es wieder auf, mit einem süßen, aber kräftigen Stimmchen.

„Das ist ja was Neues," sagte Roland, an den Wagen tretend. „So äußert er sich zum ersten Mal; initium fidelitatis! Das gehört ins Buch, Ilse; schreib's ein."

„Werde nicht ermangeln," erwiderte die Tochter, mit einem ihrer raschen Seitenblicke auf das „Willi-Buch", in das die Entwicklung des kleinen Wilhelm von der ersten Stunde seines Erdenlebens an eingetragen wurde.

„Tu's gleich, Kind! Tu's gleich! Zwanzig Minuten später hat's so ein siebzehnjähriger Flatterkopf —"

„Vergessen," ergänzte Ilse. „Nein, Vater, ich vergess' es nicht. Übrigens bin ich schon siebzehn und einhalb. Und ich schreib's schon ein!"

Sie küßte den Jungen auf das drollige Haarbüschelchen mitten auf dem Kopf, das sich aus dem tiefen Braun der ersten Tage immer lichter färbte; war mit zwei Schritten am Schreibtisch und nahm Feder und Buch. „Dritten Mai," murmelte sie und fing an zu schreiben.

„Kind, hast du auch die rechte Rubrik? Lust- und Unlustgefühle. — Dann: Laute."

„Ich hab's," murmelte das Mädchen. Sie warf ihre Worte resolut und kräftig aufs Papier; im Eifer kam die Zunge etwas hervor und ging wie die Feder von links nach rechts.

„Kommst so am besten über den Kummer weg, daß wir deine Mutter nicht mehr haben.... Arbeit! Ich arbeit' den ganzen Tag. — Aber wenn ich dich nicht als Gehilfin hätt' für das Willi-Buch —"

„Vater!" rief Ilse; mit der Feder in der Hand kam sie zu ihm. „Ich tu's ja so gern. Wenn ich nur nicht platz' vor Stolz!"

Er lächelte und fuhr langsam mit der Hand über ihre Schulter; die richtige Schulter für sein Riesenmädel, muskelstark und wohlgebaut. „Daß Vater und Tochter so was miteinander machen — es war vielleicht noch gar nicht da! — Hast du's auch in die andre Rubrik eingetragen? Schallempfindungen?"

Sie nickte und deutete hin: „Da steht's schon."

„Unmusikalisch, siehst du, ist der Junge nicht! Wenn er auch etwas langsamer vorrückt als Professor Preyers Bub.... Wann hat ihn dein Singen zuerst beim Schreien beruhigt?"

„Nach der siebenten Woche. Da steht's."

„Den kleinen Preyer schon in der sechsten Woche; — na, der Unterschied beschämt uns nicht. Jetzt geht der kleine Mann da eben ins zweite Vierteljahr, da kann er doch schon aufjauchzen, wenn seine Schwester singt. Alle Achtung! Hut ab! — — Ja, was Fleiß betrifft, da soll unser Buch nicht schlechter werden, denk' ich, als ein anderes; soll ganz bescheiden, wie sich's gehört, aber doch immer tapfer hinter Professor Preyers Kinderbuch hermarschieren. ... Na, dem bleibt sein Vorrang! Ein herrlicher Mann, der

Wilhelm Preyer. Seine ‚Seele des Kindes‘ — da im E r n s t den Hut ab. Wilhelm Preyer hoch!“

Roland schüttelte seine große, haarige, ehrenfeste Hand in der Luft. Die Tochter sah ihn seitwärts an und lächelte ein wenig; ja, das war ihr Vater. Immer andre loben! Immer Respekt, Verehrung, und als wär' er selber nichts!

„Der Junge will einschlafen,“ sagte Roland leiser. „Ja, ja, meine Ilse fängt früh an! So ein Tagebuch, in dem ein kleiner, werdender Mensch gleichsam Tag für Tag photographiert wird, mit jedem seiner winzigen Fortschritte — drei Jahre müssen wir's durchführen, Mädel — das ist ein tüchtiges Stück! Wenn man dabei auch noch M u t t e r ist! Wenn man so 'nem wachswütigen Hungerleider die Flasche — — Wann hat er seine letzte Mahlzeit gekriegt?“

„Vor 'ner Stunde, Vater.“

„Siehst auch immer genau nach der Uhr?“

„Aber w i e!“

„Darin liegt ja a l l e s! Die Auffütterung mit der Flasche ist Kindermord, wenn nicht die Sorgfalt, das Gewissen in Person dabei sitzt. Absolute Ordnung! — Dann kam da neulich dieses Bachstelzchen, deine kleine Freundin, die Berta Müllner, als der Junge schrie, und sagte: Bring ihn doch mit dem Luller zur Ruh' — oder war's der Lutschbeutel — ich weiß nicht, was sie sagte. Ich hört's aber durch die Tür. Ilse, das versprich mir heilig —“

„Ich h a b's dir ja versprochen,“ unterbrach sie ihn. „Nie, nie —“

„Dabei bleiben! Nie! Laß den Bengel schreien; das ist seine Lungengymnastik, die braucht er —"

„Tu' ich auch!" antwortete sie mannhaft, mit ihrer treuherzig festen Stimme. „Was ich übernommen hab', das führ' ich durch. Ich bin deine Tochter!"

Roland blickte sie durch die Brille mit verstohlen gerührtem Lächeln an: „Ach, wenn du weiter nichts bist, Ilse, das ist noch nicht viel! Ein Doktor Medicinä, wie's Tausende gibt — das ist dein Herr Vater. Aber manchmal denk' ich ja, in dem Mädel steckt was!" — Er sah sie wie vor zwölf Wochen, in der gräßlichen Zeit: im Zimmer nebenan lag die tote Frau, beinahe wie vom Blitz erschlagen, und hier lag ein zehntägiges Kind. Eine unmögliche Amme war fortgeschickt; die zweite kam eben, und seine Doktoraugen sahen auf den ersten Blick: aus der will eine Krankheit heraus. Schmerz und Trauer in ihm erstickten fast unter der Sorge um das K i n d! — Da kam seine Ilse, das junge Ding. „Vater, wenn's mit den Ammen nicht geht — du sagtest selber einmal: künstliches Aufziehen ist oft besser, wenn's mit heiligem Ernst und Beharrlichkeit und Treue geschieht. Den heiligen Ernst, den hab' ich, Vater!" — Und sie übernahm's. ...

„Hm!" summte er vor Freude. Ihm ward aber doch auch mitleidig zu Mut; er strich Ilsen sanft über das schlichte, dunkelblonde Haar. „Ja, nun sind's aber erst d r e i M o n a t e, Kind! Wird dir nie die Geduld vergehn? Bist noch so ein Dirndl,

mit den jungen Säften und dem Lebenshunger; und lebst hier wie eine Gefangene —"

„Gar nicht!" fiel sie ihm ins Wort. „Berta Müllner kommt jeden Tag und holt mich zum Spaziergang ab. Jeden Morgen turn' ich. Und wenn man so 'ne Riesin ist! Professor Steinle sagte neulich: Sie sind das stärkste Mädel von Bonn!"

„Könnt' schon sein," entgegnete Roland, schmunzelte und nickte. Sie war fast so groß wie er, der doch ein stattlicher Germane war; und die Gesundheit lachte aus ihren glänzenden braungrauen Augen, aus der rötlich durchschimmerten, samtnen, gebräunten Haut. Schön war sie nicht; aber die Schönheit der Kraft und Gesundheit, die hatte sie.

„Also dann sag auch nichts mehr," sprach sie weiter. „Ich bin Mutter und ich führ's durch!"

Der Kleine war inzwischen eingeschlafen; er lag satt, zufrieden und so wohlgedeihend da, wie wenn ihn die „Riesin" mit ihrem eigenen Leben genährt hätte. Für drei Monate war's ein auffallend liebliches Kind; der Mund war so knospensüß; die Nase vollkommen kindlich und doch schon allerliebst geformt. Die Stirn tat schon so, als ob dahinter Gedanken wohnten. Aber Gott sei Dank, sie tut nur so! dachte Roland, sie ist doch noch himmlisch dumm!

Er hängte sich in Ilses Arm und trat mit ihr ans Fenster. Die Sonne spiegelte sich fast blendend im Rhein, der vor ihnen vorüberfloß; Rolands wohnten an der unteren Rheinwerft, eine Treppe hoch. Es war ein bescheidenes Haus, es hatte aber,

was für Roland das Höchste war: freie Luft und freien Blick. Wenn er am Fenster stand, so hatte er das Gefühl, daß der Rhein ihm gehörte. Die schöne, zart geistig grünliche Flut zog so ruhig und so lebendig vorbei; Schleppdampfer und Riesenkähne arbeiteten kraftvoll stromauf (das tat seiner Seele vor allem wohl), mächtige Flöße schwammen still, von dem herrlichen Fluß getragen, nach Köln zu hinunter. Dann schoß einer der langen, hellen, schlanken Personendampfer stromab unter der neuen Brücke durch, die zum Nachbarstädtchen Beuel hinüberführt, mit altdeutsch geformten Türmen geschmückt. Drüben breitete sich schon das ebene Land; Roland und sein Kind brauchten aber nur den Kopf nach rechts zu wenden, so sahen sie die schöne, breite Wendung, in der der Rhein vom Siebengebirg herangezogen kam, das in duftigem, sehnsuchtweckendem Blau hügelwellenreich herübergrüßte.

„Dieses Bild hatte sie so gern," murmelte der Vater.

„Ach ja," seufzte Ilse leise. Darauf drückte sie seinen Arm weich an sich heran.

Sie dachte in die Vergangenheit; sie sah die gute Mutter vor sich, die große, gern etwas vornübergebeugte Frau, die so sacht durch die Zimmer ging, so geräuschlos schaffte und wirkte, wenn auch oft mit sorgenvollem Gesicht. Eine gute Frau! Doch das wußte die kluge Ilse, und wie viele Jahre schon: was der Vater war, war die Mutter nie! Sein

Seelenfeuer, sein tiefes Forschen und Denken, seine ruhelose Menschenliebe — und sein Humor — — Humor hatte die Mutter so wenig, wie der Vater viel. Sie war mehr die Sorgende gewesen, er der Tröstende, Befreiende. Die Sonne des Hauses war er, nicht sie. Aber wie es edlen Menschen so oft ergeht — auch das wußte oder ahnte Ilse schon —: er hatte sich ihr Bild verklärt, nun, da sie ihm verloren war. An all ihr Gutes und Liebes hatte er sein trauerndes Herz gehängt, wie wenn er alles andre vergessen hätte. Ist das nun schön, dachte die oft nachdenkliche Ilse, so betrauert zu werden? Ach Gott, ja, es ist wohl schön. Möcht' man sich's doch wünschen. Aber die reine Wahrheit, die ist's doch nicht!

Sie war begeistert für vollkommene Wahrheit. Sie war streng und hart gegen Unwahrheit.

„Ja, Vater, wir haben's gut," sagte sie nach einer Weile, plötzlich weich geworden, als müsse sie ihm etwas Tröstliches und Gutes sagen. „Wir an der Rheinwerft wohnen doch am schönsten in der ganzen Stadt."

„Na, ganz gewiß! — Stromauf, jenseits vom Alten Zoll, wohnen sie allerdings noch schöner, in ihren großen Gärten und Villen."

„Sind aber doch nicht so glücklich wie wir; Vater, meinst du nicht?"

„Glücklich?"

„Ach ja, doch, doch glücklich, Vater. Ich hab' dich; und du —"

Sie stockte einen Augenblick. Dann drückte sie aber seinen Arm mutig gegen ihre Brust: „Und du hast dein großes und dein kleines Kind!“

„Ja, meine gute Ilse, die hab' ich.“ Er wendete sich und legte sein Gesicht gegen ihres; suchte ihren Mund und küßte ihn. „Hast ja recht,“ sagte er nach einem vollen Atemzug aus der breiten Brust. „Ich bin ja ein glücklicher Mann!“

* * *

Anna, das kleine Stubenmädchen, kam mit ihren schweren Schritten und brachte eine Besuchskarte, die sie zwischen zwei Fingern hielt. „Der Herr möchte den Herrn Doktor sprechen,“ fügte sie hinzu.

„Eberhard Hofbauer“ las Roland auf der Karte; Ilse las über seine Schulter mit. „Eberhard Hofbauer?“ wiederholte er halblaut. „So heißt ja doch der — — Das ist ja unser Hofbauer, Kind?“

„Die Hofbauers, mit denen wir früher so gut Freund waren?“ fragt Ilse zurück.

„Er kommt wegen eines Patienten, sagt er,“ bemerkte das Stubenmädchen.

„Nun, dann soll er herein! Natürlich! Ich lasse bitten!“

Das Mädchen ging wieder hinaus. Roland rückte verwundert an seiner Brille, die er für die Ferne brauchte: „Wie kommt denn der auf einmal zu uns? Es war ja alles vorbei?“ Die alten Zeiten standen ihm plötzlich vor der Seele: die noch jung lustigen,

als Rolands und Hofbauers hier in Bonn wie die besten Freunde miteinander lebten, an schönen Tagen draußen zu Wasser und zu Land herum, an unwirschen Winterabenden bei gutem Wein, bei der milden Lampe. Dann kam so nach und nach die Entfremdung; — ja, wie kam sie nur? Allmählich, eigentlich unbegreiflich; verstanden hatte Roland es nie. Endlich war die Suppe kalt geworden. Scharfe, böse Worte; kein Verstehen mehr. Absagen, Vermeiden, Ausdemwegegehn. Vor drei Jahren war's völlig aus.... Dann starb Vater Hofbauer bald; und die Witwe und der Sohn, der Eberhard, wie von der Erde weggeblasen, die sah man nicht wieder....

Die Tür ging auf, Eberhard trat herein. Ja, es war der Richtige; Roland sah es auf den ersten Blick. Es schien wohl, als sei der junge Mann noch etwas gewachsen, obwohl er vor drei Jahren schon einundzwanzig gezählt hatte; stämmiger erschien er jedenfalls, breitbrüstiger, nicht hoch, eher untersetzt, aber eine nicht übelgeformte, elastische Gestalt, wie er so herantrat. „Sie müssen schon freundlich entschuldigen, Herr Doktor Roland," fing er mit vernehmbarer Anstrengung an, die ihm als sichtbares Rot in die Wangen stieg. „Dachten wohl nicht, daß ich noch einmal —"

Roland fiel ihm schon ins Wort. „Wieso Herr Doktor und Sie?" sagte er in seiner einfachen, schlichten Ruhe. „Wir waren ja doch immer auf du und du. Wenn du nicht als Feind kommst, sondern —"

„Aber nein, nein, nein!" rief der junge Mann

aus; sein gelbliches Gesicht ward nun blaß. „Wie kann ich denn als Feind kommen; wie sollte mir das — — Ganz im Gegenteil. Ich dachte nur, weil wir —"

„Weil wir uns so lange nicht gesehen haben?"

„Weil wir — auseinander —"

Roland rückte wieder an seiner Brille: „Ja, das ist ja leider geschehn! Das heißt, mich soll der Teufel holen, wenn ich weiß, wie's eigentlich geschehn ist; wie und warum und — — Bitte, setz dich, mein Junge; nimm Platz. Soll mich freuen, daß wir uns wiedersehn. Für Entzweiungen und Entfremdungen hab' ich gar keinen Sinn. ... Ich hatte nichts gegen deinen Vater; wie sollt' ich denn! War ein tüchtiger, ein braver Mann; der beste Arzt in Bonn. Wenn er mir manchmal im Ärger etwas böse Sachen sagte — mein guter Junge, was tat mir das? Solche Empfindlichkeiten kenn' ich nicht. Ich bin euch nie aus dem Weg gegangen —"

„Verzeihen Sie; verzeih, Onkel Roland!" Eberhard ward wieder rot; auf seiner Stirn schwoll eine senkrechte Ader an. „Ich weiß ja auch nicht, wer schuld hat — wenn da einer schuld hat. Ich war noch ein junger Bursch."

„Warst noch ein junger Bursch; natürlich. Und überhaupt, wozu jetzt von alten Dummheiten reden — wenn du da sitzest, in meinem Zimmer. Ist mir angenehm, dich zu sehn! Ja, in dem kleinen Wagen, da liegt was; der sogenannte Thronfolger. Und da steht die junge Dame, die — ihn jetzt bemuttert: deine alte Kameradin, Ilse."

Eberhard stand auf, verneigte sich ein wenig gegen das Mädchen und gab ihm die Hand; sie steckte in keinem Handschuh, er trug keine. „Guten Tag, liebes — Fräulein Ilse. Ja, ich hab' mit Kummer gehört, Sie müssen dem Kleinen jetzt Mutter sein."

„Was ist das?" rief Roland. „Schon wieder Sie?"

„Ich dachte — Ilse ist ja nun doch ein Fräulein geworden —"

„Das hindert doch nicht die Brüderschaft! Ihr habt euch immer du genannt; wir alle untereinander — zuletzt auch dein Vater meine Frau und ich deine Mutter. Du hast mit der Ilse wie ein Bruder gespielt; — na ja, sie war noch ein Kind, als du schon deinen Bart zu drehen suchtest. Macht nichts. Mit dem Sie fangen wir nicht wieder an. Entweder oder; Sela!"

In Eberhards schwachgebräunte Wangen kam jetzt eine schöne, freudige Röte; der stolze Kopf neigte sich ein wenig. „Du warst immer — großmütig, Onkel Roland; darum hab' ich dich auch immer so lieb gehabt. Ich dank' dir sehr — von Herzen — daß du mit dem großen Schwamm drüber weggehst. Ich hab' die Entfremdung nur mitgemacht, weil meine —"

„Na, natürlich; du warst deiner Eltern Kind! — Aber setz dich wieder. Woher kommst du jetzt? Hast du ausstudiert? Was treibst du in der Welt?"

Roland betrachtete ihn aufmerksamer; er hatte bis jetzt mit den fernschauenden Augen wohl mehr seine

Eltern als ihn gesehn. Er vertiefte sich in das beinahe schöne, aber wenig deutsche Gesicht; es war in diesen drei Jahren entschieden italienischer geworden, mehr ins mütterliche Blut hinein; besonders die schwarzen Augen hatten das Welsche, Heiße, Stechende. Sie waren aber ungewöhnlich schön umgeben: Wimpern, Lider, Brauen, alles. Das Hemd ließ den kräftigen Hals sehr frei; über der hellen Weste leuchtete eine feurig rote Binde.

„Verzeih, wenn ich mich nicht mehr setze," antwortete Eberhard. „Mich schickt eigentlich — meine Mutter her; und die läßt dich bitten."

Rolands Brauen gingen hoch hinauf. „Deine Mutter? Ah! Wie — merkwürdig. Und ich hatte so im Gefühl, die wär' uns besonders fremd geworden. ... Nur so im Gefühl, weißt du. Bitten läßt sie mich?"

„Ja, zu ihr zu kommen. Sie ist nicht gesund. Sie liegt den ganzen Tag, auf dem Sofa oder im Bett. Wie ich heut von Köln herüberkomme — in Köln leb' ich jetzt — da sag' ich ihr: Mutter, so geht's nicht weiter! Ein Arzt muß ins Haus! Und sie — — Onkel Roland, du sagtest vorhin, mein Vater war der beste Arzt in Bonn. Ich hör' öfter, das warst und bist du! Aber zu meiner Mutter sagt' ich nichts; sie kam ganz von selbst darauf. Plötzlich richtete sie sich auf und sagte: Wenn's denn einer sein muß, so will ich keinen andern Arzt als den Roland! Wozu einen andern: der versteht's doch besser!"

„Hm!“ murmelte Roland nur. Er wunderte sich inwendig; er sah in die Ecken des Zimmers hinein; dann ging er aber in seiner ruhigen Entschlossenheit in sein Arbeitszimmer. Nach wenigen Sekunden kam er mit Hut und Stock zurück. „Das hätt'st du ja gleich sagen können,“ warf er hin, an Willis Wagen tretend, der gemütlich schlief. „Deine Mutter krank! Was fehlt ihr? — Aber das sagst du mir unterwegs. Adieu, Kind, bis zum Mittagessen; ich geh' auch noch zu andern Kranken. Hast mit deinem alten Kameraden noch kein Wort gesprochen! Na, er wird ja wiederkommen.“

„Gewiß! Wie gern!“

„Na also!“

Roland sah noch zu, wie die jungen Leute sich zum Abschied die Hände gaben — Ilse mit einem stillverwunderten Blick auf das schnurrbärtige welsche Gesicht — dann schob er seinen Gast mit einer sanften Bewegung zur Tür. „Der Doktor darf nicht warten lassen,“ sagte er im Gehn. Sie kamen auf den Vorplatz und stiegen die Treppe hinunter.

* * *

„Wo wohnt denn deine Mutter jetzt?“ fragte Roland, als sie auf die Straße traten, die Rheinwerft, die am Ufer hinläuft. „Ich dachte, sie sei fortgezogen; denn in diesen Jahren hab' ich sie nicht ein einzigmal gesehn.“

„Sie war auch eine Weile fort. . . . Bitte, in

die Josephstraße hinein; wir müssen durch die halbe Stadt. Nach Vaters Tod wollte sie nicht bleiben; und da ich gern in Heidelberg studieren wollte, ging sie mit nach Heidelberg. Dort — paßten wir aber nicht zusammen; na, du kennst uns ja, kannst dir's also denken! Sie fand, ich sei ein zu wilder Bursch; und mir tat ihre verdüsterte, cholerische Art nicht gut. Sie fühlte sich vereinsamt; alles war ihr fremd; war mit nichts zufrieden. Und ich — wollte l e b e n, l e b e n! — Ich denke, das wird wohl o f t so sein: ein lebenshungriger junger Bursch, eine weltmüde Witwe, das geht nicht zusammen."

„Je nachdem die beiden sind," erwiderte Roland. „Und da zog sie nach Bonn zurück?"

„Ja; aber nicht wieder an den Rhein, sondern — möglichst weit von euch. Ich kam und sah sie von Zeit zu Zeit; immer nur auf ein paar Tage, weißt du; sie war gar so kritisch, so weltfeindlich, so herb geworden, ich machte ihr nichts recht. Zuerst immer große Seligkeit, stürmische Umarmungen; dann — — wir paßten nicht! — Vielleicht war sie schon damals nicht gesund, ohne daß ich's wußte. Du hast Doktoraugen, die sehn einen durch und durch; ich — ich seh' wohl mehr in mich hinein. Kurz, ihre Briefe wurden immer seltener und immer melancholischer; endlich schrieb sie nur noch vom Sterben. Da bin ich gestern hergefahren. Richtig, sie geht nicht mehr aus dem Zimmer. Sie liegt so herum. Sie will gar nichts mehr. Es ist zum Verzweifeln!"

„Aber wo steckt's denn? Was hat sie denn?"

„Ja, wenn ich das wüßt', Onkel Roland! — Du wirst's ja wohl wissen, wenn du sie siehst. Bitte, die Straße rechts!"

„Sie war doch 'ne gesunde, frische, resolute Frau —"

„Frisch?" sagte Eberhard und zuckte die Achseln. „Das doch wohl nur, wenn inwendig Sonntag war. Sie hat schweres Blut — wie ich. Das stammt wohl aus Welschland."

Roland blieb stehn, er suchte Eberhards Gesicht; er begegnete auch seinen schwarzen Augen; sie schauten eben merkwürdig melancholisch und beinahe erschreckend klug. „Ihr beide habt schweres Blut? — Nu ja, so recht leicht und quellfidel läuft's wohl nicht. Aber wie die Frau auch lachen konnte! und bacchantisch lustig werden! — Welschland ... Deine Mutter ist ja selber halb deutsch."

„Die andre Hälfte ist aber die größere," entgegnete Eberhard mit einem feinen, zugleich düsteren Lächeln.

„Das ist richtig: die Hälften in uns sind selten gleich. Darum ist auch so viel Bruchrechnung in unsrer inneren Wirtschaft! — Na, und der Herr Sohn? Lebt in Köln? Was tut er da?"

„Ich?" — Eberhard zögerte einen Augenblick; er schlug mit seinem Stock aufs Pflaster. „Ich war Jurist —"

„Das weiß ich —"

„Bin's aber nicht mehr. Hab's aufgegeben. Unser Recht und unsre Gesetze, die gefallen mir nicht."

„Ah! — Was gefällt dir denn besser?"

„Die Zukunft — wenn sie ganz anders wird."

Die Sonne schien grade so recht feuerfarben auf Eberhards rotes Halstuch; auf einmal erriet Roland alles. Er durchbohrte den jungen Mann mit einem mißvergnügten, scharfen Blick. „So, so! Das soll wohl heißen: Sozialdemokrat."

„Ja, Onkel Roland, das soll es heißen. — Ich bin Mitredakteur des sozialdemokratischen Blatts in Köln. — Nun bin ich dir wohl auf einmal sehr zuwider; wie?"

Roland blieb wieder stehn; sein starkbärtiges, starknasiges, aber menschenfreundliches Gesicht war tiefernst geworden; er schaute nur auf das rote Halstuch. „Ich will dir was sagen, mein Junge. Für Leute, die empor wollen, die mehr Freiheit wollen, die ihre Stellung in der Welt verbessern wollen, für die hab' ich sehr viel Sinn. So weit sind wir einig. Aber für Leute, die ihr Vaterland verachten und verwerfen, und die alles, was besteht, zusammenschlagen wollen, damit sie allein obenauf kommen — für die hab' ich nicht viel Gutes im Sinn! — Die rote Krawatte da ist wohl deine Flagge?"

„Ob sie meine Flagge ist oder nicht, das ist ja doch Nebensache," entgegnete Eberhard mit plötzlicher Schroffheit, die sich aber schnell verlor. „Wie du von uns denkst, das müssen wir ja tragen; wir tragen ja auch sonst allerlei. Ich möcht' nur nicht, daß du jetzt weniger gut wärst mit meiner Mutter, weil ich so ein Roter bin."

„Bist du närrisch?“ fuhr Roland auf. „Deine Mutter hat mich als Arzt gerufen. Weißt du, was ein Arzt ist?“

„Ich glaub' wohl, Onkel Roland —“

„Glaubst wohl? Scheint doch nicht. Ein Arzt, dem seine Kranken nicht heilig sind — der nicht wie ein Bruder zum Kranken geht — — Ah! Das sagt mir so ein Bursch ins Gesicht!“

„Verzeih,“ erwiderte Eberhard bestürzt; sein finsteres Gesicht ward beinahe kindlich wie in alten Zeiten. „Hab' dich nicht kränken wollen, bei Gott. Wenn mir auch oft nicht gut zu Mut ist — zu dir kam ich heut mit — mit der alten Liebe. Ich dachte nur, weil ihr euch so fremd geworden —“

„Ach, du dummer Junge! — ‚Dummer Junge‘ muß ich dir einmal sagen, wenn du auch vierundzwanzig Jahr' alt —“

„Sehr gern! Von dir nehm' ich's an!“

„Als Doktor Medicinä, weißt du, da versteh' ich gar keinen Spaß! Sonst, so viel du willst. Sei du meinetwegen auch rot bis in die Knochen hinein. ... Was ist los? Was willst du? Warum bleibst du durchaus stehn und guckst auf das alte Haus?“

„Weil wir in diesem alten Haus wohnen, Onkel.“ Eberhard wagte wieder ein Lächeln. „Das heißt, meine Mutter; und ich jetzt bei ihr.“

„Also wir sind da! Das brauchtest ja nur zu sagen, Junge. Eine Treppe hoch?“

„Nein, zu ebener Erde.“

„Also gut, hinein!“

Eberhard trat vor und öffnete die Tür. Roland ging ins Haus. Sie kamen rechts in ein kleines Zimmer; aus dem traten sie in ein etwas größeres, das an diesem sonnenhellen, warmen Maitag in einer unerwarteten Dämmerung lag. An beiden Fenstern waren graue Vorhänge herabgelassen, lichtfeindlich dichte. Dazu kam eine dunkle Tapete; den Fußboden bedeckte ein brauner Teppich. Auf der Chaiselongue, die nicht weit vom Fenster stand, lag unter einer dünnen Decke Frau Teresa Hofbauer, auf der rechten Seite, wie in einen Knäuel zusammengezogen; so hatte Roland sie vorzeiten manches Mal gesehn. Sie knäuelte sich gern, wenn sie sich nicht wohl fühlte. Man konnte ihren seufzenden Atem hören.

„Da ist Onkel Roland, Mutter," sagte Eberhard.

„Guten Tag, Frau Therese," nahm Roland sogleich das Wort. „Ich hör', daß du leider den Doktor brauchst."

Frau Teresa drehte sich zuerst zögernd, dann mit einem Ruck herum. Ihre schwarzbraunen Augen starrten den Doktor wie aus einem schweren Traum erwachend und sichtbar verwundert an; dann bekamen sie einen gespannten Blick. Das gelbliche Gesicht — gelber als Eberhards — schien etwas gedunsen, aber nicht gealtert; es sah auch nur erhitzt, nicht krank oder verfallen aus. Es war aber wohl auch italienischer geworden; wenigstens hatte Roland dieses Gefühl. Man konnte dem Gesicht wohl glauben, daß sie die Mutter eines schönen Sohnes war; die nicht regelmäßigen, aber interessanten Matronenzüge hatten

noch einen gewissen Reiz der Jugend. Es flog aber schon nach wenigen Augenblicken eine Art von wilder Schwermut drüber hin.

„Ja, so sieht man sich wieder, Doktor —"

„Du mußt auch du zu ihm sagen," fiel ihr der Sohn ins Wort. „Ich hab's auch gemußt. Es soll wieder wie früher sein oder gar nicht, meint er."

„Na ja, wie denn sonst?" sagte Roland. Er betrachtete seine Patientin mit den still forschenden braunen Augen; fing dann an zu lächeln: „Guckst mich ja mächtig aufmerksam an. Suchst wohl den früheren Roland mühsam heraus; ja, ja, älter wird man! Wenn man mal die doppelte Vier erreicht hat — vierundvierzig ist keine gute Zahl, wenigstens keine kleine mehr. Aber nun sag, wo fehlt's? Was haben sie dir getan, daß du auf einmal zum Roland schickst?"

Frau Teresa betrachtete ihn noch immer von oben bis unten, dann wieder sein Gesicht. „Ich bin einfach krank," erwiderte sie. „Ich hab' den Lebensüberdruß. Ich hab' keine Glieder mehr, kann mich nicht mehr rühren. Nach jeder Bewegung, nach zehn Schritten todesmatt."

„Wie ist das gekommen?"

„Wie ist das gekommen? So. Aus der Luft. Ich lieg' und lieg'. Zuletzt steh' ich wohl nicht mehr auf!"

Roland nickte langsam, ohne sich sonst zu rühren. „Vielleicht ist das die Krankheit."

„Was?"

„Eben daß du nicht aufstehst. Daß du liegst und liegst."

„Das wär' eine Krankheit?"

„Kommt vor. Fängt vielleicht von innen an — legt sich auf den Willen — legt sich auf die Glieder. Aber zum Teufel, wie liegst du hier auch? Das Zimmer hat ja keine Luft. Kein Licht. An so 'nem gottvollen Maitag ein Ableger von der ägyptischen Finsternis!" Roland trat ans nächste Fenster, zog den Vorhang auf. „Wahrhaftig, das Fenster zu!" Er riß auch den andern Vorhang in die Höhe; „das zweite auch! Und, wie meine Nase meint, Tag und Nacht! — Da wohnt sie nun in der engen Straße. Die Häuser gegenüber so hoch, daß in dieses Hochparterre wohl nie ein Sonnenstrahl kommt. Und das war 'ne Doktorsfrau. Hat dir dein Mann nie das gute italienische Sprichwort gesagt: Dove non entra il sole, entra il medico? Wo die Sonne nicht eintritt, da tritt der Arzt ein?"

Er deutete auf sich: „Da haben wir's, da steht er!"

„O ja," murmelte sie matt, allmählich etwas kräftiger, lauter, „das Sprichwort kenn' ich. Hab's in deinem Buch gelesen, deiner Gesundheitslehre."

„Das kennst du?"

„Ja, warum denn nicht? Du hast mir's ja selber geschenkt. Im letzten Jahr — eh wir — —"

Eberhard nahm rasch das Wort. „Das Buch ist ja schon berühmt, Onkel Roland! Neulich sagte mir einer in Köln, ein sehr kundiger Thebaner: Die beste Gesundheitslehre, die's gibt!"

„Das hat dir ein Esel gesagt," antwortete Roland ruhig. „Aber, zum Teufel, wenn mein Buch hier gelesen wird, warum lebt man denn nicht auch ein bißchen danach?" Er stieß das eine Fenster auf; „Luft! Damit fängt das Buch an. Und Licht! Sonne! das Mutterlicht! Und in Luft und Licht seine Glieder regen, Frau Teresa Hofbauer!"

Er hob einen Arm, dann beide, um sie emporzulocken, um ihr Mut zu machen.

„Ich kann nicht gehn," sagte sie.

„Warum nicht? Wo steckt's? — Siehst nicht danach aus. Ich möcht' glauben, da ist nur der Wille krank. Wenn ich dir nun meinen gesunden Willen als Aushilfe anbiete —"

„Zu was?"

„Zum Aufstehn, zum Herumgehn."

„Ich sag' dir ja, ich bin sterbensmatt!"

„Der Mensch hat oft mehr Leben, als er glauben will. Mit Hilfe eines fremden Willens, den man sozusagen als Spazierstock nimmt, geht sich's oft ganz gut. Frau Therese Hofbauer! Ich bitte!"

Mit einer galanten Verneigung bot er ihr den Arm. Die Art, wie er's tat, kam ihr wohl ein wenig komisch vor; über ihr düster ernstes Gesicht flog ein Lächeln. Das benützte er und zog sie mit der linken Hand sanft, aber doch fest empor. Sie entknäuelte sich, kam mit den Füßen auf den Boden; die Decke fiel von ihr herunter. Auf einen kräftig zuredenden Blick nahm sie nun auch seinen Arm, seufzte aber dabei auf. Roland lächelte, nickte,

führte sie von der Chaiselongue hinweg und im Zimmer umher.

„Nun?" fragte er nach einer Weile. „Geht's oder nicht?"

Sie blieb stehn, sah ihn an, sah auf Eberhard, seufzte und gab keine Antwort.

„Ja, ja, Frau Therese, es geht! — Aber die Luft hier kann man mit dem Messer schneiden. Ist denn gar kein Garten da?"

Sie schwieg.

Roland wendete sich an den Sohn: „Ist kein Garten da?"

Eberhard, der in heimlicher Freude gelächelt hatte, schüttelte den Kopf. „Es stehn da hinten ein paar Fliederbüsche; sonst ist's aber nur ein kleiner Hof; etwas größer als ein Fingerhut."

„Sonne?"

„Nein; aber schmutzig."

„Nimm mir's nicht übel, Therese: hast dir deine Wohnung wunderbar gewählt! Wenn ich denk', wie ihr früher wohntet, an der Rheinwerft, wie wir —"

„Ja, früher!" murmelte Teresa. „Als —"

Sie mochte nicht weiter sprechen. Ihre dunklen, heißen Augen lagen aber wieder mit einem tiefen Blick auf ihm.

Plötzlich riß sie ihren Arm aus dem seinen; „gib mir was!" rief sie mit fast rauher Stimme. „Mach mich gesund! Darum hab' ich dich bitten lassen; hätt's sonst nie getan. Gib mir was, das mir hilft! Sag mir, was ich nehmen soll!"

„Milchzucker?“ fragte Roland.

„Was Milchzucker? Was soll das? Machst du deinen Spaß mit mir?“

„Na, du hast mich ja doch gut gekannt: ein Medizinmann bin ich nicht. Ich hab' immer nur Helfer sein wollen und Gesundheitspfleger; mit dem Medizinkasten hilft man nicht viel. Wenn einer ungesund lebt wie du — das tust du — so soll ihm der Arzt ein gesünderes Leben angewöhnen; das ist seine Aufgabe. Gott sei Dank, du bist nicht akut, sondern chronisch krank; die sind mir die Liebsten. Da kann man mit zäher Beharrlichkeit, wenn auch der Patient guten Willen hat, so nach und nach viel erreichen —“

„Was wolltest du mit dem Milchzucker?“ fiel sie ihm ins Wort.

„Ich dachte, das wüßtest du noch; hab' dir's mal erzählt. Früher kauft' ich mir Milchzucker en gros; den gab ich meinen ungebildeten Kranken als Medizin, damit sie mich im übrigen in Ruhe ließen, nicht Pillen verlangten oder Aderlässe und all das Zeug. Während sie ihren Milchzucker nahmen, half ich so ganz sacht der Natur, sie wieder gesund zu machen. Na, bei dir sagt' ich's natürlich nur im Spaß; eine Doktorsfrau!“ — Er nahm ihre Hand, fühlte ihren Puls. „Hast du manchmal Fieber?“

„Nein.“

„Schläfst du schlecht?“

„O ja.“

„Das Gegenteil wär' ja auch ein Wunder; wenn man so lebt. — Aber essen kannst du?"

Sie nickte. Eberhard lächelte. „Wenn Mutter so daliegt wie heut, ißt sie oft unbegreiflich viel!"

„Hm!" summte Roland. Er ließ ihre Hand los. „Stehst auch so wohlerhalten da — als wär' alles gut. Siehst nicht nach organischen Leiden aus. Wenn ich dich aber gründlich untersuchen soll —"

Sie trat einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf.

„Nicht? Warum nicht?"

„Heut nicht!" stieß sie heraus. Nach einer Weile zwang sie sich, hinzuzusetzen: „M o r g e n — wenn du dann willst."

„Ich will immer, wann der Patient es will. — Da wir aber schon vom Willen reden: d e r, wie gesagt, ist bei dir krank. Oder eingeschlafen. Bewegung! Bewegung! Wie sagte der alte Seume? ‚Es ginge vieles besser, wenn man mehr ginge.' Richtige Gymnastik! Die Versöhnung zwischen Seel' und Leib. Ein Mensch ohne Gymnastik ist ein Leib ohne Arme und Beine. . . . Warum guckst du mich so an?"

Ach, wie du red'st und red'st! dachte Therese, die sich in einen Lehnstuhl warf. Bist als Doktor so klug — und als Mann so dumm! — Sie sah zu ihm auf, wie stattlich er dastand, noch so frisch wie in jenen Zeiten, aber auch noch ebenso ahnungslos. Noch dasselbe weggestrichene, dicke, gleichgültig zurückgeworfene Haar; der sachliche, nachdenkliche Blick über die starke Nase weg. . . . Aber auch das gute, treuherzige, wahnsinnig unverdorbene, männlich

hübsche Gesicht! — W a r u m ist denn mein Wille krank? dachte sie. Weil ich nicht meinen Willen kriegte. Weil du kluger Narr nie begriffen hast —

Sie sah wieder sich und ihn wie an jenem Abend, als er an der Rheinwerft am Fenster stand, bei ihr, mit ihr allein. Seine tiefe, warme Mannesstimme hatte so sinnig und so seelengut gesprochen; sie hielt's nicht mehr aus. Warum ihn nicht lieben? War er's nicht mehr wert als die andern alle? Und fühlte sie sich nicht mit ihren siebenunddreißig Jahren noch so rasend jung? „Friedrich Roland! Friedrich!“ sagte sie und legte ihm ihre Hand auf die Schulter. Sie hätte sich ihm so gern — endlich, endlich einmal — an die Brust geworfen. O, wenn er sie jetzt in die Arme genommen hätte — und wenn sie auch nach einer Stunde drin v e r g a n g e n wäre. . . . Er wendete den Kopf und sah sie an. Es war etwas in seinem Blick — das hatte sie noch nie gesehen. Wie wenn er aus seiner braven Blindheit erwachte, wie wenn er eben durch ihre Augen hindurch in ihr Innerstes blickte und sähe da „Friedrich Roland“ geschrieben, „mein Herr und mein Gebieter!“ Dann schaute er aber wieder so ehrenfest, mit diesem verhaßten Philisterernst; grad als wollt' er sagen: gern haben, lieb haben, warum nicht, von Herzen; aber ehrbar bleiben; du hast deinen Mann, ich hab' meine Frau! Und seine Schulter ging ihr so leise fort, unter der Hand; und er fing von Deutschlands Zukunft an; endlich nahm er den Hut und ging. . . .

„Hab' ich recht oder unrecht?" fragte Roland lächelnd.

„Worin?" fragte sie wie im Traum zurück.

„Nu, daß man ohne Bewegung und Gymnastik — — Aber du hörst nicht zu."

„Doch, ich hör' zu!" — Ob er's damals erraten hatte? ging ihr durch den heißen Kopf. Oder schien's nur so? War er doch unheilbar blind?

„Wenn du nur getan hätt'st," fuhr Roland fort, „was dein Mann dich lehrte; denn in der Hauptsache gingen er und ich immer gut zusammen! Das kam erst in den letzten Zeiten, daß er so oft andrer Meinung war; besonders als ich für die öffentliche Gesundheitspflege in jeder Art ins Zeug ging. Da wurd' er so gereizt, ich weiß nicht warum! Ich seh' noch sein rotes Gesicht, wie er mich in plötzlichem Zorn einen Humanitätsfanatiker nannte . . ."

Roland schüttelte seinen rechten Arm und warf mit der Hand diese Erinnerungen weg. „Na, lassen wir das. Abgetane Sachen!"

O, du deutsches Kind! dachte sie. Das war ja ich, ich; hab' den Mann gehetzt; damit wir auseinander kämen. Seit dem Abend am Fenster hätt' ich dich am liebsten nie mehr gesehn! Und hab's doch noch so oft gemußt. Bis ich dich und ihn auseinander hatte. Ja, ja, ich war ein schlechtes Weib! Würdst mich wohl recht verachten, wenn du alles wüßtest. . . .

„Also morgen, Frau Therese?" hörte sie Roland fragen.

Sie stand wieder auf. Würdst aber wohl auch

Mitleid haben, wenn du alles wüßtest, dachte sie ihren Gedanken zu Ende; da du gar so gut bist. Ich war ein unglückliches Weib!

„Was sagtest du?" fragte sie; es war ihr nur durchs Ohr gerauscht.

„Also morgen, sagt' ich. Um diese Stunde etwa könnt' ich wiederkommen. Ich möcht' hier dann aber frische Luft, offene Fenster haben; und eine aufrechte, umhergehende Frau. Denn du kannst's recht gut; ich hab's ja gesehn. Wir könnten 'ne schöne Kur machen, wenn die Frau nur mittäte; eine Willenskur. Wille zum Leben und so weiter."

„Ja, ja," erwiderte Teresa, sich zu einem recht heiteren Lächeln zwingend. „Komm nur wieder. Es wird wohl gehn! Siehst du, das ist die alte Geschichte, wenn der Arzt im Haus war: dem Patienten wird schon anders, er lebt schon auf. Ich schäm' mich vor dem Jungen und dir: bin gar nicht mehr so todesmatt. Also morgen weiter! Ich dank' dir. Und — verzeih mir, was ich dir früher getan hab'. Verzeih mir's!"

„Was denn? Was hättst du mir getan?"

Sie antwortete nicht. Sie gab ihm die Hand. „Begleit Onkel Roland hinaus," sagte sie zu ihrem Sohn.

Eberhard ging bis zur Haustür mit. „Ich komm' noch zu euch!" rief er dem Doktor nach. Roland winkte mit der Hand und trat auf die Straße.

* * *

Als Eberhard ins Zimmer zurückkam, lag die Mutter schon wieder auf der Chaiselongue; sie lag aber lang ausgestreckt, ohne die Decke, und ein jugendliches, sonderbares, geheimnisvolles Lächeln spielte um ihren Mund. Er trat zu ihr, beugte sich über sie und küßte ihre Stirn. „Mia madre!“ sagte er — so redete er sie nur an, wenn er ihr eine besondere Freude machen oder zeigen wollte — „weißt du, so gefällst du mir!“

„Das ist ja schön,“ warf sie ohne Stimme hin. „Wenn du mir nur auch erst gefällst.“

„Wird schon kommen, Mutter.“

„Meinst du? Wird es kommen? — Ich hätt' dem Doktor Roland wohl sagen mögen: ein Teil von meiner Krankheit ist der da! Wollt' dich nur nicht schlecht machen vor ihm. Wollt' dich auch nicht kränken. — Also morgen fährst du nach Köln zurück?“

„Ja, wohin denn sonst? Aber — nicht drei Viertelstunden Schnellzug. Ich besuch' dich, so oft ich kann.“

„Ach, Eberhard! Was hilft mir das? Ich weiß ja, was für einer dann kommt: ein wilder, wilder Mensch, ein Haßmensch, ein Zornmensch; der alles vernichten will. Was schüttelst du den Kopf? Ich kenn' dich doch. Ich weiß dich und ich fühl' dich, wie wenn ich dich noch unterm Herzen hätt'. Und wenn du dich heut vor mir verstellen wolltest, morgen kannst du's nicht! — Von wem hast du denn diese schwarze Art? Von mir nicht. Wildes Blut, das hatt' ich auch — hab's wohl auch noch — aber die

Welt über den Haufen werfen! So was Greuliches hab' ich nie gedacht. Glücklich werden, das wollt' ich! weiter nichts. Hätt' ich nur 'nen Sohn, der auch wie ein anderer Mensch glücklich werden will!"

Eberhard lächelte: „Ich will's ja auch! Was red'st du? Aber ich kann's nur werden, wenn's auch noch viele von den andern werden. Und darum —"

„Darum alles in Stücke schlagen?"

„Übertreib doch nicht. Die Welt besser machen — weil sie hundeschlecht ist! Lies doch unsre Zeitung. Und laß uns zwei doch zusammenhalten, ohne viel hin und her zu reden. Freu dich, daß ich meine Mutter so lieb hab', und hab' deinen Sohn lieb; und gib mir einen guten Kuß!"

Er drückte die Lippen auf ihren Mund; sie erwiderte es aber schwach; als er dann wieder aufrecht stand, sah sie ihn mit schwermütigem Kopfschütteln an. „Eberhard, die Liebe allein tut's nicht! — Da war dein Großvater, mein Vater, ein echter Italiener; ein Herz für uns hatt' er, oh, und was für eins; und wir hatten ihn auch alle lieb. Aber wir zitterten und bebten doch oft, als ging' der schwarze Tod durchs Haus! Er hatte so 'nen dunklen, schweren Sinn. Er hatt' immer Feinde. Er haßte alle, die oben waren und das Regiment hatten. Immer sprach er von zum Messer greifen und von aus der Welt schaffen. Meinst du, daß wir Kinder glücklich waren? wenn er uns auch lieb hatte? — Von dem hast du's, Kind! Ich hab' dir's weiter-

gegeben, ich aus meinem Mutterblut. O, so ein dummes, armes, ahnungsloses Mutterblut!"

„Da haben wir's wieder," sprach Eberhard seitwärts in die Luft. „Wenn du dir immer solche Gedanken machst, wirst du nie gesund!"

„Lies doch unsre Zeitung, sagst du. Ja, die tut wohl so! Oder die denkt wohl auch wirklich nicht so wild und so blutrot wie du. Wie lange bleibt ihr dann beisammen? Du ruheloser Gast, auf einmal sind die dir auch zu zahm und du fliegst wieder zum Rauchfang hinaus! — Ach, warum hab' ich nur den einen Sohn. Und muß mein ganzes Herz an den einen hängen! Es ist recht was Dummes. — Hätt' so gern, so gern —"

„Was hättst du so gern?" fragte Eberhard, da sie schwieg und die Augen schloß.

Sie gab keine Antwort. Sie sah wieder den Friedrich Roland vor sich, an dem ihr Herz so gern einen Trost gehabt, mit dem es seinen Glückshunger gesättigt hätte.

Eberhard nahm ihre heiße Hand; „Mutter!" sagte er mit all der Zärtlichkeit, der Innigkeit, die er für sie fühlte. „Was verzehrst du dich Tag und Nacht? Ach, wenn's auch ‚was Dummes' ist, häng doch ruhig dein Herz an mich. Das ist ja für mein ‚dunkles Blut' die beste Medizin! — Eben warst du schon so schön vernünftig. Ich hab' beinah lachen müssen, wie gut dir der Onkel Roland tat, wie jung und gesund du wurdest und beinah vergnügt. Mir hat das Herz im Leib gehüpft. Nun halt auch dein

Wort, das du ihm gegeben hast: ‚Also morgen weiter!‘ Und sag mir recht lieb und gut adieu!"

„Willst du fort?"

„Zum Spaziergang, Mutter. Ich muß in die Luft, herumgehn; sonst erstick' ich. Das ist wohl auch das ‚Blut‘ ..."

Er warf sich plötzlich neben ihr auf die Kniee und drückte das Gesicht gegen ihre Hand. „Also auf Wiedersehn, du mein dummes, ahnungsloses Unglück: denn durch dich hab' ich ja die böse Großvatererbschaft. Sei ruhig, das verzeih' ich dir. Bin sogar so wahnsinnig und hab' dich unsinnig lieb! — Mutter, es gibt in dieser verrückten Welt wunderliche Sachen: ich, der so ‚greuliche‘ Gedanken hat, vor denen du dich fürchtest — wenn du in mich hineinsehn könnt'st — da drin ist auch noch ein ganz kleines Kind. Ein lächerlich weiches, schuldloses, gutes, dummes Kind, das am Rock seiner Mutter hängt — und für diese Mutter ins Wasser springen könnt' — und ihr dankbar ist — für alles, auch für das schwarze Großvaterblut. Werd' doch noch ein Mann werden, der dir Freude macht!"

Er küßte ihre Hand. Er lächelte ihr zu. Dann sprang er auf und lief aus der Tür.

Ach ja, ja, er ist gut! dachte Teresa, wieder die schlafsüchtigen, etwas entzündeten Augen schließend. So wild er war, er war doch auch immer gut! — Wie süß eben seine junge Stimme klang. ... Vielleicht, grübelte sie weiter, indem sie sich nach Frauenart in sorgende Gedanken vergrub, vielleicht wär'

alles besser geworden, er hätte vielleicht mehr Vernunft mitgekriegt, wenn ich ihn nicht so früh getragen und geboren hätte. Mit noch nicht siebzehn Jahren Frau, mit noch nicht achtzehn Mutter! — Ach, aber das geht vielen so, und ihre Kinder werden wie Maiglöckchen. Oder wenn ich seinen Vater so recht von Herzen geliebt hätt'; wenn mein unvernünftiges Herz schon für den ganz erwacht wär', und nicht erst so spät, so wild, so schlimm für — —

Friedrich Roland! Da stand er wieder in ihren geschlossenen Augen. Also morgen ihn wiedersehn; wenn der Junge fort ist. . . . Nun, was wird morgen sein? Wird er da nicht ebenso doktorhaft ehrenfest kommen und gehn, wie heut? — Sie griff mit der Hand in das Kleid über ihrer Brust, zerrte und zerriß es fast; so ein verrücktes Schicksal! Sie, die halb Welsche, die Unbändige, die Tochter ihres Vaters, in so einen norddeutschen, westfälischen Mustermann verliebt! Immer die alte sinnlose Geschichte: zwei, drei Eigenschaften gefallen einem gar so gut, gehn einem in das dumme Herz; die andern träumt man sich so hinzu, wie man sie haben möcht', und bildet sich ein, sie sind auch so, und betet nun sein Götzenbild an. Und wenn man doch endlich merkt, das ist anders — man ärgert sich, man rennt gegen die Ecken und Kanten, man wünscht sie zum Teufel — aber man kommt doch nicht mehr los. Der Mann sitzt im Herzen. Immer hofft man wieder. . . . Und immer zuckt wieder der Stolz: er wird nicht so

warm wie du? Er bleibt aufrecht? Zwing ihn auf die Kniee!

O du Braver, Dummer! redete sie den Mann in Gedanken an, der vor ihren geschlossenen Augen stand. Kannst ja doch beim Becher so lustig sein. Lebst so frei und frisch in die Welt hinein! Jetzt hast du keine Frau mehr und ich keinen Mann! Denkst du, weil ich nun zweiundvierzig alt werd' —? O, in mir bin ich noch so jung, so jung. Und auch sonst. ... Se mi vedessi! dachte sie unwillkürlich, unbewußt in ihrer Vatersprache weiter; in der blieb sie auch. Wenn ich eine große Krankheit hätt' — so eine, bei der der Doktor alles sieht — da würdst du dich wundern, wie jung ich noch bin. Da sind Reize, weißt du ... Ach, du weißt nur nicht. ...

Sie seufzte. „Federigo! Friedrich!"

Sie sehnte sich. Sie schämte sich.

Endlich vergingen ihr Wohl und Weh und sie schlief vor Ermattung ein.

* * *

Eberhard wanderte zum Rhein zurück; dahin zog es ihn allemal an so einem schönen Tag. Heute lockte es ihn zum Alten Zoll; er schlenderte am Münster vorbei und dann an den hohen, mächtigen Bäumen des großen Hofgartens hin, bis er die ehemalige Bastei hinanstieg, die „der alte Zoll" genannt wird. Über dem Rheinuferdamm hoch aufgemauert, mit edlen Bäumen geschmückt, auch durch ein paar

Kanonen aus dem Siebziger-Krieg geziert, schaut die Bastei weit ins Land hinein, nach Nord, Ost und Süd. Schön zieht der Rhein heran und vorbei; freundliche, rötliche Hügel ziehn noch drüben mit; das Schönste ist aber das Siebengebirge, dessen Formen und Linien hier wie eine weiche, liebliche, reine Melodie, wie ein Beethovensches Adagio zusammenklingen. Beethoven! dachte auch Eberhard, als er dieses Bild zwischen den Bäumen erscheinen sah; Beethoven war ja auch ein Bonner Kind. Er trat aber noch nicht an die Brüstung vor, das Denkmal des alten Arndt hielt ihn fest, der als gewordener Bonner starb und dessen Erzbild auf dem Alten Zoll steht. Eberhard sah es gern; so stämmige, feste, kernige Gestalten, denen man ansieht, daß sie sich furchtlos in der Welt behaupteten, taten seiner Seele wohl. Er betrachtete den Alten eine Weile, mit Ehrerbietung, und nickte ihm wie einem von seinesgleichen zu. Dann las er die Inschrift auf dem Postament: „Ernst Moritz Arndt (geb. 1769 zu Schoritz auf Rügen; gest. 29. Jan. 1860). Der Rhein Deutschlands Strom nicht Deutschlands Grenze. Der Gott der Eisen wachsen ließ der wollte keine Knechte. Errichtet vom deutschen Volke 1865."

Über Eberhard kam sein gewohntes bitter herbes Lächeln. Ja, ja, Alter, dachte er, das ist schon ein gutes, schneidiges Wort: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!" Aber was haben die Menschen mit dem Eisen gemacht, trotz dem alten Gott? Neunzig Jahr' hast du's miterlebt, und jetzt

erleben wir Jungen es so weiter: Knechte sind wir, mit dem Eisen in der Hand doch nichts als Knechte! Ein paar Dutzend und ein paar Tausend haben die Gewalt! Du hast's fühlen müssen, du tapfrer, du armer Kerl. Und wir müssen's fühlen. Die paar Dutzend und Tausend kommandieren: Eisen blank! oder: Eisen angelegt! und die ganze faule Bande gehorcht. Wenn man sie sonst nur leben läßt, wie sie gerne leben: fressen, saufen, küssen, klatschen, mit Bildung prunken, mit Geld klappern. Und wer noch nicht vergessen hat, was Gott mit dem Eisen wollte, wer's ihnen in die Ohren schreit, der ist ein „Feind der Gesellschaft", ein Roter, wohl gar ein „Anarchist", psui Teufel, und Gottes Eisen ist grade gut, um ihn an die Wand zu spießen!

In solchen Gedanken kam er bis zur Brüstung; plötzlich blieb er wieder stehn. Auf einer der Bänke sah er eine elegant gekleidete schlanke Dame sitzen; sie war dem Siebengebirge zugekehrt, las aber in einem Buch. Er erkannte sie. Es war die Frau des Professors Steinle, „die reizende Lydia", wie die Studenten sie nannten, als er hier studierte. Sie schien noch ebenso reizend wie damals; die feine, zarte Gestalt noch mädchenhaft, der Kopf ein Madonnenkopf. In dem Durcheinander von Schatten und Sonnenschein — einzelne vergoldende Strahlen tändelten mit ihrem braunen Haar, das unter dem Hütchen hervorlugte, und spielten an den weichen Wangen und dem kleinen Kinn — in dieser durchleuchteten Dämmerung saß sie berückend anmutig da.

Eberhard verspürte es auch in der Brust: da ward's wieder unruhig. Es rührten sich die alten Gefühle, mit denen er sich als junger Studio herumgeschlagen, die er dann in Heidelberg und Köln schwer verwunden hatte. Sie las, ohne aufzublicken. Ich red' sie an! dachte er plötzlich; blieb aber doch noch unschlüssig stehn. Sich wieder in die Gefahr begeben? Nach dritthalb vernünftigen Jahren wieder verrückt, vielleicht wieder selig und unselig werden? — Ach, zum Teufel, dacht' er, warum denn nicht? Das Leben ist sonst so nichtsig und dumm. Ja, ich red' sie an!

Er trat auf sie zu, sein Schatten fiel auf ihr Buch; nun blickte sie auf. „Gnädige Frau," sagte er und nahm seinen weichen, breitkrempigen Hut ab; da er niemand in der Nähe sah, fuhr er fort: „Frau Lydia! Wie freu' ich mich, Sie wiederzusehn! — Ich hoffe, Sie kennen mich noch."

Frau Lydia stand auf. Sie war ein wenig errötet, das verging schon wieder; ihre sanften, bläulichen Augen blickten ihn mit sonderbarer, freundlicher Kälte an. „Ah, Herr Hofbauer! — Ich kenne Sie noch; natürlich. So leicht vergess' ich ja nicht! Wieder einmal in Ihrem alten Bonn?"

„Ich besuch' meine Mutter, die —"

„Von Köln herüber. Ich weiß, ich weiß. Sie leben ja jetzt in Köln!"

„Ah, das wissen Sie?" fragte er verwundert. Warum gibt sie mir aber nicht die Hand? dachte er.

„O, ich weiß allerlei von Ihnen," erwiderte Lydia; sie machte dabei die Augen halb zu. „Neu-

lich erzählte mir's — ich weiß nicht, wer. Sie haben die Wissenschaft an den Nagel gehängt und leben nun für — Volksbeglückung."

Mit einer etwas geziert anmutigen Bewegung nahm sie ihren Sonnenschirm von der Bank, spannte ihn auf, steckte ihr kleines Buch in die Tasche und wandte sich nach rechts wie um fortzugehn.

„Erlauben Sie, Frau Lydia!"

„Was?"

Er starrte unwillkürlich auf die Lippen, die dieses „Was?" so unaussprechlich sanft gemütlos hinwarfen; dieselben Lippen, die ihn einst so viel herzlicher behandelt hatten ... Seine Stirn runzelte sich; doch er faßte sich. „Ich wollte nur fragen, ob Sie erlauben, daß ich Sie eine Weile begleite?"

„Begleiten?" wiederholte sie, mit einem flüchtigen Blick über den Platz; er war in diesem Augenblick leer, ein alter Herr ging eben fort. Sie lächelte ein wenig, mit ihrem mütterlichen Lächeln; auch das hatte sie, wenn sie wollte, auch das hatte er an ihr gekannt. „Mein guter Herr Hofbauer, Sie sind sonst entschieden älter geworden, Ihr Schnurrbart hat sich tadellos entwickelt, gratuliere Ihnen. Aber die jugendliche Naivität von früher haben Sie doch noch! Ob Sie mich begleiten dürfen? Vergessen Sie denn, was Sie sind?"

„Ich? Was bin ich denn?"

„Die Frage ist entzückend. Herr Eberhard Hofbauer — sehn Sie, ich weiß auch Ihren Vornamen noch — ich sprech' aber jetzt als Frau Pro-

fessorin zu Ihnen, als Studentenmutter. Warum haben Sie denn diese — Dummheit gemacht und sind Sozialdemokrat geworden? Und dabei fragt er noch, ob er mich begleiten darf. Nein, Herr Umsturzmann, eine Dame aus der Welt darf so einer wie Sie, der dieser Welt den Untergang geschworen hat, nicht nach Haus begleiten!"

Eberhard ward bis in die Lippen bleich. „Ah!" sagte er. „Das darf ich nicht?"

„Er begreift es nicht! Er fühlt es nicht! — Mein guter Herr, Sie können nicht alles haben: das sogenannte Volk, den Pöbel und uns! Sie müssen schon entschuldigen: ich lebe noch in der Welt. Ich bin die Frau Professorin Steinle. Eine Dame aus der Gesellschaft, nicht wahr —"

Eberhard hielt sich nicht mehr; das Blut stieg ihm zu heiß zu Kopf. Er stieß zwischen den Zähnen hervor: „Eine Dame, die — —"

Auf einmal blitzten ihn ihre sanften Augen an. „Bitte, bitte!" fiel sie ihm ins Wort; beinah nur flüsternd, aber gebieterisch. „Vergessen Sie sich nicht! Unsre Unterhaltung, nicht wahr, ist hiermit zu Ende! — Wir können ja sonst in der Erinnerung gute Freunde bleiben, Lydia Steinle ist — nicht vergeßlich. Aber nicht wahr, ein jeder lebt in seiner Welt!"

Sie sah ihm mit einem weich herzlich vorwurfsvollen, einem Madonnenblick in das jetzt errötete Gesicht. „Ach, Sie —"

„Törichtes Kind!" sprach sie nur mit den Lippen

weiter; er konnte es nur sehen, nicht hören. „Adieu!" sagte sie dann laut und ging, zum Hofgarten hinunter.

* * *

Eberhard hatte einen leichten Nebel vor den Augen; so gut er konnte, schaute er der fast überschlanken, „modernen" Gestalt, die sich leichtfüßig entfernte, nach. So, so! Also für dich bin ich tot! dachte er, mit den starken Zähnen knirschend. Aus der Kaste gefallen. ... I, du — Dame, mit dem falschen Marienblick! Und wie hast du an meinen Lippen gehangen ... Wie hast du an meinem Leben gesogen ...

Er sah sie auf eine hervorstehende Baumwurzel treten und ein wenig straucheln; eine wilde Phantasie durchfuhr ihn. Wenn das irgend ein Sprengpulver war, auf das sie ihren kleinen Madonnenfuß setzte, und das Ding entlud sich und die Dame aus der Gesellschaft, das elegante, zarte, süße Geschöpf flog wie eine Wolke von Staub und Trümmern in die Luft!

„Eberhard Hofbauer!" hörte er neben sich sagen. „Was guckst du? Augen und Ohren für unsereins hast du wohl nicht mehr?"

Eberhard wendete den Kopf nach links, noch ganz wie im Traum. Dort stand Gustav Lenz, einer seiner alten Bonner Freunde, von der Prima des Gymnasiums und aus der ersten Universitätszeit her; wohl seit drei Jahren nicht mehr gesehn. Der lange,

wohlgebaute Mensch mit dem langen Hals und den abfallenden Schultern war nicht zu verkennen; auch die lachenden grauen Augen nicht. Mit einem noch umwölkten Blick auf das hübsche, heitere Gesicht murmelte Eberhard: „Gustav! Du! — Wie aus der Erde hervorgeschossen. Wo kommst du auf einmal her?"

„Nicht als Pilz," antwortete der junge Mann, „sondern ganz natürlich, auf diesem Fußweg. Du hatt'st nur keine Augen. In was warst du denn so vertieft, wenn man fragen darf?"

„Siehst du die Dame da?" fragte Eberhard zurück; das Gift lag ihm noch auf der Brust und auf der Zunge. „Sie geht jetzt an der Bibliothek vorbei. Gustav! Kennst du die?"

„Wie sollt' ich sie denn nicht kennen," antwortete Gustav Lenz; „die kennt ja jeder in Bonn. Bei ihrem Mann hör' ich jetzt Hygiene, viermal wöchentlich. Ein gemütlicher, famoser Kerl!"

„O, und sie eine famose Frau! Hat noch mehr Beifall bei den Studenten als er; sie hängen an ihrem Mund, sag' ich dir. Ich hab' bei beiden gehört; bei ihm Hygiene, bei ihr — — na, ihr Kolleg war nicht so gesund. Schau sie an, Gustav, wie hübsch sie geht. Noch so mädchenhaft; was? Wenn jetzt unter ihr 'ne Mine losging' und mit der Frau Professorin in die Luft!"

„Pfui, was für 'ne Phantasie!" Gustav Lenz verzog das Gesicht. „Bist das noch nicht los? Noch so fruchtbar an Scheußlichkeiten?"

Eberhard besann sich, bezwang sich; „na, zuweilen kommt's wohl noch mal," erwiderte er nur. „Lassen wir die — Dame. Was führt dich nach Bonn? Seit wann bist du wieder hier?"

Er gab ihm nun endlich die Hand, in seiner Verstörtheit hatte er's vergessen. Gustav hielt sie gemütlich fest. „Ich hab' ja hier 'nen Onkel Professor. Will nun allmählich den Doktor machen. Drei Jahr' hab' ich draußen studiert; bis zum Doktor Medicinä und zum praktischen Arzt bleib' ich nun allhier!"

„Das geht so alles den graden Gang," murmelte Eberhard. „Auf der Linie. Die ‚gute Gesellschaft'. — Und dann ein Weib? Und drei Kinder? Und ein Begräbnis erster Klasse?"

Gustav lächelte heiter: „Ob ich mich überhaupt begraben lass', das weiß ich noch nicht! Ich möcht' das Sterben überschlagen, Bruder; möcht' der erste sein."

„O Teufel! So hängst du am Leben?"

„Oder das Leben an mir. Wir haben uns sehr gern. Ach ja, das war nie nach deinem Sinn! Du hatt'st am Leben und an der Welt und Gott und seinen Geschöpfen mächtig viel auszusetzen; weißt noch, den ‚Umwälzer' nannt' ich dich und den ‚Verschlimmbesserer'. Dann hatt'st du auch so gern Krakehl mit den Leuten.... Was war denn jetzt mit der Steinle, die in die Luft fliegen sollte? Du gucktest ihr nach mit einem Gesicht —!"

„Lassen wir das Weib!" sagte Eberhard mit

einer zuckenden Gebärde. „Es ist der Mühe nicht wert, daß man von so 'ner — Lilie spricht! Ach, diese reinen, feinen, gradgewachsenen Lilien. ... Wo wollt'st du eben hin, Gustav Lenz? — Ich kam heut von Köln, da leb' ich; fahr' heut abend zurück. Wollen wir noch 'ne halbe Stunde miteinander ans Wasser gehn? Wir sahn uns ewig lange nicht!"

„Ja, mein Alter, gern!" — Gustav nahm wieder seine Hand. „Wir waren immer so prachtvolle Gegensätze; das war so gesund; und hat mir so viel Spaß gemacht. Sechsmal beinah auseinander; aber sechsmal famos zusammengeleimt. Fideler bist du nicht geworden, scheint mir; — ja, und ich, das muß ich zu meiner Schande gestehn, nicht weltschmerzlicher. Noch ebenso unmodern ‚oberflächlich', im ganzen mit Gott und der Welt zufrieden, oder in meinem Gott vergnügt. Wenn dir aber so ein Kerl nicht entsetzlich ist — wo wollen wir denn hin?"

„Auf die neue Brücke gehn, wenn dir's recht ist," versetzte Eberhard und machte sich schon auf den Weg. Er fühlte, es war wieder die alte Geschichte: so ein „zufriedenes" Gemüt konnte er eigentlich in den Tod nicht leiden, und doch, diesem Gustav Lenz war er gut. Warum? Er hatte es nie so recht verstanden; es verstand sich von selbst. Wie wenn seine und seine Atome sich gern hätten ... Gustav nahm seinen Arm, es freute ihn. Er lächelte dem hübschen Jüngling zu; sie wanderten zum Rhein hinab.

„Du, da muß ich dir aber erst noch was sagen,"

fing er plötzlich an, als sie schon auf der Rheinwerft an den duftenden Blumenanlagen entlang schritten. „Du sprachst vorhin von meinen jugendlichen Scheußlichkeiten; es scheint aber, du weißt noch gar nicht, was für ein ausgewachsenes Scheusal ich jetzt bin! Wirklicher, angestellter ‚Umwälzer'; als Mitredakteur des sozialdemokratischen Blatts da unten, im ‚heiligen Köln'. Und einer von den wilden, den radikalen. Wenn dir's nicht angenehm ist, mit so einem auf der Straße zu gehn — wenn es deinem graden Gang durch die Welt irgendwie schaden kann — dann zieh deinen Arm nur ruhig fort und geh rechts ab, allein; oder der schönen Lydia nach, zur Poppelsdorfer Allee!"

„Ach, du bist doch —!" wiederholte Gustav. Er war stehn geblieben; unwillkürlich sah er den ganzen Eberhard von oben bis unten an. Es kam ihm dann aber sein gewohntes frei frisches Lächeln: „Wie steigst du auf diesen — Unsinn, Bruder? Hat die schöne Lydia dich so abgeschminkt? — Es scheint so, denn du sagst nichts. — Sozialdemokrat! Wer hätte das — — Aber eigentlich war ich ja ein Esel, daß ich das nicht dachte. Das lag ja auf deinem Weg! — Ein wilder?"

„Radikal!"

„Na, meinetwegen! Gehn wir weiter, Bruder.... Ich sag's ja: was einmal im Menschen steckt! Übrigens, für die Gemeinheit, mir das Weggehn zuzumuten, und für das mit dem ‚graden Gang' zahlst du nachher einen Schoppen Wein; den trinken wir

zusammen als Gegensätze. Ich seh' mir doch den ganzen Kerl an und nicht dieses oder jenes Schubfach in seinem Hirn!"

„Gut," sagte Eberhard, „ich zahl' den Schoppen. — Ich hatt' nur eben das Gefühl, als müßt' ich an mir 'ne Warnungstafel anbringen —"

Gustav lachte auf. „Wie ich's einmal an einem blinden Mann gesehn hab'; der trug auf der Brust 'ne kleine Tafel mit der Inschrift: ‚Ein Blinder'. So könnt'st du auch 'ne Brusttafel tragen: ‚Ein Sozialdemokrat'!"

Sie lachten beide. Sie kamen zu der neuen Brücke, die nach Beuel hinüberführt, stellten sich dort an die Brüstung und schauten den belebten, besonnten Fluß hinauf und hinab. Die Stadt Bonn zog sich nicht malerisch und altertümlich wie das turmreiche Köln, aber mit ihren Uferanlagen und den Villengärten heiter, freundlich am Rheinstrom hin. Rückwärts hinter Bonn dunkelten die waldigen, niedrigen Hügelzüge, auf denen der junge Kaiserpark, mit dem Bismarckturm, den sogenannten Venusberg zu einem kleinen Paradies der Bonner gemacht hat. Wenn aber dort das Auge bis zur Burgruine von Godesberg weiterging, deren schlanker Turm in das lichte Blau ragte, so mußte es auch über den Rhein hinüber, das Siebengebirge zog es zu sich heran. Wie ein schönes blaugrünes Märchen schwebte das Bergland über der himmelspiegelnden Flut.

„Der Drachenfels!" murmelte Gustav. „Ich kann den Kerl doch oft nicht sehn, ohne daß mich's hin-

reißt; selbst vom schönsten Kolleg über Hygiene weg. — Ja, der alte Goethe! Der dachte noch mit achtzig Jahren so:

> Und wenn mich am Tag die Ferne
> Blauer Berge sehnend zieht. . . ."

Eberhard brummte in seinen jungen Bart: „Immer kommt ihr doch mit eurem Goethe, ihr altmodischen, ästhetischen Menschen! — Aber guck mal auf die Brücke, Bruder: da kommt was Ungoethisches, aber Kräftiges, Saftiges. Guck die beiden Mädel an, die von der Beueler Seite hermarschieren; na, die kleine, an der siehst du nichts; aber die große! Die richtige Germanin, was? Aus den alten Zeiten! Die Figur! Der Gang!"

„Die kenn' ich ja," erwiderte Gustav; „beide. Berta Müllner und Ilse Roland. Hab' sie bei meinem Onkel Professor gesehn; und dann auch zu Hause; beim Doktor Roland. Roland — ein Prachtkerl! Ein Sonntagsmensch!"

„Ich weiß nicht, was du unter einem Sonntagsmenschen verstehst; aber ein Prachtkerl, ja, das ist er. Die Tochter aber auch! Find'st du nicht? Keine Schönheit, gar nichts Goethesches; aber ein richtiges nordisches Hünenweib — oder Hünenmädel. Ich sah sie heut nach drei Jahren wieder; aus dem Backfisch ist ein schneidiges Frauenzimmer geworden; sieht aus wie lauter Saft und Kraft. Und die Augen noch ebenso treuherzig aufrichtig wie früher; nichts vom Madonnenblick. . . . Guck, wie die beiden nebeneinander gehn!"

Eberhard lächelte; Gustav auch. Die kleine Berta Müllner, die Roland „das Bachstelzchen" nannte, hatte wirklich etwas Wippendes in ihrem drollig zierlichen Gang; das nahm sich umso komischer aus, da neben ihr die hochaufgeschossene Ilse in ihrem Gewaltsmädelgang großartig ungeschlacht, um die Welt völlig unbekümmert daherdammelte. Sie kamen jetzt an den jungen Männern vorbei; Bertchen dankte für deren Gruß mit einer niedlichen Kopfbewegung, Ilse mit einer halb männlichen, unreifen, wilden Grazie, harmlos vergnügtes Lächeln in den braungrauen Augen. Am Ende der Brücke gingen sie nach links und in das zweite Haus, in dem Roland wohnte.

„Also du kennst sie auch, die Ilse," sagte Eberhard nach einer Weile; er hatte wie Gustav den beiden Mädeln nachgesehn. „Ich kenn' sie aus ihrer Kinderzeit; war ein unbändiges Ding, halb Bub. Arme wie ein ganzer Bub; tapfer; märchenhaft aufrichtig. Daher natürlich auch zuweilen märchenhaft grob. Aß alle unreifen Äpfel, die von den Bäumen in ihrem Garten fielen. — Ja, das ist ein andres Gewächs als die ‚Lilie'!"

„Die ‚Lilie' sagst du schon wieder. Mensch — du warst auch immer so schön aufrichtig. Was hast du mit Frau Lydia Steinle? Warum sprichst du so gereizt und verächtlich von ihr?"

„Warum ich das tu'? — Ich will dir was sagen, Gustav; — schon um dich zu warnen: damit du langer, hübscher Bursch nicht auch in ihre Patsch-

händchen fällst. Das ist eine Frau. ... Oder weißt du schon, was für 'ne Frau sie ist?"

„Nichts, als daß sie gern etwas kokettieren soll; aber in allen —"

„Ehren! Ehren! Natürlich! Denn die mehr davon wissen, die sind sogenannte Gentlemen und schweigen ritterlich still. Ich pfeif' aber auf die Ritterlichkeit, wenigstens vor dir! So ein Weib schonen — warum? Weil sie die Damenfrechheit hat, zu mir, zu mir, der ihr ‚süßer Liebling' war, da oben auf dem Alten Zoll zu sagen: nein, mein guter Herr, über die Straße begleiten können Sie mich nicht mehr!? Ein Sozialdemokrat!? Eine Dame aus der Welt!? — Und wie hat sie mich in ihre Arme gelockt; mich, den Studenten, den grünen Jungen; sie, die Frau Professorin. Wie hat sie mich mit ihren Marienaugen und mit ihren jungfräulichen Schultern und ihren bildungssüßen Honigreden langsam eingefangen, bis ich einmal plötzlich, Gott weiß, wie's kam, zitternd und stammelnd an ihrer Brust — — Die kann küssen! Das glaubst du nicht! Die kann einem Worte sagen, daß man rein vergeht! — Worte und Küsse — weiter wollt' sie nicht. Nur mit mir nicht? Was weiß ich. Hab' seitdem gehört, von einem, der's wohl wissen kann: so weit wie ich sind manche gekommen; eine zarte, gebildete Sirene, Bruder. Vielleicht sagt sie immer: bis hier und nicht weiter ... Ich Grünspecht, ich blutiger Anfänger, ich hab' an ihre Liebe geglaubt; an die Lilie, die nur einmal — — Es hatt' mich schon

damals einer warnen wollen, der von ihren Romanen gehört hatte; ich hab' ihm aber kein Wort geglaubt. Solche Augen und solche Lippen, dacht' ich, können doch nicht lügen! Wenn sie an meinem Hals zu mir sagte: Du, mein Einziger . . ."

Eberhards Augen funkelten, seine große Stirnader schwoll; es rührte sich der Italiener in ihm: er spie mit einer wilden Bewegung der Lippen aus. „Und heut steht sie da auf dem Alten Zoll; ‚was?‘ sagt sie mit einem so fremden, fernen Ton, als wär' sie auf dem Sirius. ‚Begleiten?‘ ‚Vergessen Sie denn, was Sie sind?‘ Ich gehör' nicht mehr in ihre Kaste, darum bin ich tot. Nicht die Hand mehr geben! — Das ist die rechte Dame aus eurer Welt. Das ist so ein Musterbild aus dieser falschen, vergifteten, verrotteten, knochenfaulen Welt!"

Gustav sah den Erbitterten, dem die Wangen zuckten, mit seinen mitleidigen Augen an; dann mußte er doch lächeln. „Erlaube, Alter: Musterbild! Wenn Frau Lydia so ist, wie du sagst — manchmal übertreibst du —"

„Bei der da nicht! Die ist, wie ich sage!"

„Dann haben wir doch noch andre Musterbilder, die sich besser ausnehmen. — Also ‚unsere Welt‘. Du glaubst also auch an das Evangelium von der verrotteten Gesellschaft, die man einfach umgraben muß!"

Eberhard antwortete nicht. Er sah mit einem flammenden Blick die Brücke entlang, auf der eben von Beuel her die Königshusaren heranritten; ihre

Musik zog lustig schmetternd voraus. Es klang ihm wie Hohn auf das, was er eben fühlte. Ein unheimliches Lächeln zitterte um seinen Mund; dabei entblößten sich ein wenig seine großen, aber schöngereihten Zähne.

Gustav, der das aufgeregte Gesicht studierte, erriet ungefähr, was in ihm vorging; alte Reden und Phantasien des deutsch-welschen „Verschlimmbesserers" erwachten in seinem Kopf. „Du! Eberhard!" sagte er.

„Was?"

„Wie du die Reiter da anguckst. Ich erinn're mich: diese Königshusaren mit ihren geldverjubelnden Einjährigen hast du nie gemocht. Möcht' wohl wissen, was du eben über sie dachtest; ich wette, etwas rein Idyllisches war es nicht."

„Nein, Bruder!" Eberhard lachte kurz auf. Er drückte dann die Augen zu.

„Na, so sag's."

„Was?"

„Was du eben dachtest."

„O, nur so 'ne Phantasie." Er öffnete die Augen. Es schien, daß er weiterreden wollte; die Bläser waren aber zu laut geworden, mit einem schneidigen Fortissimo zogen sie eben heran und vorbei. Die Offiziere und Husaren folgten. Eberhard blieb still, bis die ganze Reiterei an ihnen vorüber war. Das leise zitternde Lächeln erschien wieder auf seinem Gesicht.

„Was ich eben dachte?" fing er mit gedämpfter Stimme an; Gustav hatte seine Frage derweil ver-

gessen. „Das will ich dir wohl sagen, Bruder; vor dir genier' ich mich nicht. Ich dachte, als die farbigen Kerle heranritten: wenn da jetzt recht was Buntes käme — und woran was gelegen wär' — zum Beispiel alle deutschen Monarchen in ihren Uniformen, und die Herren Minister, die Herren Generale — alles zu Pferd — und von euren Damen so das Allerfeinste und Hochnasigste und Verlogenste — und wir ließen sie bis zur Mitte reiten. Dann auf einen Knopf gedrückt — und nach einer Minute fragte der Vater Rhein: wo ist meine neue Brücke geblieben?"

Gustav schüttelte sich einen Augenblick; so „scheußlich" hatte er sich die Phantasie doch nicht gedacht. Erst nach einer Weile entschloß er sich, wie nach einem Spaß zu lächeln: „Bei dir fliegt ja wohl heut alles in die Luft!"

„Es wär' ein guter Anfang, weißt du."

„Du greulicher, verrückter Kerl! — So darf ich ja wohl noch sagen, wie in alten Zeiten; oder ist das vorbei?"

„Warum denn? Genier dich nicht."

„Also du schauderhaft greulicher, ganz verrückter Kerl! — Und wir beide? Flögen wir mit?"

„Warum denn nicht? Kommst du dir so wichtig vor, daß du hier nicht zu entbehren bist?"

„Erlaube!" rief Gustav mit komisch gespielter Empörung aus. „Bin ich denn schon entwickelt? Weiß man denn schon, was in mir steckt?"

„Ach ja: und weil du wie 'ne Klette am Leben

hängst. Da du mit der schönen Welt so zufrieden bist. Nur alles so lassen! Beste aller Welten!"

Gustav ward ernst und schüttelte den Kopf. „Wie du mich kennst! — Nein, du — Anarchist — die Welt zu verbessern sehn' ich mich so gut wie du; nur zum Verschlimmbessern hab' ich keine Lust. Und bei dem Brückensprengen und so weiter, du Phantasiegreuelmensch, da flögen wohl einige Auserwählte in die Höhe, die andern blieben aber alle unten und es blieb' alles, wie es ist! — O ja, Bruder, ich will auch verbessern; aber mit frischem, fröhlichem Mut: es kann alles werden! Grade zum Besserwerden ist die Welt gemacht. Es geht nur nicht in der Hetze —"

„Nein, alle tausend Jahr' einen Schritt! Und auch den nicht ohne einen Stoß mit der Faust!"

„Ach, Alter, die Faust ist dumm. Und es tut ihr nachher selber weh. Sei nur nicht so grimmig! Laß dir's doch ein bissel wohl werden auf der Welt!"

„Wohlbold du!"

„Du Wehbold!"

Sie sahen sich an; auf einmal lachten sie beide. Die zwei Worte, die ihnen unversehens gekommen waren, machten ihren jungen Seelen Luft. Die alte Burschenheiterkeit brach heraus. „Wohlbold" und „Wehbold" schimpften sie sich noch einmal und lachten wieder.

„Nun muß ich aber nach Haus, zum Essen!" sagte Eberhard; er hörte die nächste Kirchenuhr schlagen. „'s ist die höchste Zeit! — Also die Brücke

bleibt einstweilen stehn; sei ruhig. Wir haben aber den Schoppen noch nicht — — Hast du heut nachmittag Zeit? und Lust?"

„Beides! Beides!" Gustav nickte ihm in seiner strahlenden Freundlichkeit zu.

„Du besuchst Rolands auch?"

„Dieser Tage wollt' ich wieder hin —"

„Wollen wir uns um vier dort treffen? Und nachher zusammen —"

„Zum Schoppen gehn? Wohl, wohl!"

„Diesmal sag' ich nicht: Weh, weh!"

Eberhard lachte wieder; ganz wie ein Mensch! dachte Gustav. Sie drückten sich geschwind noch die Hände; im Sturmschritt ging Eberhard dann davon.

* * *

Berta Müllner und Ilse Roland saßen am Nachmittag im Rolandschen Wohnzimmer, wo bei Tag gewöhnlich des kleinen Wilhelm Wagen stand; nur Nachts schlief er im Gartenzimmer, neben Ilses Bett. Er war jetzt wach, seine junge „Mutter" studierte ihn; sie hatte in Professor Preyers Buch „Die Seele des Kindes" wieder einige Abschnitte gelesen und stellte nun ihre Untersuchungen an; Berta sah mit zum Lachen gereizter Andacht zu. Auf dem Tisch neben Willis Wagen hatte Ilse einen Spiegel aufgerichtet, so, daß der Kleine ihn sehen mußte. Er blickte auch hinein, erblickte offenbar sein Spiegelbild. „Na, wirst du nun lächeln, Bursch?" fragte Ilse.

Sie kniete auf ihrem Stuhl und hatte die Vorderarme auf den Tisch gelegt.

Willi tat ihr nicht den Gefallen; er schaute das Gesichtchen im Spiegel aufmerksam, aber ohne irgend ein Zeichen von Vergnügen oder gar Verwunderung an. „So weit bist du also noch nicht, du Kerl!“ sagte sie etwas unzufrieden. „Ich dacht', du würd'st dem kleinen Preyer endlich mal vorbeigehn. Aber nein, dir eilt's nicht!“

„Du verlangst von deinem Jungen auch zu viel,“ bemerkte Berta altklug. „Vorhin hast du mir doch vorgelesen, daß der kleine Preyer erst am hundertsechsundzwanzigsten Tag sein Spiegelbild angelächelt hat. Und Willi ist heut erst neunzig alt.“

„Dreiundneunzig!“ berichtigte Ilse. „Und Preyers Bub lächelte am hundert sechzehnten.“ Sie machte ihres Vaters Gesicht: „Genauigkeit, Bertchen! Genauigkeit! Nicht so flüchtig, Bertchen!“

„Ach, du! — Na, und dann ist Willi doch immer noch dreizehn — nein, dreiundzwanzig Tage jünger, als Klein-Preyer bei seinem ersten Spiegelbildlächeln war. Willst aus Willi immer ein Wunderkind machen. Nein, so was von Ehrgeiz! Armer kleiner Willi! Hast 'ne ziemlich verrückte Mutter!“

„Eine sehr gescheite,“ entgegnete Ilse ruhig. Sie trug den Spiegel fort, schob dann das Wägelchen nach rechts zur Wand, wo die große Pendeluhr hing.

„Was willst denn schon wieder?“ fragte Berta.

„Wenn Vater heimkommt“ (Roland war nach Tisch wieder ausgegangen), „möcht' ich ihm doch gern

was Neues an dem Jungen zeigen! — Na, Willi? Wie steht's damit? Das da ist ein Pendel, Willi. Macht immer so und so!"

„Hingucken tut er ja."

„Aber seine Guckerln gehn nicht mit hin und her!"

„Konnte das der kleine Preyer so früh?"

„Am hundertunderſten Tag."

„Na also!" rief Berta aus. „Der kleine Roland hat dreiundneunzig. Du mit deinem Ehrgeiz!"

„Preyerchen war ihm bei so vielem voraus!" sagte Ilse und machte einen zornigen Angriff mit der Faust auf die Luft. „Neulich dacht' ich schon, unser Jung' ist ein Dummerchen! — Ich will noch was machen. Das konnte Preyer schon am einundachtzigsten Tag, und Willi mit fünfundachtzig nicht!" Sie trat zwei Schritte vom Wagen weg, so daß der Kleine sie jetzt nicht sah; nahm ein Trinkglas vom Tisch, machte ihren Zeigefinger naß und rieb damit am Rand des Glases entlang. Es wurden klingende Töne daraus. Willi horchte offenbar auf; er wendete den Kopf.

„Siehst du," rief Berta, „wie er guckt!"

„Pst!" machte Ilse. Sie fuhr fort, zu reiben. Willis Augen gingen vorbei. Jetzt suchten sie aber, es war unverkennbar. Sie entdeckten dann auch das tönende Glas und hielten es nun fest.

„Bravo!" rief Ilse jetzt. „Er hat's gesucht und gefunden! — Bist ja doch wohl kein Dummerchen!"

Sie sprang mit einem Satz zu Willi hin und küßte ihn auf den Mund.

„Na also!" erwiderte Berta, als hätte sie's vorher gewußt.

Ilse kniete neben dem Wagen nieder; ihre große, noch etwas zu magere Hand nahm die beiden kleinen Händchen, strich dann über Willis Kopf und Gesichtchen hin. „Du darfst uns ja auch keine Schande machen!" sagte sie mit drollig strenger und doch liebkosender Stimme; „du gehörst ja der Wissenschaft! Dein Leben wird ja schon beschrieben, noch eh du Muck sagen kannst! Denk immer an den kleinen Preyer, Willi. Und denk an deinen furchtbar gescheiten Vater, und an deine furchtbar lange — aber dumme — aber doch auch ehrenwerte Schwestermutter. — O du Bengel, ich liebe dich!"

Sie sprang auf und küßte ihn wieder auf den Mund.

„Na, du verdientest auch Prügel," versetzte Berta, „wenn du das süße Ding nicht liebtest."

„Ich verdiente Prügel?" Ilse, in der ihre plötzliche bacchantische Lustigkeit erwachte, trat vor die kleine Freundin hin, die noch immer saß. „Das wagst du mir zu sagen? Du Püppchen? Das mir bis an den Gürtel reicht?"

„O, o!"

„Ich kann dich ja auf den Armen tragen wie ein kleines Kind. Ich kann ja 'nen Pfannkuchen aus dir machen. Prügel? Mich hat nie ein Mensch geprügelt; sollt' auch keiner wagen. Soll ich dich Huckepack tragen? Was?"

„Ach nein, laß mich nur in Ruh'!"

Das hätte Berta nicht sagen sollen: es reizte Ilses Übermut. Sie zog das „Püppchen" vom Stuhl empor, hob es mit beiden Armen und hielt es so schwebend in der Luft. Berta kreischte auf. Sie zappelte mit den Beinen. Erst nach einer Weile kam sie wieder auf den Boden; ihr kleines, niedliches Gesicht war feuerrot.

„Aber nein, wie hast du mich angepackt! Meine Arme sind gewiß braun und blau. Manchmal bist du doch wirklich wie — —"

„Wie bin ich?"

„Ganz wie ein Dragoner!"

Ilse lachte auf. Das Wort erregte ihre Phantasie; im nächsten Augenblick salutierte sie vor der Kleinen, die Hand am Kopf, die Fersen zusammenschlagend. „Gnädiges Fräulein Püppchen, darf ich bitten?" Eh Püppchen etwas erwidern konnte, hatte die Große sie als Dragoner im Arm und schwenkte sie, einen Galopp tanzend, um den Wagen herum und durchs Zimmer hin und her.

Es dauerte eine Weile, bis sie die Keuchende losließ. Anna, das Dienstmädchen, stand lächelnd vor ihnen; es war inzwischen hereingekommen. „Ob die Herren Sie besuchen könnten?" fragte es und reichte ein paar Kärtchen hin.

„Eberhard Hofbauer!" las Ilse. „Nur herein damit! — Und der andre auch!" — Ilse, die „in Freiheit Erzogene", durfte von jungen Männern, die dem Vater bekannt waren, auch in dessen Abwesenheit Besuche empfangen; sie tat's nur selten, ihr lag

an dem „Geplapper“ nicht viel. Auf ihren alten Freund Eberhard freute sie sich aber, sie war neugierig auf ihn. Eh die jungen Leute kamen, hatte sie den Wagen mit dem eben eindämmernden Willi ins nächste Zimmer geschoben; „ein Dreimonatskind,“ sprach sie über die Schulter zu Berta zurück, „ist nichts für die Bengels, die haben noch keinen Verstand dafür!“ Dann ging sie ihnen bis zur Tür entgegen und gab dem zuerst eintretenden Eberhard recht herzhaft die Hand. „Ich freu' mich, daß du Wort hältst. — Vater hat mir bei Tisch gesagt, was für einer du jetzt bist. Mir ganz egal, wenn du sonst nur nett bist. — Guten Tag, Herr Lenz!“

Eberhard und Gustav kamen miteinander; „wir haben uns vor der Haustür getroffen,“ sagte Eberhard, nachdem sie auch Berta Müllner begrüßt hatten. „Beim Heraufgehn hat mir Gustav Lenz erklärt, warum dein Vater ein Sonntagsmensch ist; und hat mir außerdem versichert, daß ich gar kein Sozialdemokrat, sondern Anarchist bin.“

„Bist du auch,“ murmelte Gustav.

„Ach, um Gottes willen,“ rief Berta, „sprechen wir nicht von so schrecklichen Sachen!“

„Doch!“ sagte Ilse zurechtweisend und etwas empört. „Grade! Man muß von allem sprechen! Fürcht'st du dich vor dem schwarzen Mann? — Erst wollen wir aber Kaffee trinken; ich dacht' mir, Eberhard, du kämst wohl um diese Zeit, und hab' dir Kaffee gemacht. Es reicht auch für Sie, Herr Lenz. — Donnerwetter!“ rief sie plötzlich aus.

„Was ist?“ fragte Eberhard.

„Ich wollt' nie was vergessen — von meinen Jungssachen, mein' ich — und nun ist mir doch was aus dem Kopf gegangen. Das kommt von den Dummheiten, Berta! Ich muß ja ins Buch schreiben, daß Willi heut das klingende Glas gesucht und gefunden hat. Schenk du ihnen den Kaffee ein!“

Sie flog zum Schreibtisch, auf dem auch die Willi-Bücher und Preyers „Seele des Kindes“ lagen, und griff zur Feder. Ihre Zunge schrieb wieder leise mit. Die andern setzten sich um den großen Tisch; das Bachstelzchen machte die Hausfrau, indem sie die Arme und das Hälschen zierlich und wohl etwas zu zierlich bewegte.

Bald hatten sie alle vier getrunken; eine jugendliche Lustigkeit hatte sie ergriffen, dann zog sie die Schönheit dieses goldenen Maitags an die Fenster, sie sahen auf das Rheinbild hinaus. Ilse saß im Fenster rechts, auf der Brüstung, Eberhard im linken, ebenso; Gustav stand zwischen ihnen, an Ilses Fensterrahmen gelehnt, auf das Siebengebirge und (ebensoviel) in ihr Gesicht blickend; Berta lag im Schaukelstuhl. Auch sie konnte ein Stück vom Gebirge sehn, besonders die Turmruine auf dem Drachenfels. Ihr lustiges Gesicht war träumerisch geworden. Sie bekam ihren „romantischen“ Blick, wie Ilse es zuweilen nannte.

„Kennen Sie eigentlich die Drachensage?“ fragte sie zu Gustav hin, der eben Ilses Charakterkopf studierte.

Gustav wendete das Gesicht. „Die vom Drachenfels?"

„Ja."

„Die Siegfriedsage?"

„Ach, die mein' ich nicht. Die von der wunderschönen Jungfrau."

Ilse lächelte (sie war aber auch in romantischer Stimmung): „Das ist nämlich ihre Lieblingsgeschichte!"

„Die kenn' ich nicht," warf Gustav hin.

Berta richtete sich mit dem Schaukelstuhl auf: „Nicht? Und sie ist doch so hübsch! So rheinisch! Am Drachenfels, da ist doch das Drachenloch —"

Gustav nickte. „Selbstverständlich!"

„Als im Land noch lauter Heiden wohnten, hauste da der Drache; dem brachten sie Menschenopfer, um das gräßliche Ungeheuer zu besänftigen. Und sie zogen oft in die Nachbarschaft aus, um Gefangene zu machen, die sie ihm opfern könnten; und kamen auch weit an die Mosel, bis Trier, wo schon Christen wohnten. Von da bringen sie eines Tags, unter andern Gefangenen, eine wunderbar schöne, liebreizende Jungfrau mit —"

„Wie sie das Wort ‚liebreizend' spricht!" warf Ilse dazwischen, die sich an ihren Fensterrahmen lehnte.

„Ach, du! Es ist doch auch ein süßes Wort! — Der Fürst hatte zwei Söhne; wie die das himmlische Wesen sehn, verlieben sie sich so schrecklich in sie, daß sie endlich drauf und dran sind, bis zum Brudermord um sie zu kämpfen. Da sagt ein alter

Priester zum Fürsten, so ein Heidenpriester: Dieses Bruderhasses Ursach' muß fort, sonst geschieht ein entsetzliches Unglück; opfert sie dem Drachen! Und der Fürst in seiner Not gibt es zu; und um Mitternacht, ohne daß die beiden Brüder es ahnen, führen sie das süße Geschöpf hinauf, bis zur Drachenhöhle, binden sie an einen Baum und lassen sie allein. Als aber das Morgenrot kommt — es wußten's nun doch viele — und neugierig waren die alten Heiden auch —"

„Besonders wohl die Männer!" brummte Eberhard.

„Da sammelte sich das Volk am Berg; und sah, wie die arme, schöne Jungfrau an ihrem Baum stand und die Hände hob und das kleine Kreuz, das sie versteckt auf der Brust trug, an ihre Lippen drückte, und gen Himmel blickte und betete; man konnte aber natürlich kein Wort verstehn. Und da — da kracht's! Der Drache wälzt sich aus der Höhle heraus; Steine rollen vor ihm den Berg herunter, in den Rhein hinein. Das Scheusal faucht die Jungfrau, sein Opfer, mit seinem glühenden Atem an —"

„Hören Sie auf!" sagte Eberhard; „es wird zu traurig!"

„Ach, spotten Sie nur. Es wird schön! Das arme, achtzehnjährige Mädchen — grad so alt wie ich — in ihrem frommen Gottvertrauen überwindet sie ihre gräßliche Angst; und sie hält dem Drachen das Kruzifix entgegen, das Zeichen der Erlösung, und ruft: O Herr und Heiland, verlaß mich nicht! Und sowie sie das gerufen hat —"

„Stürzt sich das Ungeheuer rückwärts in die Tiefe," fiel ihr Eberhard ins Wort, der die Geduld verlor. „Und der Rhein verschlang ihn. Und sie kamen alle zur Höhle, wo die Jungfrau das erlösende Kreuz in den schneeweißen Händen hielt, und hörten ihre Worte und ließen sich taufen. Und der Rhein wurde zur Pfaffengasse. Das ist die Geschichte!"

„Pfui," sagte Berta, „wie garstig: mich so zu unterbrechen. Das hätt' ich von Ihnen nicht gedacht."

„Nehmen Sie's nicht übel; diese Pfaffengeschichte konnt' ich nicht mehr hören. Pfui Teufel — wie das echt, wie das pfäffisch ist! Eine Gemeinheit und weiter nichts!"

„Eine Gemeinheit?" Berta stand auf. „Wieso?"

„Auf all unsre alten Heldensagen mit ihrem frommen Schleim zu kriechen ... Uns nichts, nichts zu lassen von unsrer germanischen Herrlichkeit! — Das war Siegfrieds Drache. Unser hörnener Siegfried! Der kam von Xanten den Rhein herauf; und da hinten im Siebengebirg, bei dem alten tückischen Waffenschmied, schmiedet er sich mit seiner jungen Heldenkraft seine gewaltige Axt, die keiner schwingen konnte als er. Da hetzt der Alte ihn auf: Geh und brenn uns frische Kohlen, bei dem jähen Fels am Fluß stehn uralte Bäume. Siegfried wußte nicht, daß an dem Fels der Drache wohnt! Na, aber er ging hin und köhlerte und bestand und erschlug den Drachen; und badete sich in dessen Blut — bis auf die eine Stelle am Rücken — und schlug

dann auch den tückischen Meister tot. Das ist die Geschichte! Ohne Christen und Kruzifix! Da sind dann aber die Pfaffen gekommen und haben unsern Helden hinausgedichtet und die fromme Jungfrau hinein. Nur nicht groß! nicht kühn! nicht deutsch! Wenn wir nur recht beten! — O Gott, wenn ich Siegfrieds Axt und Arme hätte!"

Er schüttelte seinen rechten Arm in der Luft, als hätte er die Axt schon drin.

„Was würd'st du dann tun?" fragte Ilse. Er war aufgestanden, sie tat es auch; ihre Augen glänzten ihn an. Ihr gefiel das alles.

„Ich? Was ich dann tun würd'? Ich würd' die Pfaffen und die Pfaffenknechte —" Er schüttelte den Kopf. „Das nützte aber noch nicht viel! Das wär', wie wenn Siegfried den Waffenschmied totschlug; damit fing sein Heldenwerk doch erst an. Ja, wenn ich die Macht hätt', Ilse! — Aber das ist ja alles dummes Zeug. Ich hab' sie nicht. Sprechen wir von den neuesten Moden!"

„Nein, so mußt du nicht mit mir reden," wies Ilse ihn zurecht. „Ich bin nicht mehr der Backfisch. Ich will auch, daß die Welt anders wird. Sag mir, was du tun würd'st!"

„Na, zum Teufel, alles Schlechte weg! — Diese verlotterte Gesellschaft — mit und ohne Pfaffen — wer ist denn oben in dieser Gesellschaft? Das Geld! das Geld! Allerlei blöder Aberglaube und das Geld! Und das ist wie Drachengift; das verdirbt die Männer, die Frauen —"

„O Gott, nun übertreiben Sie!“ unterbrach ihn Berta, die noch ihren stillen Zorn auf ihn hatte. „Nun kommen wir wohl gleich zur Güterverteilung und zur Anarchie!“

„Laß ihn doch ausreden!“ fiel ihr Ilse ins Wort. „Ist er denn schon fertig? — Bitte, Eberhard, sag mir alles! Das G e l d, sagtest du!“

„Ja,“ fing er wieder an, „das verdirbt die Männer, die Frauen! Das verdammte Geld macht gierige, harte, selbstische, knochenkalte Männer, die nur immer mehr wollen und mehr; und die alles k a u f e n, alles! Was sich etwa heut noch nicht kaufen läßt, nur ruhig, nur Geduld, der Tag wird schon kommen! Und dasselbe verdammte Geld macht nichtstuende, verzärtelte, nervenkranke, seelenkranke, mit allem tändelnde Weibsleute — die den ganzen Tag mit Nichtigkeiten oder Sünden füllen — lieber noch mit S ü n d e n, denn die reizen die faulen Nerven doch auf. In jeder müßigen Stunde tut so 'n Weib was Schlechtes. Ja, ja; das Geld ist das Drachengift! — O wär' ich der Siegfried!“

Ilse sah ihren alten Kameraden mit Staunen und Bewunderung an; ihr war, als h ä t t e er was vom Siegfried — wenn ihm auch das Schlanke und Blonde fehlte. Seine schwarzen, feurigen Augen blitzten so schön; sein kraftvoller empörter Bariton lief ihr über die Haut. Ja, so wollte sie's! So sollte in der Welt geredet werden! Sie nickte ihm zu.

„Nieder mit den Drachen!“ rief sie plötzlich aus.

Jetzt hörte sie aber hinter sich, auf dem Vorplatz,

den Baß ihres Vaters, der nach Hause kam. „Ist Ilse da?“ hörte sie ihn das Dienstmädchen fragen. Es klang so herzlich, so vorfreudig. „Ja, Ilse ist da!“ rief sie mit einer andern Stimme.

Sie hatte den Vater doch noch lieber als Eberhard und alle. So lang und so schwer sie war, sie flog wie ein Pfeil zur Tür hinaus.

* * *

Teresa Hofbauer saß am nächsten Mittag an ihrem offenen Fenster, den Doktor erwartend. Es war zwar etwas kühler als gestern und die Sonne schien nicht; die verweichlichte Teresa fröstelte. Sie wollte Roland aber so empfangen, wie er es verlangt hatte: frische Luft, helles Zimmer! Um die kühlen, empfindlichen Schultern hatte sie ein schwarzes Tuch gelegt; so ließ sie sich von dem leisen Wind, der von der Straße hereinkam, geduldig anwehen. Sie seufzte nur vor sich hin. Als sie endlich die Wohnungstürglocke hörte, stand sie wie angeschossen auf; denn „eine aufrechte, umhergehende Frau“ hatte er auch verlangt. Sie bog die etwas trägen Knie, ging einmal durchs Zimmer; dann, da sie ihn klopfen hörte, rief sie Herein und trat ihm in ihrer ungebeugten Stattlichkeit entgegen.

„Guten Tag, Friedrich Roland,“ sagte sie, indem sie ihm die Hand hinstreckte, mit ihrem besten Lächeln; heut wollte sie nichts als Freudigkeit und Sonne sein. „Siehst du, so ein Arzt wie du, der kann Wunder tun.

Ist jetzt gute Luft im Zimmer? Kommt das Licht herein? Auf der Chaiselongue liegt niemand. Da steh' ich."

Roland lächelte: „Ja, Gott sei Dank! — Damit fängt die Genesung an. Der Genesungs**wille**! — Siehst noch viel besser aus als gestern. Kranke Organe, das glaub' ich nicht. Aber soll ich sie nun mal behorchen? Lunge, Herz und Leber?"

Über Teresa lief ein Zittern hin; Roland bemerkte es nicht. Sie neigte dann den Kopf. Er führte sie zur Chaiselongue; sie öffnete ihre Kleider so weit, wie er es verlangte. Ihre Augen suchten von Zeit zu Zeit die seinen, mit einem heimlichen, fliegenden Blick. Man konnte aber nicht gelassener, ruhiger seine Arbeit tun, als Roland sie tat; all der „deutsche Ernst", den sie an ihm liebte und haßte, lag auf seinem ehrenfesten Gesicht. Er klopfte mit den Fingerspitzen und mit dem Perkussionshammer, er horchte durch das angelegte Ohr und durchs Hörrohr; dabei sprach er kein Wort. Endlich war auch das vorüber — und als wär' es nicht gewesen. Er setzte sich auf einen Stuhl neben sie und nickte ihr mit seinem menschenfreundlichen Lächeln zu.

„Wünsch' viel Vergnügen am Leben, Frau Doktorin," fing dann seine warme, tiefe Stimme an. „Lauter lebensfidele Organe! nur durch Unvernunft der verehrten Eigentümerin ein bißchen aus der Stimmung gebracht. Aber kein Klavier ist leichter zu stimmen — wenn Madame nur will."

„Sie will wohl, Friedrich Roland. Das heißt, ob sie will, das hängt —“

Teresa brach ab. Sie stand auf, um ihm jetzt nicht ihr Gesicht zu zeigen, und ging bis zum Fenster.

Roland kam ihr nach. „Nein, sag lieber einfach: sie will! Darauf kommt's an. Ein Mensch, der sich selber mutwillig schwächt — — Unsere Konkurrenten ums Dasein, die Bazillen, sind immer da; und bazillendichte Menschen haben wir noch nicht. So müssen wir's wenigstens ungefähr wie der Siegfried machen, uns 'ne Art von Hornhaut anschaffen, als Antibazillenpanzer. Fang wieder an, dich zu stärken, Therese! Es gibt so einfache Sachen; gegen reizbare Nerven, schwache Ernährung, Blutarmut sind oft Eier gut, besser als Eisen und die ganze Apotheke. Aber mit Charakter gegessen, mit Beharrlichkeit! Täglich einige, das ganze Jahr!“

Nimm mich nur in die Arme, dachte sie, die Zähne zusammenpressend; dann sag weiter kein Wort!

„Du sollt'st einen Überwacher haben,“ fuhr er nach einer kleinen Stille fort; „zum Beispiel deinen Eberhard. Der ist aber schon wieder nach Köln!“

Sie nickte.

„Da treibt er seine wunderlichen — — Na, mich geht's nichts an. Ich möcht' nur als Doktor sagen: mir scheint, der Eberhard ist auch mit schuld.“

„An meinem — Kranksein?“

„Ja.“

Sie nickte wieder, mit einem finsteren Blick in die Ecke. „Ja, das ist er wohl! — Weltverbesserer?

Weltzerstörer! — Kannst dir denken — denn du hast ihm gewiß schon unter die Haut geguckt — sein Trachten, sein Leben, das freut mich nicht. Das nagt an mir ... Er war immer so! Schon als Bub. Als er mit Soldaten spielte. Schlachten und Paraden und Festungstürmen, das freute ihn nicht so sehr; aber was zerstören! Ich seh' ihn noch, den schwarzäugigen, reizenden Jungen, wie er aus seinen kleinen hölzernen Häusern die Stadt aufgebaut hatte und darin die kleinen Bleisoldaten herumspazierten; draußen aber hatt' er aus Sand einen Berg gemacht. Und in dem „Krater" auf dem Berg, da war Spiritus; und in der Stadt, in den Straßen, auch. Da machte er Papierkugeln, zündete den Spiritus im Krater an, ließ von da die Papierkugeln herausfliegen, wie wenn's ausgespienes Feuer wär', una eruzione — wie sagt man. Und sie fielen in die Straßen nieder. Wenn dann der Spiritus darin aufflammte — was macht' er für ein Gesicht!"

Roland lächelte. „Kindereien!"

„Ja, ja, Kindereien. Aber was er für 'ne Freude hatte, wenn dann die kleinen Häuser zu kohlen anfingen; und wenn die Soldaten in den Straßen das Schmelzen kriegten — nach rechts oder links sich überbogen — in der Mitte durch — es war, wie wenn sie zusammenbrächen. Einer nach dem andern ... Da tanzte er endlich wie ein Wilder im Zimmer herum! — Kindereien? Ja. Aber aus solchen Kindern werden solche Leute!"

„Das nimmst du auch zu schwer, Therese," sagte

Roland herzlich und ergriff ihre vorgestreckte rechte Hand. Sie zuckte unwillkürlich; aber sie ließ sie ihm. „Ein vierundzwanzigjähriger Bursch wie er — laß ihn doch nur austoben. Haben wir nicht alle — du auch — tüchtig gären müssen? Und er — — Warum zucktest du so mit der Schulter? Hast du etwa nicht gegärt?"

Ich? Ich gär' ja noch! dachte sie, indem sie die Augen schloß.

„O ja, ich hab' auch gegärt," murmelte sie dann.

„Na also! — Ihr Frauen ängstigt euch gern zu viel, wenn euer junges Volk seine Überschüsse losläßt, durch die wilden Jahre kommt. Meine gute Frau war auch so: um die ‚wilde Hummel', die Ilse, hat sie sich so viel unnütze Sorgen und Gedanken gemacht. Unsre Ilse, sagt' ich ihr dann, die wird schon — — Ja, jetzt macht sie sich keine mehr!"

Ein Seufzer wollte ihm aus der Brust. Er ließ ihn nicht herauf; er verstummte aber.

„Ja, ja, deine Frau," fing Teresa nach einem dumpfen Schweigen an; eine greuliche Freude hatte sich in ihr Gesicht gedrängt, sie verjagte sie. „Von der — haben wir gestern und heut ja noch nicht gesprochen. Verzeih mir. Ich — mochte nicht."

„Versteh' schon, versteh' schon," antwortete er treuherzig; „ich sprech' selber nicht gern davon. Du hast sie ja aber so gut gekannt! — Sich Sorgen machen, ja, das hatte sie; aber das Sorgen auch! Für andre sorgen, nie für sich. Ihr verdank' ich's

doch, ihr allein, daß ich meinen Kampf mit der Welt so frei und fröhlich kämpfen konnte; denn zu Haus, da war alles gut. Und wenn ich heim kam, da war mir so wohl in meiner Haut —"

„Das warst du, nicht sie!" fiel ihm Teresa ins Wort.

Ihr schoß nun das Blut ins Gesicht. Sie hatte über die Frau nicht reden wollen; er riß es aber aus ihr heraus. O du blinder Mann! dachte sie. Mit mir hätt'st du's besser gehabt, als mit deiner Hauspostille. Jetzt steh' ich lebendig vor dir und du trauerst auf ihrem Grab!

„Nein, nein, sag das nicht," entgegnete er, ganz in sich versinkend. „Das Haus macht immer die Frau! — Sie war gottergeben; das ist so viel in einem Wort. Sie war gottergeben; das beweist der Mensch erst ganz, wenn er die Welt aufgeben muß — und sie hat's bewiesen. Es kam an sie so plötzlich heran ... Da lag ihr Kleines, noch keine zwei Wochen alt. Als sie aber einsah, daß sie sterben sollte —"

Teresa riß an ihrem Kleid, so heftig, daß er vor Schreck verstummte. „Bitte, laß das!" sagte sie, sich schnell bezwingend; ihr Gesicht war aber blaß geworden. „Ich mag jetzt — vom Sterben nicht hören, bin dazu noch nicht gesund genug. Und du solltest auch nicht so viel an das — — Friedrich Roland!" Sie hob auf einmal die Stimme, ohne es zu wollen.

„Was ist?" fragte er. „Was soll ich?"

Einen letzten, letzten Versuch! fuhr ihr durch den gereizten und gemarterten Kopf. Es lachte zwar jemand höhnisch in ihr, daß sie noch tat, als hoffte sie; aber so lang' er da vor ihr stand, wollte sie noch hoffen. Ein verzweifelter Mut schoß ihr in die Glieder, ins Herz. Sie strich sich das Haar von der heißen Stirn. Sie setzte sich in den Lehnstuhl nieder, der am Fenster stand; ihre Hand deutete auf einen andern Stuhl, für ihn. „Bitte, setz dich noch einmal," bat sie mit heftiger, tonschwacher Stimme. „Möcht' dich — noch was fragen. Hast du noch zehn Minuten Zeit?"

„Gewiß," erwiderte er. „Auch zwanzig, wenn ich dir was nützen kann. Ist's für den Doktor oder für den Freund?"

„Für beide, Friedrich Roland. — Wir waren aber — so weit auseinandergekommen. Bist du wirklich noch mein Freund?"

„Ja, das kann ich sagen. Auseinandergekommen ... In meiner Seele lag's nicht. Wenn du mir jetzt sagen kannst: ich bin deine Freundin, dann sind wir schon einig."

„Einig!" Sie wiederholte das Wort mit einem zuckenden Lächeln. — „Ja, du darfst mir's glauben — Dio mio! — daß ich deine Freundin bin! Ich hab' dich immer — sehr lieb gehabt. — Hast du's nicht gemerkt?"

Roland lächelte verwundert. „Wie sollt' ich's nicht gemerkt haben? Wir waren ja so gut miteinander, all die schönen Zeiten. Es waren vielleicht

seiner Aufrichtigkeit fragte er gradezu: „Therese Hofbauer! Sprichst du denn von dir?"

„Das hab' ich ja nicht gesagt. Sag du, was du darüber denkst?"

Was ist denn das? dachte er, die Jahre rückwärts durchfliegend. Sie lebte ja doch gut mit dem Mann. Ich weiß doch von keinem, für den sie sich jemals besonders — — Nein, auch für den Hiller nicht! Phantasiert sie nur?

„Ich hör' noch keine Antwort, Roland," sprach es vom Lehnstuhl her.

Teresas Stimme, etwas italienisch hart, jetzt dazu so nervös bedeckt, ging ihm auf die Nerven. „Ich taug' nicht gut für so allgemeine Fragen," versetzte er etwas ungeduldig. „Für Frauen mit Doppelherzen hab' ich auch nicht viel Sinn! Den einen nicht hassen, aber doch den andern lieben —"

„O du! — Nimm's doch nicht so streng und schwer. Denk dir eine Frau — warmes, heißes Blut — Leidenschaft — und nun eine Verehrung, eine heimliche, aber abgöttische, für einen — herrlichen Mann! Der das hat, was dem andern fehlt! Er sieht aber nichts. Er geht wie ein Kind durch die Welt. Das — das macht sie toll. Sie möcht' ihn hassen. Und dann, eben drum, liebt sie ihn doch nur noch mehr. Und sie hat nie den Mut, ihm zu sagen: Sieh mich doch einmal drauf an, wie mir ist! Du, du könnt'st mich glücklich machen! Und ich glaube, ich könnt' dich glücklich machen. Ich brenne, ich seufze, ich lechze nach Glück!"

Sie wand ihre Hände umeinander; sie sah ihn schon lange nicht mehr an. „Ja, und so gehn die Jahre hin," stieß sie fast ohne Ton hervor. „Und dann sitzt man endlich da und — — sitzt man so da — wie wir . . . Friedrich Roland!"

Sie konnte nicht mehr sprechen, darum warf sie nur noch seinen Namen hin. Auf einmal drehte sie das Gesicht in die Lehnstuhlecke, vergrub es darin und stöhnte leise, halberstickt; es war kaum zu hören.

Roland stand langsam auf. Er war keiner von denen, die leicht erblassen und erröten; diesmal ging ihm aber doch die Farbe weg. Von ihm war die Rede! Jedes Wort, diese ganze Zeit, von ihm! — Es war, wie wenn ihm ein leiser Schwindel käme; wie hatte er denn all die Jahre gelebt? wie an einem Abgrund? ohne ihn zu sehn? Neben dieser Frau? — Es durchfuhr ihn noch ein Doktorgedanke: Phantasierte sie wirklich nicht? Keine hysterischen Wahngebilde?

„Therese!" sagte er endlich, seine ganze Mannheit zusammennehmend. „Sprichst du im Ernst von dir? und mir?"

Sie regte sich nicht und antwortete nicht.

„Es ist keine — Dichtung?"

Sie machte eine heftige, wie unwillige Bewegung mit den Schultern. Aus ihrer Kehle kam ein zorniger Laut.

„Warum sagst du mir dann das alles heut? Da es nun so weit hinter uns — und vorüber ist?"

Teresa hob langsam den Kopf und wendete ihn,

bis sie in seine Augen sah. Sie sah die ganze ruhige, feste, männliche Gestalt; die weichen, guten, mitfühlenden Züge; aber auch den stillen, nichts begehrenden Blick. Aus ihren Augen kam noch eine stumme, heiße Frage; — aber keine Antwort. Sie stöhnte laut und plötzlich auf. Der Kopf warf sich wieder zurück, das Gesicht nach oben, die Lider zusammengedrückt.

Nach einer Stille, die ihm schon endlos schien, nahm Roland nochmals das Wort: „Ich — versteh' dich nicht. Drei Jahre haben wir uns nicht gesehn ... Gott im Himmel! Wer bin ich denn? Ich, der Doktor Roland, und weiter nichts? So hat mir noch nie — — Therese! Es muß ja doch vorüber sein!"

Sie hatte den Kopf in die Lehne gebohrt, das Gesicht sah nun wie Marmor aus, hart und starr, versteinert, mit den geschlossenen Augen auch wie tot. Erst nach einer Weile bewegten sich die Lippen: „Wenn's vorüber ist, nun, dann geh!"

„Es kann nicht anders —"

„Wenn du's weißt, so geh!"

„Großer Gott, was soll ich sagen —"

„Geh!" wiederholte sie, noch ohne sich zu rühren. „Geh!"

Er ging mit leisen Schritten zum Tisch und nahm seinen Hut. Von Mitgefühl und Nichtverstehn und innerster Verlegenheit zusammengedrückt, stand er noch ein wenig und wartete, ob sie etwas tun, sagen, wollen werde. Sie regte sich aber nicht. „Ich —

komme wieder, wenn du mich rufst," warf er nur noch hin, um nicht stumm zu verschwinden. „Adieu."

Mit schonend leisen Bewegungen ging er aus der Tür.

Als Teresa seine Schritte draußen auf der Straße hörte, sprang sie in jäher Wildheit auf, wie in ihren jüngsten, gesündesten Tagen; ihre Augen irrten umher. Sie sah den Spiegel an der Wand, halb unbewußt trat sie vor ihn hin. Da stand eine schwarzgekleidete Frau, dunkle, unheimliche Augen im gelblichen Gesicht, die Lippen geöffnet, wie eine Meduse, wunderlich lebendig tot. Sie schaute sich lange an, fast gedankenlos. „Wenn du mich rufst," sagte sie endlich laut, seine Worte wiederholend; erschrak vor ihrer Stimme, und lachte dann. „Morgen schreib' ich dir, daß ich wieder ganz gesund bin und dich nicht mehr brauche!"

Durch die offenen Fenster kam ein Windhauch herein; sie schauderte unter ihrem Schultertuch. Sie trat an die Fenster und schloß sie, ließ die grauen, dichten Vorhänge herunter; da war wieder die alte Dämmerung. Dann warf sie sich auf die Chaiselongue, zog die Decke heran und über sich und knäuelte sich zusammen, die Augen schließend.

* * *

Gustav Lenz kam nach Hause, in seine „Bude", etwa sechs Wochen später. Rosenduft empfing ihn; so im träumerischen Eintreten dachte er, der komme

aus dem kleinen Garten herauf, über dem sein Zimmer lag, durch das geöffnete Fenster. Jetzt sah er aber einen Strauß von roten und weißen Rosen leuchten, der auf seinem Arbeitstisch stand; irgend jemand, wohl seine Wirtin, hatte sie in ein Glas mit Wasser gestellt. Ein Briefchen lag daneben. Gustav wunderte sich: welche Menschenseele in Bonn sollte ihm Blumen schicken? Er lebte hier so ehrbar, ganz Mediziner. Doch als er das Billett geöffnet hatte, erkannte er sogleich die Schrift und lächelte: die gute Tante in Kessenich, Frau Eleonore Schubert, hatte ihn so „angefeiert". Das ist eine Andeutung „durch die Blume", dachte er: „ich leb' auch noch, Gustav!" — Richtig, in ihren zierlichen Buchstaben schrieb sie:

„Ja, mein lieber Gustav, das ist die ganz gerechte Strafe, wenn ein gar zu menschenscheues Frauenzimmer sich ins Dorf zurückzieht, daß dann die Stadt sie vergißt! Auch mein guter Neffe hat mich, wie es scheint, vergessen; hab' ihn, seit er wieder in Bonn ist, nur zweimal gesehn. Ich nehm's ihm nicht übel. Kneipen, denk' ich mir, sind lustiger als Tanten. Da ich aber hier im Dorf, bei meinem Gärtner, so viel Rosen habe, so schick' ich dir ein Sträußchen davon. Vielleicht denkst du, wenn du daran riechst: Aha! In Kessenich lebt eine Tante Eleonore und die läßt mich grüßen!"

Er roch nun wirklich daran; ganz die Tante! dachte er. Merkwürdig weltscheu, ja; aber alles macht sie mit Grazie! — Frau Eleonore, vor einigen Jahren zur Witwe geworden, früher eine gefeierte

Schönheit, war aus Westfalen an den Rhein gezogen, den sie immer geliebt hatte; aber nicht in einen der Villenorte unmittelbar am Strom (wie jeder vernünftige Mensch! dachte Gustav), sondern in das Dorf Kessenich, das nur eine halbe Stunde von Bonn, aber landeinwärts am Fuß des „Vorgebirgs" liegt. Dort lebte sie in einer Einsamkeit, die er, der dreiundzwanzigjährige Jüngling, nicht begriff; wie konnte man so in sich hineinkriechen? aus der Welt heraus, für die man doch geboren ist? — Sie schien aber dabei zu gedeihen, sonderbarerweise. Sie hatte noch etwas von den Rosen, an denen er eben roch. Und eine stille Anmut war um sie her, die ihn immer freute. Sollt' ich nicht gleich hinaus? ging ihm durch den Sinn. Der reizende Blumengruß ist das wert! — Für den Abend war er zu Rolands geladen, zu „einem Glas Wein im Garten"; bis dahin hatte er aber noch drei Stunden Zeit. Es war ein Spaziergang! Er nahm seinen leichten Hut und sein Stöckchen und lief die Treppe hinunter.

Von der Poppelsdorfer Allee führt der Bonner Talweg nach Kessenich; Gustavs lange Marschierbeine — als „Freiwilliger" war er einer der besten Marschierer gewesen — kamen bald in das stattliche, ihm nur zu moderne Dorf und zu Tante Eleonorens Haus. Sie hatte es einem alten Gärtner abgekauft, den sie aber zu ebener Erde weiter wohnen, auch sein Gartengeschäft weiter betreiben ließ; sie selber hauste im Oberstock, mit einer jungen Magd. Gustav stieg hinauf; es war alles kleinbürgerlich, er wunderte

sich, wie jedesmal. Das rotbäckige Mädchen öffnete ihm; er trat in die Zimmer, fand aber die Tante nicht, wie sonst, auf der Vorderseite, die gegen den Rhein, nach Osten lag, sondern in einem Hinterstübchen, das er noch nicht gesehen hatte. Die zarte, feine Gestalt, in einem hellen und heiteren Sommerkleid, saß in einem Erker, unter einem Efeubogen, der sich über ihren Lehnstuhl wölbte. Durch das offene Erkerfenster schaute ein Schlößchen aus neuerer Zeit, die „Rosenburg", herein, die am Abhang des waldigen Venusberges, unter dem neuen Kaiserpark liegt. Weiße und bunte Tauben flogen durch die Luft spazieren. Ein Pfau schrie aus einem Nachbargarten. Frau Eleonore hatte ein Buch in der Hand und las.

Ein Idyll! dachte Gustav, durch die Poesie des Bildes etwas entwaffnet, und blieb eine Weile ruhig stehn. Die gesund rosenwangige Frau hatte etwas Witwenhaftes und doch auch etwas Unverheiratetes; diesen Widerspruch hatte er noch nie so wie jetzt gefühlt. Ihre Kopfhaltung beim Lesen war mädchenhaft. Sie fing sogar an, die Lippen zu bewegen, als läsen sie leise mit. Nun hörte sie aber doch ein Geräusch, das er unwillkürlich machte; „ah!" sagte sie im Aufblick, mit einem hellen, freudigen Ton. Sie stand auf, trat ihm entgegen, und gab dem langen Menschen, zu dem sie emporsah, lächelnd die Hand.

„Gustav Lenz! Da ist er! Das hab' ich doch noch nicht gewußt, daß die Rosen auch Magnete

sind. Das muß ich meinem alten Gärtner sagen. — Bist ein guter Mensch!"

„Ein dankbarer wenigstens. Wollte dir für die schönen Rosen —"

Sie legte ihm ihre kleine Hand auf den Mund: „Das ist schon geschehn! — Ja, diesmal siehst du mich hier, mein Junge. Vorn hat man ja den Blick auf das Rheintal, das ist so der Galablick, und der Modeblick, aber hier sitz' ich ebenso gern. Ein Erker, weißt du! Ein Traumwinkel. Und der lange Waldberg da, und die romantische Rosenburg — kein Fabriksschlot — man braucht eigentlich nicht mehr! Will ich's schöner haben, so geh' ich nach Godesberg, zu meiner geliebten Burgruine hinauf; das tu' ich ja fast jeden dritten Tag. Zum Lesen und — Träumen ist aber dies mein schönster Platz!"

Einsam! dachte Gustav. So freiwillig einsam! Wenn ich das begriffe! — „Ja, ja," summte er nur. Er trat in den Erker. „Was liest du denn? Darf man sehn?"

Sie nickte; er hatte das Buch auch schon in der Hand. „Zur Gesundheitspflege" las er auf dem Einband. „Von Doktor F. Roland." Erstaunt sah er die Tante an. „Das ist ja unser Roland, in Bonn? — Das Buch studierst du?"

Sie lächelte und erwiderte nichts.

„Ein famoses Buch, so weit ich's kenne; 'ne wirkliche Gesundheitslehre . . . Aber sag, wie kommst du dazu? Und da liegen ja überall Lesezeichen drin." Er blätterte. „Striche am Rand. Notabenezeichen. — Hast du die gemacht?"

Sie lächelte und schwieg wieder.

Er mußte das wohl als Bejahung nehmen; „aber Tante!" rief er. „Das ist überraschend. Da sitzt eine Frau in Kessenich und studiert dieses dicke Buch — macht Anmerkungen — unterstreicht, streicht an — da schon wieder — beinah wie wenn's die Bibel wäre. Ich dacht' vorhin: sie liest 'nen Roman... Warum studierst du den Roland so? Um gesund zu bleiben?"

Sie lächelte noch immer ein wenig. „Ja, wozu denn sonst? Zum Spannen und Nervenkitzeln ist das Buch ja nicht. Daß sie sich nicht drin ‚kriegen', das weiß ich ja. — Aber Bibel sagst du. Das ist auch 'ne Bibel."

Mit einem Blick, den man zärtlich und auch andächtig nennen konnte, sah sie auf das braungebundene Buch.

„Rolands Gesundheitspflege? — Nu ja — wenn man gern starke Worte braucht! Es steckt ein ganzer Mensch darin; Humor, reizende Einfälle, Menschenliebe, furchtbare Tüchtigkeit, riesige Kenntnisse; kurz, ein Prachtmensch; ich lieb' ihn ja! Aber 'ne Bibel — verzeih —"

„Für mich, mein guter Gustav. Für mich!"

Sie bekam wieder das sonderbare, anmutige, geheimnisvolle Lächeln; trat zu einem Glasschränkchen im Erker, dem Lehnstuhl gegenüber, und öffnete dessen Tür mit einem Schlüsselchen. Gustav sah, daß es so etwas wie ein Erinnerungen- und Andenkenschrein war; Photographien, alte Briefe, verwelkte Blumen,

ein Uhrständerchen, ein Thermometerchen und anderes Allerlei lagen und standen darin beieinander. Eleonore nahm ein paar Photographien heraus und hielt sie dem jungen Mann schweigend hin.

„Wer ist das?“ fragte er.

„Sieh ihn dir doch an.“

„Ein junger —“

Er stockte. Es war ein und derselbe Kopf, auf dem ersten Bild etwas haarbuschig, auf dem zweiten glatter; noch wenig Bart, doch auf dem zweiten mehr; bei aller Jugendlichkeit ein Charakterkopf mit nachdenklichen, klaren Augen, breitgewölbter Stirn, willensstarkem Kinn. Doch lag auch etwas wie kindliche Güte, Wärme, Begeisterung auf dem jungen Gesicht. „Ah, das ist ja Roland!“ rief Gustav. „Roland vor vielleicht zwanzig Jahren! — Wie kommst du zu den Photographien? Hast du ihn denn gekannt?“

„O ja, mein Herz,“ antwortete sie. „Hab' ihn gut gekannt. In Dortmund und —“

„Nun seh' einer diese Tante! Davon hat sie nie erzählt!“

„Alles hat seine Zeit,“ erwiderte sie langsam, mit einem schalkhaft ernsten Nicken des Kopfs bei jedem der vier Worte. „Jetzt bist du bei mir in Kessenich und ich erzähl' dir davon. Weil du so ein guter Junge bist. Sie sind also doch noch ähnlich, die Bilder; hast ihn schnell erkannt. Und einen ‚Prachtmenschen‘ nennst du ihn; du, das gefällt mir an dir!“

Sie nahm seine Hand und schlug liebkosend dar-

auf. Ihre schönen Augen schauten ihn rührend dankbar an.

„Aber jetzt versteh' ich nicht, Tante. ‚Also die Bilder sind doch noch ähnlich,' sagst du. Ja, wußtest du denn das nicht selbst? Hast ihn doch wohl wiedergesehn?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ihn nicht wiedergesehn?"

„Seit wie vielen Jahren nicht!"

„Aber seit anderthalb Jahren lebst du nun doch hier, eine halbe Stunde von Bonn. Da wohnt er —"

„Das weiß ich."

„Und sagst ihm nie guten Tag?"

„Ach ja, das versteht man wohl nicht, mein Junge. Das ist wohl — wie sagtest du früher gern — ‚schiefgewickelt'; ‚mondsüchtig'. Ich erklär' dir das ein andermal — wenn's erklärbar ist. Willst du ein Glas Wein? von dem guten neulich? Oder sonst etwas?"

„Nichts, nichts," erwiderte er; „ich danke. Ich möcht' nichts als — —"

Er sah sie verwundert forschend und fragend an.

„Na, was guckst du so? Wie ein Naturforscher — du Mediziner du. Ganz ähnlich guckte er auch zuweilen; Roland mein' ich; als er so jung war wie die Photographien. Manchmal erinnerst du mich ein wenig an ihn ... Also was möchtest du?"

„Daß du mir erzähltest, wie das mit dir und Roland war. Er hat dich natürlich geliebt, das versteht sich; denn du als schönstes Dortmunder Mädchen —"

Eleonore lachte auf. „Nun will er mir schmeicheln, der Elende, damit ich's erzähle!"

„Bitte sehr: mein Vater hat mir's öfter gesagt, daß du zu deiner Zeit in Dortmund die Schönste warst. Das ist 'ne schlichte Tatsache, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergeht. Übrigens, man braucht ja die beiden Bilder nur in die Hand zu nehmen" — Gustav tat es und betrachtete sie — „so sieht man mit dem bekannten Scharfblick des Mediziners: der junge Mann war verliebt!"

„Meinst du?" Frau Eleonore ließ sich in ihren Lehnstuhl sinken, sie hatten bisher beide gestanden: „Na, dann setz dich, Junge. Wenn du schon gar so gescheit bist, will ich dir die Geschichte erzählen; es ist ja richtig, er war verliebt! Aber in eine dumme Person — wie das so oft geschieht. Sie hieß Eleonore Brückner; war sehr viel weltlicher, als sie heute ist, freute sich an Uniformen, Reitern, Tänzern, Sporenklirren und all dem Zeug; und wenn man ein bißchen tüchtig um sie litt, das tat ihr nicht weh. Das muß so sein! dachte sie. Aber Friedrich Roland — — ach, er war so ein kluger Kopf und so ein edler Mensch — und so ein großes Kind. Er hielt mich für was ganz Besonderes. Er verlegte alle Tugenden in mich, und die neun Musen und die drei Grazien. Wahrhaftig, er machte ein Gedicht, worin das vorkommt; er hat sogar gedichtet auf mich! Liegt auch in dem Glasschränkchen ... Er hielt lange Reden an mich und bildete mich. Und ich hatt' ihn gern, o ja; o gewiß; hatt' einen Re-

spekt vor ihm wie vor keinem andern; — nur daß ich ihn lieben sollte, fürs ganze Leben, dazu war ich zu dumm, das verstand ich nicht. Und als er mir seinen Heiratsbrief schrieb — einen langen, langen, schönen Brief — da hatt' ich mich eben in einen andern vernarrt; Leutnant Schubert — ein sogenannter schöner Mann. Die ewige, alte Geschichte, Gustav. Mit Friedrich Roland, dacht' ich, könnt' ich wie 'ne Schwester leben; mein Herz schlägt für Ferdinand! O lieber Gott, gib mir meinen Ferdinand! — Hab' ihn auch bekommen. Zog als Frau Schubert in die Welt hinaus; Roland — blieb in Dortmund!"

Onkel Schubert! dachte Gustav und sah ihn vor sich. Na ja. Guter Mittelmuff. Hätt' sich gewiß im Krieg, wenn er einen erlebt hätt', das eiserne Kreuz verdient. Hatte dann ein schönes Gut, und verstand nicht viel davon. Friede seiner Asche!

„Hm!" sagte er, während er das in aller Eile dachte. — „Und seitdem hätt'st du diesen Friedrich Roland gar nicht wiedergesehn?"

„Nein, gesehen nicht! — Briefe haben wir uns noch zuweilen geschrieben; denn als ich mein erstes Kind verloren hatte, und es ihm gemeldet — mir war in meinem Elend auf einmal so, als müßt' ich damit zu Roland hin — da kam eine Antwort; du glaubst nicht, wie rührend gut. Die zeig' ich dir aber nie — da liegt sie — dir nicht und keinem Menschen: die ist mir zu heilig und schön! Und nach einer Weile dankt' ich ihm; und einigemal ging noch

so was hin und her. ... Ein eigentlicher Briefwechsel ward es nie! Jeder lebt sein Leben. Ich lange im Osten, dann auf dem westfälischen Gut; er in Bonn. Er lebte aber immer mit; das heißt, in mir, verstehst du. Was würd' wohl Friedrich Roland sagen? Was hätt' da wohl Friedrich Roland getan? Und wenn ich Onkel Ferdinand nicht fragen mochte — er verstand ja doch manches nicht — ach, könnt' ich jetzt Friedrich Roland fragen! So ging's mir die ganze Zeit. Aus seinen himmlischen Briefen hatt' ich erst herausgefunden: was ist das für ein Mensch! — Und dann kam das Buch —"

Sie nahm das braungebundene Buch „Zur Gesundheitspflege" mit einer gleichsam streichelnden Handbewegung, liebäugelte damit, wohl unbewußt, und legte es auf ihren Schoß. „Ach, mein guter Junge, was für ein Segen für mich, das Buch! Danach leb' ich ja! Alles, was darin steht, das glaub' ich; es ist ja auch lauter reines Gold. Und wie lieb, wie herzlich, wie gut er einem alles sagt; und dann einmal tüchtig wetternd, daß man ordentlich zusammenfährt; oder so scharf ironisch, daß man sich rot schämt. Dann aber der geistreiche, süße Humor! Den hatte er in der Liebeszeit nicht! Hätt' er den gehabt — — Ich weiß nicht. Es ist nun alles, wie es ist. Ich hab' sein Buch. Manchmal ist mir — aber nicht lachen, Junge — als hätt' er diesen Satz oder diese ganze Seite für mich geschrieben; als spräche er sie zu mir! Ich werd' dann ganz andächtig ..."

Eleonore stand auf. Sie fing an, leise zu lachen; dabei blickte sie Gustav an. „So," sagte sie plötzlich, „nun ist's genug! Nun hab' ich dir von deiner verrückten Tante wohl genug erzählt! — Das kam alles von dem Buch. Damit du nur begreifst, warum ich's meine Bibel nenne. Ich leb' danach und bleib' frisch und froh und gesund! Ich tauch' mich förmlich in Licht und Luft. Und in Wasser. Meine schönen Wanderungen. Ich turn' auch. Ich arbeit' im Garten mit. Mit den Enkelkindern unten beim Gärtner treib' ich mich herum, lehr' sie was, spiel' mit ihnen. Meine eigenen — sind ja tot! — Ach, die Welt ist doch noch schön! Wie seine Briefe mich's gelehrt haben — und das Buch da — so lieb' ich sie. Und fühl' mich mit meinen achtunddreißig Jahren und allen Erinnerungen noch jung. Und fühl' mich nicht einsam. In langen Nächten, wenn ich nicht schlafen kann, ja; sonst? Nein, sonst nicht!"

Gustav sah stumm zum Fenster hinaus. Bis zur „Einsamkeit" war seine junge Seele mitgegangen, an der kam sie nicht vorbei. Eben schrie der Pfau wieder; ihm war, als hätte diese Kessenicher Einsamkeit eine leibhaftige Stimme gekriegt; aber keine schöne. Und doch war er auch bewegt, gerührt ... Was es alles auf Erden gibt! dachte er. Von was Menschenseelen sich nähren können! Wohin sie greifen können, wie Pflanzen ...

Mit einer Art von Naturforscherandacht schaute er die zarte Frau neben ihrem Efeubogen an.

„Liebe Tante Eleonore!" sagte er jetzt. „Ich

dank' dir, daß du mir das alles — — wirklich, sehr, von Herzen. Möcht'st du mir nur noch eine Frage erlauben."

„Bitte!"

„Wenn man so allein lebt wie du — — Warum willst du Doktor Roland nicht wiedersehn?"

Sie blickte zu ihm auf, dann schüttelte sie den Kopf. „Ach nein, mein Herz — lieber nicht! Möcht' ihn so behalten, wie er war, meinen alten Friedrich Roland; das heißt, den jungen. Und dazu das, was jetzt der alte schreibt. Das ist mir genug!"

„Der alte. Er ist doch nicht alt."

„Aber der junge ist er doch nicht mehr! — Ach, laß mich nur so, wie ich bin. Mit ihm fortleben tu' ich ja. Und Menschen hab' ich hier genug; so viel, wie ich will. Wie lang' bleib' ich denn auch noch hier? Wer weiß das? Vielleicht bin ich in einem Jahr wieder fort. Aber wohin ich auch geh', Friedrich Roland geht ja mit. Es lebt doch keiner so mit ihm wie ich! — Ja, die verrückte Tante, denkst du!"

* * *

Auf dem Weg zur Stadt zurück versank Gustav oft in tiefes Sinnen; das Gespräch, die seltsame, gefüllte Einsamkeit dieser Frau hatten ihm etwas Neues gezeigt, das er noch nicht kannte. Auseinanderkommen, wenn man sich nah ist, dann aus der Ferne zusammenwachsen ... Wenigstens Frau Eleonore war dem Roland entgegengewachsen; in ihm war sie vielleicht

lange tot. Ihm war sie vielleicht mit dem Dichten abgestorben, wie beim Vogel die Liebe mit dem Singen still wird; — denn dichten tat Doktor Roland wohl gewiß nicht mehr. In der Frau war es aber erst gekommen: ihr innerstes Leben war Roland-Poesie geworden; sie dichtete sich ihren Roland zurecht. Darum wollte sie ihn wohl auch nicht sehn, die „verrückte Tante"; ihr sagte ein Instinkt, ein Gefühl: dann gewinn' ich eine Enttäuschung und verlier' mein Gedicht!

Zuletzt war Gustav doch froh, in die natürliche Wirklichkeit zurückzukehren, als er Rolands Haus an der Rheinwerft sah, und zu Rolands Tochter zu kommen, die ihm gar so gut gefiel und die er seit jenem Nachmittagsbesuch nur auf der Straße gesehen hatte. Er stieg nicht die Treppe hinauf, sondern ging nach hinten in ein Gartenzimmer; das hatte Roland zur oberen Wohnung hinzugemietet, und mit diesem Zimmer den Garten: denn ohne ein Stück Natur konnte er nicht sein. Es war wohl nur ein Gärtchen, aber mit der Liebe, die aus eins zwei macht, gepflegt; blühende Büsche aller Art, Obstbäume, eine Menge Beete, immer wechselnd bestellt; auch Immergrünes fehlte nicht, Fichten, Lebensbäume, eine Weimutskiefer. Gleich unter dem höherliegenden Gartenzimmer war „Unser Rolandseck", wie Roland es getauft hatte: ein von niedrigem Gebüsch begrenztes Plätzchen, auf dem um einen runden Tisch ein halbes Dutzend Sessel stand. An der Hauswand, unter dem Gartenzimmerfenster, war etwas Spalier-

obst in einem Bogen gezogen, den man den „Rolands-bogen" hieß; das Obst gedieh aber nicht recht. Hier hatte die kleine Familie schon manches Jahr gesessen, mit Freunden oder allein; hier saß man auch heut, beim Nachtmahl und bei gutem, goldigem Rheinwein. Gustav kam zuletzt; die kleine Gesellschaft war schon um den Tisch versammelt: Vater Roland mit seinem besten Bonner Freund, dem Professor Steinle, und der „reizenden Lydia"; das Riesenmädel Ilse und das kleine Bertchen Müllner. Zu seiner Überraschung sah Gustav neben Bertchen Eberhard Hofbauer sitzen; auch der hier? gegenüber der Lydia? Ihm stand einen Augenblick der Atem still. Warum mußten die zwei hier zusammenkommen? Alle Teufel, dachte er, geht das gut?

„Also da sind Sie," rief ihm Roland entgegen, dessen Augen durch die Brille von Lebensfreude strahlten; „nehmen Sie sich einen siebenten Stuhl, da steht er schon; tun Sie geschwind das Speisen ab und ergeben Sie sich dann ganz dem Wein! — Wir machen uns hier eben unsere Grabschriften; wie kamen wir nur darauf? Ich weiß es nicht. Ich hab' mir als Inschrift gewählt: ‚Wanderer, stehe still; hier liegt ein Glücklicher!‘ Ja, mein guter Steinle, so lebensfroh wie du bin ich auch noch; wenn ich auch weniger Wein trink' und meinen hygienischen Überzeugungen nicht so viele Schnippchen schlage. Wenn's so weiter geht, dann war mein Leben köstlich, nach der Schrift: denn Mühe und Arbeit war's! Hab' auch die Menschen besser gefunden, als sie selbst sich

machen. Hab' in allem mehr erreicht, als ich erwartete —"

„Weil du sehr wenig erwartetest," unterbrach ihn Professor Steinle lächelnd.

Roland lächelte mit: „Das ist wahr; nicht viel mehr als nichts! — Hatt' aber auch das große Glück, einen schlechten Magen zu haben; weil ich wenig vertragen konnte, war ich ein zwar fideler, aber solider Student, mußt' mich zusammennehmen — sehr gut zur Charakterstärkung — und hab' viel Gutes gelesen — und bin nun ein recht gesundes Haus. Wie viel junges Volk geht an seinem guten Magen zu Grunde! Trotz der neuen ‚Wissenschaft' Hygiene und der sie lehrenden Professoren!"

Steinle, eine mittelgroße, behaglich gerundete Gestalt mit rötlichem, blühendem, heiterem Gesicht, warf einen scheinbar drohenden Blick auf Roland und runzelte die Stirn. „Aber hör mal, Alter," fing er mit seiner hellen Tenorstimme an, „du stichelst heut ja mächtig auf mich. Könnt'st doch ein wenig Rücksicht darauf nehmen, daß hier jetzt einer meiner Zuhörer sitzt, Herr Lenz; was muß der sich denken, wenn so ein schriftberühmter Gesundheitslehrer wie du seinen Professor der Hygiene heruntermacht! — Ich lehre allerdings im Kolleg: Möglichst wenig Alkohol! Dem widerspricht, nach Doktor Roland, meine Lebensführung. Kann ich auch, schon vor dieser leeren Flasche da, nicht so völlig leugnen. Aber was spricht für mich? Der ‚Erbfeind' jenseits der Vogesen, die ‚große Nation'! Frankreich erzeugt

jahraus jahrein dreißig bis vierzig Millionen Hektoliter Wein, von allem andern Alkohol nicht zu sprechen. Davon geht nur ein kleiner Teil hinaus; das übrige trinkt Frankreich selbst. Achtunddreißig Millionen Einwohner hat's; also wie viel kommt auf jeden Kopf? alle Säuglinge und Frauenzimmer mitgerechnet? Nicht viel weniger als hundert Liter. Und kein Land der Erde hat so viel alte Leute wie Frankreich!"

„Hast du das auch schon im Kolleg gelehrt?" fragte Roland, mit den Augen zwinkernd.

„Noch nicht; ich denk' aber daran, es zu tun!"

Steinle nahm sein Glas und trank aus.

„Na, was ist mit dir?" sagte Roland zu Eberhard hinüber, den er auf Ilses Wunsch eingeladen hatte, ohne zu ahnen, wie es zwischen ihm und Lydia stand. „Du siehst ja selbst wie 'ne Grabschrift aus. Düstrer junger Mann! Was tut man dir?"

„Nichts," antwortete Eberhard. — „Ich sitz' und trinke."

Er leerte wieder sein Glas; der Wein sollte seinen Unmut betäuben. Frau Lydia sah er nicht an. Sie sah zuweilen auf eine Sekunde durch ihn hindurch; dann lächelte sie Ilsen zu. Innerlich wütete sie: verdanken wir das dieser großen Gans, daß der hier am Tisch sitzt?

„Na ja, du trinkst," sprach Roland zu Eberhard weiter; „aber ohne das rechte Gemüt, wie mir scheint. So ein schöner Sommerabend! Die Luft streichelt förmlich! — Dein Gesicht erinnert mich an unsre

Schachpartien, vorzeiten; da sahst du mit deinen neunzehn, zwanzig Jahren oft wie Napoleon bei Leipzig aus. Besonders wenn du in große Not kamst, mich dann aber doch noch unterkriegtest ... Nämlich dieser Jüngling, Steinle — ich spiel' doch so leidlich Schach — aber schon damals hat er mich wer weiß wie oft in die Pfanne gehauen!"

„Das kann ich mir denken," erwiderte Steinle, die heiter klugen Augen auf Eberhard geheftet. „Eine Schachspielerstirn."

„Die tut nur so; ich kann nichts," murmelte Eberhard.

„Wie ist's mir ergangen!" rief Steinle. „Ich hatt' als junger Studio eine viel jüngere Schwester, die war meine andre Schachspielerin, und das junge Ding, mit den großen Kinderaugen, setzte mich öfter matt, als ich sie! Es kamen ihr so merkwürdige Einfälle —"

Ilse unterbrach ihn: „Ist das die Schwester, von der Sie neulich erzählten, die Sie aus der Tür warfen, wenn sie gehen sollte?"

Steinle lachte auf. „Wie das klingt! Als wär' ich ein junger Tiger gewesen; während ich jetzt doch — nicht wahr, Lydia — ein gemütliches Maultier bin. Aus der Tür warf — ja; aber ich will Ihnen zeigen, Ilse, wie ich das machte; es war ‚ulkig', wie jetzt die jungen Mädchen sagen; es hatte sogar 'ne Art Poesie. Wenn das Mädel meine ‚Bude' verlassen sollte, weil mich das Studieren kriegte, dann legte ich zart einen Arm um sie —"

Der Professor stand auf und trat zu Ilse; „erlauben Sie!“ sagte er mit galanter Verbeugung und zog sie sanft vom Stuhl empor. Den Arm um ihre Schulter legend — er war ungefähr so groß wie Ilse — begann er sich langsam mit ihr zur Tür des Gartenzimmers zu bewegen. „Sehn Sie, so machte ich's! Ich sang mit meiner gefühlvollsten Stimme:

Es ist so leicht zu sagen:
Lebwohl, Lebwohl, Lebwohl!
Und doch so schwer zu tragen:
Lebwohl, Lebwohl —“

Während Steinle sang, mit einem komisch süßen Tenor, hatte er Ilse allmählich, mit sanftem Druck, bis zur Tür geführt. Sie ging ruhig mit, auch noch die Stufen zur Tür hinauf. Jetzt sang er noch einmal, langgezogen, mit voller Stimme:

„Lebe wohl!“

und schob sie mit aller Kraft durch die Tür.

Es ging aber anders aus, als er dachte. Das Mädel hatte mit beiden Händen die Türpfosten rechts und links ergriffen und stemmte sich zurück. Steinle, ein kräftiger Mann, brachte sie nicht weiter. Obwohl er sich redlich anstrengte, sie stand wie ein Baum. Das „Hinauswerfen“ mißlang.

„Alle Teufel!“ rief er endlich, und die andern lachten.

„Sie kriegen mich nicht!“ rief Ilse dagegen.

„Das ist meine Tochter!“ rief Roland stolz.

Der Professor hatte es aufgegeben, Ilse losgelassen; sein von der Anstrengung gerötetes Gesicht blickte zurück: „Es liegt am Haus, das Haus ist unglücklich gebaut! — — Deine Tochter; ach was, deine Tochter. Die stammt ja ganz wo anders her: das ist das letzte Gotenmädel, von dem untergegangenen Gotenvolk der einzige Überrest. Die hat ja gotische Arme und gotischen Rücken! Ich hab's schon früher geahnt, wenn ich das Gewaltsmädel ansah; jetzt weiß ich's. Mathasuntha heißt sie, wie ihre Ururgroßmutter."

Ilse lachte. „So möcht' ich wohl heißen; lieber als das bißchen Ilse; das ist ja gar nichts."

„Ich nenn' Sie von jetzt an nur noch Mathasuntha!" rief Steinle. „Und jeder, der Sie ansieht, wird's glauben. Hab' ich nicht recht, Lydia?"

Die blasse Lydia nickte. „Eine germanische Heldenjungfrau, versteht sich!" — Sie fühlte in diesem Augenblick körperlich, daß sie Ilse haßte.

Sie hielt es aber nicht länger aus, Eberhard Hofbauers Anwesenheit schweigend zu ertragen; kann er nicht fortgehn? dachte sie. Warum geht er nicht fort? Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf und warf ihn zurück. Wenn dieser Bär da, der Roland, und seine Bärenjungfrau es nicht fühlten, daß so ein Feind der Gesellschaft nicht mehr in die Gesellschaft gehörte, sollte sie, die echte Dame, nicht zu verstehen geben, was sich schickt? — Ihr kam ein Gedanke, ein Frauengedanke. Den schönen Kopf wieder in weiche Ruhe bringend, mit einem allmählich wachsenden

Lächeln, sah sie am Tisch umher, auch über Eberhard hin: „Mir geht aber was andres im Kopf herum! Ich denk' es mir so merkwürdig, wenn jemand in einer Gesellschaft sitzt, die eigentlich gar nicht nach seinem Geschmack ist — die er eigentlich lieber begraben sehn möchte —"

Sie hielt inne, mit ihrem Kelchglas spielend.

„Wen und was meinen Sie?" fragte Roland arglos.

Lydia sah nicht zu Eberhard hinüber, sie beantwortete auch die Frage nicht. „Ach, es fällt mir nur eben etwas Ähnliches ein: ich war vor Jahren bei Bekannten in Wien, zum Frühstück, wir saßen noch bei Tisch; da kam ein — dieser sonderbare Kuttenmensch — wie hieß er doch — sein Glaubenssatz war: aus der Kultur zur Natur zurück! Er wollte was vom Hausherrn, die Hausfrau lud ihn aus Höflichkeit und auch aus Neugier ein, sich zu uns zu setzen. Da war's nun so komisch: die Speisen standen noch auf dem Tisch, Braten, Wein und alles; der Mann fing an zu predigen: wie unnatürlich und greulich es sei, Fleisch zu essen, erhitzende Getränke zu trinken. Und überhaupt, all die Kultur und Üppigkeit — in dem Zimmer war aber nichts als Üppigkeit und Kultur — weg damit! dozierte er; das muß alles fort! — Was bist du für ein taktvolles Wesen! dacht' ich. Na, ich hab' ihn nicht wiedergesehn, einmal war auch genug; — er fällt mir aber heut wieder ein. Denn es ist doch eigentlich ähnlich ..."

Sie hielt wieder inne und lächelte ein bißchen.

„Was ist ähnlich?“ fragte Steinle.

„Nu — natürlich auch unähnlich; ich vergleich' es nur. Ich such' mich in Herrn Hofbauer hineinzudenken, unsern alten Bekannten: wie sonderbar ist ihm wohl eigentlich hier am Tisch zu Mut! Früher gehörte er ja zu uns ... Wenn er da nun aber etwa sitzt und denkt: ihr seid ja sonst ganz nette Leute, aber ihr seid doch die alte, verfaulte Gesellschaft, die verrottete Welt, die wir Zukunftsmenschen nicht mehr wollen, euch muß alles genommen werden, ihr müßt als Gesellschaft vernichtet werden, ihr müßt unter unsre Füße kommen — ob er dann nicht weiterdenkt: warum sitz' ich dann hier? Was tu' ich eigentlich an diesem Tisch?“

Eberhard war glühendrot, darauf tiefblaß geworden; seine Augen waren übergroß; bei Lydias letzten Worten fuhr er von seinem Stuhl empor. Auch Roland schien im Begriff, aufzustehn; seine Brauen zuckten. Er blickte dann aber fest auf Eberhard, er schien zu erwarten, was der sagen werde. Die andern saßen wie erstarrt; auch Steinle, dessen rötliches Gesicht sich noch mehr rötete. Mit einem jähen Entschluß setzte sich Eberhard wieder, faßte sich äußerlich und sah Lydia scheinbar ruhig mit den glühenden Augen an.

„Gnädige Frau,“ erwiderte er mit einer Art von Lächeln, „es ist da ein Unterschied. Jener — Kuttenmensch ‚predigte‘, wie Sie sagen. Ich hab' nicht gepredigt.“

„Ich sagte ja selbst," erwiderte Lydia sanft, „es sind Unterschiede. Ich v e r g l i c h es nur."

„Sie verglichen nur ... Aber ‚was bist du für ein taktvolles Wesen', dachten Sie wohl auch hier!"

„Bitte, unterschieben Sie mir doch nichts. Verstehen wir uns nicht gewaltsam falsch. Ich hab' nur versucht, mich in Ihren Fall hineinzudenken; das lag ja doch auch nahe; nicht?"

Die Milde und Sanftmut ihrer Stimme drohte Eberhard rasend zu machen; dann bin ich aber verloren! sauste ihm durch den Kopf. Ich muß die Herrschaft behalten; diese Frau muß nieder! — Er spannte die Muskeln an seinen Armen — sein bestes Selbstbeherrschungsmittel — und nahm nach einer kleinen Pause das Wort, wieder in den Mundwinkeln lächelnd: „O ja, gnädige Frau, vielleicht lag's auch nahe. Aber Sie machen sich von uns ‚Zukunftsmenschen' doch wohl eine zu ungemütliche Vorstellung. Wir sind vielleicht nicht ganz so schlimm! I ch wenigstens — ja, ich sitze hier — aber an so 'nem Tisch wie dieser denk' ich gerade g a r n i c h t so wild, wie Sie glauben. Mir wird ganz friedlich zu Mut; ich sag' mir: ja, wenn überall solche Leute säßen! Männer, die für ihre Wissenschaft leben, dem Mammon nicht nachjagen, Ideale haben; und Damen, die noch aus der Gotenzeit stammen — oder sonst durch alle weiblichen Tugenden geziert sind, nicht wahr —"

Er verneigte sich ein wenig gegen Lydia, die ihn noch furchtlos, doch lauernd ansah; darauf schaute er in Rolands halbberuhigtes Gesicht. „Dann wär's

ja gut!" fuhr er fort. „Dann ständ's um die menschliche Gesellschaft nicht schlimm! Mich packt das ganze Elend nur, wenn ich diese Horden von Mannsbildern seh', die mit ihrem zusammengestohlenen oder erfaulenzten Geld all' die andern knechten; oder wenn ich diese sogenannten Damen seh', die nicht ‚Gottes Ebenbilder', sondern seine scheußlichen Karikaturen sind! Die für nichts auf Erden leben als für ihr niedliches, wohlgepflegtes, elegantes, parfümiertes Ich — die nichts freut, als wenn man sie ‚reizend' findet — die nichts wollen, als den Schein von Engeln und Madonnen, aber süße Teufel sind — die nichts tun, als Herzen erobern und ihre Männer betrügen und die andern dann auch. Das, gnädige Frau, das ist die Gesellschaft, gegen die wir kämpfen! Diese bis ins Mark verlogenen, holdselig lächelnden, schwesterlich oder mütterlich kokettierenden, lüsternen, seelenlosen Geschöpfe — die dann im Namen der Gesellschaft reden, als Priesterinnen der Kultur. Gott sei Dank, hier ist reine Luft! Hier sind wir unter uns! Das weiß ich ja als Ihr ‚alter Bekannter', wie Sie mich zu nennen beliebten; ein beinahe — drolliges Wort. Diese andern, die Karikaturen Gottes, die machen Sozialisten aus uns, und auch Anarchisten — wenn sie uns nicht zu Narren machen. Aber zum Narren macht mich keine mehr! Auch die abgefeimteste Madonna nicht!"

Eberhard nahm sein halbvolles Glas und trank aus. Er sah im Trinken durch das Glas hindurch, daß Lydias Lippen bebten; eine wilde Freude durch-

jagte sein Herz. Um den Tisch war es totenstill. Auch die jungen Mädchen fühlten, daß zwischen den beiden blassen Menschen, die sich beständig angestarrt hatten, irgend was durchgekämpft werde. Steinle saß unruhig auf seinem Stuhl; in seiner gemütlichen Seele zitterte etwas. Von seiner Frau konnte dieser Mensch nicht geredet haben; auf sie paßte ja das alles nicht! Aber warum hatten die glühenden Augen in dem bleichen Italienergesicht fort und fort in Lydia hineingesehn? Und warum kam's ihm so vor, als schwanke sie jetzt?

Lydia drohte in der Tat einen Augenblick, vom Stuhl zu sinken. Steinle stand auf und beugte sich hinüber. „Aber laß!" sagte sie und wehrte ihn ab; sie hatte diese kurze Schwäche, die sie wütend machte, schon überwunden. Sie fuhr sich nur noch mit einer Hand über das Madonnengesicht.

Nun erhob sich Roland geschwind. Nach einem grimmig zornigen Blick auf Eberhard rückte er fast heftig an seiner Brille; dann sagte er so harmlos wie möglich: „Da sind wir also richtig bis zu den Sozialisten und Anarchisten gekommen! Das wollten wir ja gar nicht, an dem schönen Abend. Übrigens, ich denke, wir gehn nun zur Bowle ins Haus hinein; ich hatte gemeint, wir wollten sie hier draußen trinken, aber — es wird kühler, scheint mir. Frau Lydia ist etwas empfindlich. Also nach oben, wenn's recht ist. Bitte, Frau Lydia, nehmen Sie meinen Arm!"

* * *

Der Rest dieses Abends verlief in schwüler, befangener Stimmung, nicht wie die „Roland-Abende" sonst. Als Gustav Lenz hinter den andern ins Haus ging, hielt Eberhard ihn am Ärmel zurück; „bitte," raunte er, „sag dem Doktor Roland, daß ich mich auf Französisch empfohlen hab'; mir ist doch die Gemütlichkeit weg; ich fahr' wieder nach Köln!" Oben im Wohnzimmer stand die Bowle auf dem großen Tisch, sie sah aber heiterer aus als alle, die sie trinken sollten. Roland ging unruhig umher; endlich setzte sich auf seinen Wunsch Steinle ans Klavier und phantasierte, was seine Stärke war. Er hörte aber früher auf als sonst. Ilse-Mathasuntha mußte auf sein Verlangen das Willi-Buch bringen, daraus vorlesen, von „ihrem Jungen" erzählen; man trank auf Mathasuntha, die Gotin und Pflegemutter. Es hatte aber alles nicht den vollen, ungebrochenen Klang. Lydia lächelte mehr als sonst. Sie scherzte sogar mit ihrem Mann, geflissentlich. Endlich ging man heim.

Gustav kam zwiefach erregt nach Haus; noch durch Eberhards wilde Rede verstört — Roland hatte dessen Botschaft, durch Gustav, mit finsterem Schweigen vernommen — und in Mathasuntha verliebt. Ja, er verhehlte sich's nicht: dieses wunderbar natürliche, derb frei frische Gotenkind hatte es ihm angetan; heut noch mehr als neulich. In der nachdenklichen oder gedrückten Stille, in der sie heut zuweilen dagesessen, auch da war sie wie der klare Tag, über den eine schöne Wolke geht, und für ihn rührend

geheimnisvoll. „Gottes Sohn! was soll ich mit der Verliebtheit!" sagte er beinahe laut vor sich hin, als er die Kleider abwarf, um zu Bett zu gehn. „Ich will aufs Examen los, weiter nichts! Gebummelt hab' ich genug!" — Dann stand er aber doch wieder da, sah auf die Wand und lächelte. Eine Minute später saß er auf dem Bettrand, im Hemd, ohne sich zu rühren; scheinbar tiefsinnig, eigentlich gedankenlos. „Mathasuntha!" Ihm gefiel der Name. Er sprach ihn aus, um sich an dem Klang zu ergötzen. Für Ilse der rechte Name! — Endlich lag er unter seiner Decke und schlief plötzlich ein.

Am nächsten Tag schien es ihm zu seiner Freude, daß er über der Arbeit in den Kliniken und im Kolleg den „Unsinn" vergaß und das „Gebummel" in seinem Herzen unterkriegte; er trank am Abend einen Schoppen darauf. Aber am andern Morgen war der Unsinn schon wieder da; ging mit ihm ins Kolleg und führte ihn dann ganz sacht zur Rheinwerft, und dort entlang bis zu Rolands Haus. Um Mittag stand er da vor der Tür; ich muß doch hören, dachte er, wie es ausgegangen, was mit dem wilden Halbwelschen geworden ist, was Vater und Tochter Roland darüber denken! Dieses Muß war einleuchtend. Er fühlte jedenfalls, daß er von dieser Tür nicht wieder loskomme, solang' er nicht drinnen und oben war. So trat er denn ein und stieg hinauf.

Das Mädchen öffnete ihm, das ihn nun schon kannte; den großen, hübschen, fröhlichen Menschen

begrüßte ein besonders freundlicher Blick. Der Doktor sei zu den Patienten gegangen; das Fräulein sei im Garten. Mathasuntha allein! Gustavs Herz bekam einen Freudenstoß. Er dankte in seiner strahlenden Weise und stieg wieder die Treppe hinab.

Das Gartenzimmer war nicht verschlossen. Er ging hindurch, bis zur Tür. Was ist d a s? dachte er und blieb stehn. Er hörte Eberhard Hofbauers Stimme; dann sprach auch Ilse. Sie sprachen dann eine Weile beide zugleich. Sie schienen erregt zu sein. Im Garten waren sie gewiß. Er trat an das offene Fenster, um zu sehn: was ist und wo sind sie?

Jetzt erschrak er fast: sie saßen grade unter ihm, an der Hauswand, vor dem „Rolandsbogen"; einen Ärmel und eine Hand von ihnen entdeckte er auf dem runden Tisch. „So laß mich Vaters Brief doch s e h n!" sagte Ilse lebhaft; Gustavs Schritte hatten sie offenbar überhört. „Warum soll ich denn nicht? Es ist doch mein Vater!"

„Ich will dir die Hauptsache vorlesen," antwortete Eberhards umschleierter Bariton; er zog dann, wie es schien, einen Brief hervor, sein Ärmel verschwand. Teufel! dachte Gustav, was tu' ich? Horchen? Das ist ja verboten. Wenn's aber grade das ist, was ich wissen will?

„Kurz, Eberhard, ich muß Dir sagen," fing Eberhard schon an; Gustav zuckte schwach die Achseln und blieb stehn. „Frau Steinle hat a u c h ihre Schuld, sie hätte dich nicht so reizen sollen; aber zum Donnerwetter, sie ist eine Frau! Es ist nicht

zu sagen, wie empörend rücksichtslos Du ihr das alles ins Gesicht geworfen hast — vor ihrem Mann, einem ehrwürdigen Mann — auch in seiner Blindheit ehrwürdig — und an meinem Tisch. Unsre ‚Gesellschaft', die Dir so wenig gefällt, hat doch ihren Anstand und hat ihre Würde. Um Dein Unrecht gut zu machen, mußt Du zum wenigsten einen Brief schreiben an die beiden Steinles — den sie beide lesen können, verstehst du wohl. Du bedauertest sehr, daß Du diesen Abend durch einen so unmotiviert leidenschaftlichen, gehässigen, politisch parteiischen Ausbruch gestört hättest; die Jugend und der Wein seien mit Dir durchgegangen. So etwas werde nicht wieder — — oder wie Du das sagen willst. Tust Du das, so können wir wieder gut zusammenkommen. Bist Du zu feindlich oder zu stolz dazu, so heißt das in der Tat: ich gehör' nicht an euren Tisch; so muß ich Dich bitten, mein Haus nicht mehr zu betreten."

„O Gott!" sagte Ilse. „Und du? Was tust du?"

„Abbitten? Vor dieser Frau? Lieber häng' ich mich auf!"

„Aber Eberhard! Dann ist's aus! — Was ist denn mit dieser Frau? Warum hast du diesen Haß auf sie? Was — was hat sie getan?"

„Sehr viel Schlechtes!" stieß Eberhard heraus. „Das ist eine Frau, die — — Aber das erzähl' ich dir ein andermal. Oder auch nicht; wozu? Es ist nichts für dich! — Abbitten? ‚Unmotiviert' ... Nein, so lüg' ich nicht. Was ich hier gesagt hab', das bleibt! Das bleibt! Jedes Wort!"

„Eberhard! Dann — leb wohl!"

„Leb wohl?"

„Du kannst dann nie mehr ins Haus. Vater hält sein Wort. Wir sehn uns heut zum letzten Mal!"

„Aber nein, nein, nein! Das nicht! Ilse, sag das nicht! Ich hab' ja keine Freud' am Leben als dich. Ilse — Mathasuntha — ich hab' dich ja viel früher als die alle ein echtes Germanenmädel genannt. Und jetzt, jetzt, wie ist's jetzt so wunderbar schnell über uns gekommen! Als ich neulich ohne Gustav Lenz wiederkam und dich allein fand, bei Willi — und auf einmal einen Menschen fand, vor dem ich mein ganzes Herz ausschütten konnt' — so wunderbar verstehend, alles mitfühlend, über deine Jahre — und so weich, so gut — da fing ja ein neues Leben an! Sag nicht, daß wir uns nicht mehr sehn. Das hielt' ich nicht aus. Ich häng' ja schon so ganz an dir. Damals dein Spielkamerad und jetzt — jetzt —! Mathasuntha!"

„Was kann ich denn tun, mein Gott?"

„Mich zuweilen anderswo sehn; damit bist du ja noch kein schlechtes Kind. Mir bist du doch heilig! Und alles, was du für mich tust, ist ein Samariterwerk! — Ich hab' dir's gesagt: ich bin nicht glücklich. Mein schweres Blut ... Meine Mutter so unsinnig krank, an Seel' und Leib; — neulich schien es, sie lebte auf; das ist nun wieder ganz vorbei! — Vielleicht wär's auch mit mir vorbei, wenn du von mir ließest. Ich will ja das Glück der ganzen

Welt! das weißt du! und hab' selber keins. Mit dir, mit dir hätt' ich's! — Was ist?"

Ilse, die seit einer Weile leise zu weinen schien, stieß nun einen schüchternen Ton aus. Sie deutete mit einer Hand hinaus, in den Garten. Auch aus Eberhards Kehle kam darauf ein hellerer Laut.

„Ah, da fiel ein Apfel vom Baum!"

„Der erste!" sagte sie.

Die unreifen Äpfel! dachte Gustav wie im Traum; er stand noch immer am Fenster, in einem Wirbel von schmerzhaften und weichen Gefühlen. Ihm fuhr jetzt dazwischen, was Eberhard ihm auf der Rheinbrücke erzählt hatte: daß Ilse alle unreifen Äpfel aß ...

Eberhard ward sichtbar, er ging zu dem Apfelbaum, offenbar um den „ersten" aufzuheben. Gustav erschrak; er schämte sich auch zu unwiderstehlich, daß er da als Horcher stand. Mit einem Ruck drehte er sich und rannte zur Tür hinaus.

Zweites Buch

Ilse Roland hatte kein Flaschenkind mehr; die gemischte Ernährung hatte begonnen: Milch, Milchspeisen, Eier, Suppe und Brot. Willi spielte in seiner „Gehschule"; er lernte in ihr stehn, an ihren Wänden entlang laufen, er spielte sich aus ihr hinaus und ward ein aufrechter Mensch. Als wieder der Sommer gekommen war, in Willis siebzehntem Monat, war er souveräner Herr seiner Beine, begann auch Herr seiner Zunge zu werden, sprach schon allerlei umgedichtete oder neugebildete Worte, ahmte sehr verwickelte Bewegungen nach, zuckte mit Verstand die Achseln und schüttelte den Kopf, und war „die Freude seiner Eltern", wie Ilse-Mathasuntha sagte. „Er macht uns doch Ehre, Vater!" behauptete sie nicht ohne Stolz, als sie an einem der ersten Julitage mit Roland spazieren ging; ein Vergnügen, das sie nun nicht mehr so selten hatte. „Ich bin früher manchmal ungerecht gegen ihn gewesen, hab' gedacht, er ist ein Dummerchen. Jetzt geht's aber mit Siebenmeilenstiefeln; er ist in vielem schon weiter als der kleine Preyer!"

Roland stand lächelnd still, betrachtete sein großes

Mädel, das den Arm vor Freude schwenkte. Er kannte ihren Ehrgeiz; er hatte ihn im Grunde selbst, mochte aber aus Ehrerbietung für Vater Preyer nicht davon sprechen. „Wer ist daran schuld?" sagte er heiter. „Seine brave Pflegemutter hat den Grund gelegt. Die hat ihn so rasch zum Mann gemacht!"

„Ach du lieber Gott! — Ich wollt', ich könnt's!"

„Ich glaub', Ilse, da wär' er schon mit zehn Jahren ein ausgewachsener Mann! — Sei ruhig: hast ihn gut gefüttert. Meine Achtung hast du. Auch als Verfasserin seiner Lebensgeschichte hast du dich bis jetzt bewährt —"

„Mitarbeiterin!"

„Nu ja; Vater und Tochter miteinander. — Dann werden auch die Zeiten kommen, wo er als dritter Mann mit uns über Feld geht; drei gottvergnügte Leute, Ilse. Ich seh' uns schon. Ein Mann mit einer Brille, sonst noch wohlerhalten, und ein in Ehren ergrautes Mädel; und zwischen ihnen in Gestalt eines kleinen Buben das leibhaftige Glück!"

Sie waren aus der Poppelsdorfer Allee in den Bonnertalweg gegangen und kamen aus der Häuserreihe ins offene Land hinaus. Es war ein schöner Sommernachmittag, durch einen angenehmen Wind gekühlt, der vom Rheinstrom herüberstrich. Ein leichter, weicher Dunst blaute vor den Bergen. Roland sah vergnügt umher, diese Gegend war ihm zur zweiten Heimat geworden; auch für das, was unbedeutend war, hatte er ein freundliches Gefühl, einen liebkosenden Blick. Überall, wohin er schaute,

hatte er doch irgend etwas erlebt ... Allmählich ward er nachdenklich, ernst, zog die starken, graden Brauen herunter. Er blieb wieder stehn und machte mit dem Stock Linien und Kreise auf der staubigen Erde.

„Ich mein', Vater, das wird bald geschehn!" sagte Ilse, noch an ihren kleinen Jungen und den Spaziergang zu dreien denkend. — „Was ist?"

„Wieso?"

„Weil du da Figuren machst."

„Alte — Erinnerungen! Menschen, die man nicht mehr hat. Mit denen ich öfter da oben auf dem Venusberg war ... Sag mir, hab' ich das von dir oder von andern gehört, daß die Frau Hofbauer, die ja wieder in Bonn war, abermals fortgezogen ist?"

„Von mir nicht," antwortete Ilse.

„Aber sie ist wieder fort?"

Sie nickte. „O, schon lange. Schon den ganzen Winter, glaub' ich."

„Dann kommt also wohl dieses Heißblut, ihr Sohn, auch nicht mehr nach Bonn?"

„Ich — weiß nicht," erwiderte Ilse zögernd. Sie ward zwar nicht rot, das tat sie selten; aber es war ihr greulich zu Mut, daß sie so um die Wahrheit herumging. Sie, die das Lügen haßte und verachtete; und vor ihrem Vater lügen, dem geliebtesten Menschen ... Wie gern hätte sie gesagt: ja, Vater, er kommt doch noch, dann und wann; um meinetwillen. Und wir sehn uns heimlich ...

Sie blickte vor sich hin, auf den Weg. In ihrem Kopf huschten die hastigen Gedanken; sie phantasierte: sie hätt' es ihm jetzt gesagt. Und der Vater, an die Brille greifend: Zum Donnerwetter! ihr seht euch noch? Hinter Vaters Rücken? — Ja, Vater! (in der Phantasie hatte sie einen verwegenen Mut) ich tu's ihm zuliebe; es ist sein Glück. Und er meint es gut! Drüben in Beuel, oder am Ufer, stromab; wo uns niemand kennt. — Unglückskind! Liebst du ihn denn? — Ich hab' ihn lieb. — Küßt ihr euch? — Nein, nein. Aber wenn du ihm doch gut wärst, Vater! Er ist auch nicht schlecht! Er hat ein Herz für die ganze Welt!

Roland ging schon eine Weile weiter, sie mit. Wenn sie seinen ehrenfesten Schritt sah, sein starkes Profil, seinen ernsten Blick, konnte sie's nicht sagen. Ach, dachte sie, um ihre Brust zu erleichtern, Eberhard sagt ja, es lichtet sich, er kann bald reden — und er wird es tun!

„Mir ist leid um ihn," begann Roland nach einer Weile wieder, indem er den Stock gegen den Boden stieß. „Es ist doch Hofbauers Sohn. Ich hatt' nur Gutes gegen ihn im Sinn! Als du damals vor dem Unglücksabend sagtest: Vater, lad ihn doch auch dazu, da dacht' ich: ja, will ihn ins Haus gewöhnen; so stößt er sich vielleicht die Hörner ab! Denn das ist schon vielen Hörnern geschehn! — Als er dann aber dasaß, am Tisch, das junge Gesicht so teufelswild, zwei brennende Kohlen im Kopf — ganz wie die der Mutter — da sah ich: nein, der wird

seine Hörner behalten, die gehn nimmer los! — Gegen eine Frau! So unritterlich! Vor dem Mann! Pfui Teufel! Wär' das nicht ein Mann, der nie — — Hätt' der nicht diese Binde vor den — —"

Roland erschrak, wie weit er sich im Eifer verrannt hatte; von solchen Dingen sprach er nicht zu dem Kind. Er murmelte noch etwas Unverständliches, um zu einer Art von Schluß zu kommen, und ging rascher weiter.

Ilse machte gleichfalls größere Schritte; „unritterlich, sagst du!" nahm sie etwas scheu und schüchtern das Wort. „Ja, Vater, sprach er denn von ihr? von Frau Lydia? Er griff ja doch nur die andern an —"

„Laß das, laß das, Kind!"

Nein, du warst zu hart gegen ihn, dachte Ilse; du warst ungerecht! — Sie sprach tapferer weiter: „Wenn aber Frau Lydia eine schlechte Frau ist —"

„Den Teufel auch!" rief Roland erschrocken aus. „Wer hat dir das gesagt?"

Ilse konnte nicht erzählen, wer es ihr gesagt hatte; übrigens wußte sie auch noch immer nicht recht, was für eine Art von „Schlechtigkeit" es war. In ihrer dummen Unschuld machte sie ihr klügstes Gesicht: „Aber, Vater, das sagst du doch selbst! Denn wenn Eberhard ‚unritterlich' war, als er vor ihr von schlechten Frauen sprach — und wenn der Professor ‚eine Binde vor den Augen hatte' —"

„‚Augen' hab' ich nicht gesagt!" fiel Roland ihr

zornig verlegen ins Wort. „Ich hab' nur so im allgemeinen von — von einer Binde oder —"

Jetzt werd' ich schon ganz dumm! dachte er und nahm im Ärger den Hut vom Kopf. So blamiert man sich vor seinem Kind! Weil die guten Freunde dumme oder abscheuliche Sachen machen . . .

Er sah von Ilse weg, als sehe er sich die Gegend an; ihm fiel eine Frau in die Augen, die vor einem weißen Haus auf einem Bänkchen saß. Sie waren in das Dorf Kessenich und von der Fahrstraße auf einen Seitenweg gekommen, an dem nur wenige Häuser standen. Vor dem zweiten saß diese Frau oder Dame; sie war nicht elegant, aber gut gekleidet. Ein Kätzchen kauerte neben ihr auf der Bank. Sie hatte ein Strickzeug auf dem Schoß, die Arme lagen aber müßig hinter ihrem Rücken, der sich an das Bänkchen lehnte. Ihre hellen, braunen Augen sahen die beiden Spaziergänger träumerisch an.

Roland wollte vorübergehn; plötzlich stand er still. Er starrte auf die Dame. Was hat er? dachte Ilse, da er mit so finster heruntergezogenen Brauen und so scharfem Blick hinschaute, als entdeckte er eine Verbrecherin oder etwas Ähnliches. Auch das hübsche, feine Gesicht der Dame veränderte sich. Es bekam, allmählich, einen erschrockenen, ängstlichen Ausdruck, als fürchte es sich. Ilsen war, wie wenn sie geschwind vortreten müsse und sagen: Bitte, haben Sie keine Angst, mein Vater ist nicht so schlimm! — „Nein, nein, nein!" stieß Roland jetzt mit halber Stimme hervor und schüttelte den Kopf. Es sah

aber so aus und klang so, als riefe er: Ja, ja, ja!

„Herr Roland!“ sagte die Dame. Sie stand elastisch wie ein junges Mädchen auf. „Doktor Roland!“ — Es war noch eine leise Frage in den Worten, als könne sie's nicht glauben; auch blieb ein sonderbar ängstliches Staunen auf dem erblaßten Gesicht.

„Ja, ja, ja, Sie sind es!“ rief Roland. Er nickte, lächelte, starrte sie dann wieder mit gesenkten Brauen an, schüttelte tiefverwundert den Kopf. „Ja, Sie sind es wirklich!“ Er war so verblüfft, verwirrt, daß er den Hut abnehmen wollte, den er in der Hand hatte; dann, da er seinen Irrtum einsah, schüttelte er den Hut wie zum Gruß in der Luft. „Frau Schubert! In Kessenich! Da auf der Bank! Plötzlich — man denkt an nichts! — Bitte, geben Sie mir die Hand, dann glaub' ich's besser ... Warum schauen Sie mich so furchtsam an?“

Er hatte ihre kleine Hand und hielt sie mit seiner großen fest; ihre war aber kalt, wie von dem Schreck. „Doktor Roland!“ wiederholte sie. „Warum ich Sie so furchtsam —? Gott im Himmel, das hätt' ich ja auch nicht geglaubt — hätt' ich nie geglaubt. Alt geworden, dacht' ich! Ein ganz anderer Mensch ... Nun stehn Sie da und ich erkenn' Sie auf den ersten Blick. Darum dacht' ich ja auch, nein, es ist ein Irrtum; darum glaubt' ich —“

„Ich wär' es nicht?“ Roland lachte auf. Es war wie ein Lachen, das ihn selbst befreite; die starke

Erregung war noch drin. „Ja, seien Sie ruhig, ich bin's, ich bin's! Warum alt geworden? Ich hab' doch noch —"

„Vor zwanzig Jahren! Friedrich Roland!"

„Ja, aber da waren Sie achtzehn oder neunzehn alt, und ich fünfundzwanzig. Frau Schubert! Eleonore Brückner! Was soll ich dann sagen? Sie sind ja noch — — man glaubt es nicht. Etwas noch nie Verheiratetes, Mädchenhaftes sind Sie. Nein, lachen Sie nicht ... Ja, ja, lachen Sie! Das steht Ihnen gut. Dann geht Ihnen diese Angst vom Gesicht, als wär' ich ein Gespenst; oder als wollt' ich Ihnen was zuleide tun. Wie kommen Sie auf diese Bank? Wie kommen Sie nach Kessenich? Was sind das für Wunder?"

„Lieber Gott, das sind keine Wunder ... Ihre Tochter? Ja?"

Roland nickte, ganz in Eleonorens Anblick versunken: „Ja, meine Ilse; mein einziges Kind."

„Vater!" rief Ilse und lachte laut. „Du verleugnest Willi!"

„Richtig! Ich hab' noch einen Jungen ... Ich bin ganz verwirrt. — Es ist nur so ein kleiner Junge ... Ach, geben Sie mir noch einmal die Hand. So hatt' ich sie beim Abschied damals ... Wie kommen Sie nach Kessenich?"

Frau Eleonore errötete. „Aber guter Herr Doktor — hier wohn' ich ja."

„Was? Sie wohnen hier?"

„Ja, ja. Schon über zwei Jahre —"

„Über zwei Jahre!" rief Roland. „Und Sie wußten, daß ich da hinten in Bonn —?"

„Ja, das wußte ich. Machen Sie mir nur nicht so schreckliche Augen! — Ich wollte hier ganz, ganz still — — Aber nein, das erklärt es nicht. Mein Neffe Gustav Lenz, den Sie ja auch kennen, hält mich für ziemlich verrückt. Es mag ja was dran sein. Denken Sie nur ruhig, sie ist ein bißchen närrisch; und, bitte, fragen Sie weiter nicht. Da Sie nun schon da sind, muß ich Ihnen doch mein kleines Reich hier zeigen ... Oder wollten Sie weiter-gehn?"

Roland schüttelte den Kopf: „Ich will gar nichts mehr. Ich will hier doch natürlich Anker werfen! — Eleonore Brückner als Einsiedlerin in Kessenich ... Oder nicht Einsiedlerin?"

„O doch!"

Sie nahm ihr Strickzeug von der Bank; warf einen verwunderten Blick auf die große Ilse und bat: „Bitte, kommen Sie!" Roland ließ noch nicht die Augen von ihr. Die Witwe des Hauptmanns Schubert, und noch so ein zartes, blumiges Wesen — das eben wieder errötet war, als er fragte: „oder nicht Einsiedlerin?" — Er folgte ihr rechts ums Haus, in den Garten; Ilse schlenkerte hinterdrein. Es war kein Ziergarten, sondern der eines Handels-gärtners; nur am Ende war ein Stück für Eleonore abgeteilt und nach ihrer Anordnung hergerichtet, reich mit Rosen geschmückt. Der alte Gärtner ar-beitete bei seinen Gewächsen; die kleine Katze schlich

zu ihm. Er sah auf und zog die Mütze von seinem silberlockigen Kopf, über die unbekannten Gäste offenbar verwundert. Ein kleines Mädchen und ein etwas größerer Bub, ländlich sauber gekleidet, sprangen zwischen den Beeten heran, auf Eleonore zu, und hängten sich an deren Arm und Kleid, sich nach Kinderart recht in sie hineingrabend. Dann guckten sie erst die Fremden an und begannen verlegene Gesichter zu machen.

„Na, was ist das? Man grüßt doch?" sagte Eleonore mit sanft verweisender Mutterstimme. Die Kinder taten nun ihre Schuldigkeit; das Mädchen ward rot, der Knabe scharrte mit dem rechten Fuß hintenaus. Roland nahm seinen Hut tief vor ihnen ab. Sie lachten und liefen wieder davon.

„Seine Enkelkinder," bemerkte Eleonore, auf den Alten deutend. „Ich bin viel mit ihnen. Lauter gute Leute! Da hinten ist meine Laube ... Ach, für mich ist das alles groß genug. Er hat auch Tauben. Es ist so ländlich. Nun müssen Sie aber noch meine Wohnung sehn!" — Sie warf wieder einen ungläubigen, beinahe beklommenen Blick auf den alten Freund, der eben träumerisch lächelte. „Nein! Das ist Friedrich Roland! aus Dortmund!"

„Es ist seitdem niemandem mehr gelungen, mich zu vertauschen," antwortete er.

„So was hätten Sie damals nicht gesagt. Wenigstens nicht, wenn Sie mit mir —"

„Ja, da war ich tragisch verliebt!"

Ilse horchte auf. Eleonore lächelte; sie erwiderte

nichts. Mit leichten, raschen Bewegungen eilte sie zur Gartentür des Hauses voraus; führte dann die Treppe hinan und öffnete oben die erste Tür. Sie kamen in die Zimmer, die aufs Rheintal blickten; nicht sonderlich große und hohe, aber mit einem zarten Geschmack liebevoll ausgestattete und gestimmte Räume. So schöne Nah- und Fernsicht hatten sie freilich nicht, wie Rolands Wohnung an der Bonner Rheinwerft. Schon das Wasser fehlte. Man sah zu viel Land. Wie dunkle Schlangen oder Riesenwürmer krochen eben mehrere Eisenbahnzüge durch die Ebene vor ihnen vorbei; einer kam von Godesberg her, fuhr zum Bonner Bahnhof, der andre, von Bonn gekommen, bog zum Rhein hin ab, um auf dem Trajekt zum andern Ufer zu gehn. Darauf dampfte noch ein kleiner Zug der Straßenbahn vorüber, die von Bonn nach Mehlem führt. Vor den Fenstern der „Einsiedlerin" bewegte sich so recht die lebendige Welt.

„Sie sehn, allein bin ich nicht," sagte Eleonore, die neben Roland stand.

„Bahnzüge!" brummte er, die Achsel zuckend.

Sie traten wieder auf den Vorplatz hinaus, von dem es zur Treppe ging. Roland blickte umher und blieb stehn. „Da ist noch ein Zimmer!" Er deutete auf eine Tür, die in das Hinterstübchen mit dem Erker führte. „Darf man hinein?" Er trat schon näher.

Mit einer Geschwindigkeit, die ihn überraschte, kam ihm Eleonore zuvor; sie stand auf einmal zwischen

der Tür und ihm. Gegen ein Erröten kämpfend, schüttelte sie den Kopf: „Das ist nur so 'ne Rumpelkammer. Da ist nichts zu sehn."

Nein! dachte sie, nachträglich erschreckend. Das Glasschränkchen mit den Roland-Erinnerungen ... O, um keinen Preis!

Sie ging zur Treppe voran, in träumerischer Unhöflichkeit. Sie machte gar keinen Versuch, ihre Gäste länger aufzuhalten.

„Also wir gehn jetzt, liebe gnädige Frau," sagte Roland und nahm wieder ihre Hand; nun war sie warm. „Aber so ganz ohne eine Frage nach der Zukunft geh' ich nicht fort; das tu' ich nicht. Wie wird das nun? Sie wollen so einsam weiterleben? Sie hier, ich in Bonn? — Wissen Sie, wo ich wohne?"

„Ja, an der Rheinwerft," versetzte sie. „Aber da geh' ich nicht hin."

„Da gehn Sie nicht hin?"

„Ach bitte, Doktor Roland — Herr Friedrich Roland — quälen Sie mich nicht! Lieber Gott, Sie wissen ja, ich hatt' immer meinen eigenen dummen Kopf. Ihr Haus möcht' ich wohl einmal sehn — auch den kleinen Willi — den Sie vorhin verleugneten — aber so ins Getreibe hinein möcht' ich nicht. Sie wollen sagen, das b r a u ch' ich auch nicht! Aber wenn man A sagt — — ach, ich kenne das. Ich hab' unter dem überflüssigen Getreibe der Menschen so viel gelitten. Sie haben Ihre Freunde und Bekannten, die sollt' ich dann auch sehn; — nein, sagen Sie?

Lieber Doktor Roland, nicht gleich, aber nach und nach! Ich hätt' dann nicht mein Leben mehr. Alles, alles würd' anders ..."

Auch mein Leben mit dir! dachte sie. Du würd'st dann der allgemeine Doktor Roland, für die ganze Welt. ... Ach nein, laß mich nur!

Roland zuckte die Achseln, mit einem weichen Blick auf die kleine, sonderbare Frau. „Ich soll Sie nicht quälen, sagen Sie. Das wär' auch ein schöner Anfang, nach zwanzig Jahren! Nein, ich quäl' Sie nicht. Ich denk' mir nur ganz im stillen — ohne es Ihnen zu sagen, wissen Sie — die Zeit hat die Macht! Unsre Gedanken sind nicht alle lebenslänglich. Vielleicht sehn wir uns auch noch bei Rolands in Bonn! Für heut leben Sie wohl!"

„Ja, ja, ja, lebt wohl. Wenn Sie wiederkommen mögen, zu mir — wenn Sie einmal eine Stunde für mich übrig haben — da würd' ich mich von Herzen freuen. Da machten wir eine Erinnerungsreise in die Dortmunder Zeiten. Ich hab' Sie wiedergesehn! 's ist mir wie ein Traum. Sie sind's wirklich. Und so. Ich setz' mich nun in eine Ecke und werd' weiterträumen!"

* * *

Roland war auf dem Rückweg lange still; er begann einmal leise eine Melodie zu pfeifen, hörte aber bald wieder auf; sein Stock, an seinen Arm gehängt, pendelte hin und her. Ilse schwieg dann

auch. Früher hätte sie das nicht getan. Da hätte sie sich an seinen Arm gehängt und ihm übermütig ins Gesicht geguckt: „Also damals warst du tragisch verliebt?“ Jetzt mochte sie aber von solchen Dingen nicht zu ihm sprechen. Sie ging stumm neben ihm her.

„Ja, das sind so Sachen!“ fing er endlich an. „Wenn du deinen Vater jetzt ansiehst, Ilse, das glaubst du wohl nicht, daß er einst für diese kleine Frau sein Leben hätt' lassen können: so ganz war er weg. Sie hatte aber einen andern gern. Kann ihr's nicht verdenken. Als sie mir das schrieb, da dacht' ich: das überleb' ich nicht! — Na, und da geh' ich jetzt. Und ich leb' recht gern.“ Er schaute von der Seite auf Ilses Gesicht: „Das sind moralische, lehrreiche Geschichten für euch jungen Leute. Merkt's euch!“

Ilse erschrak; ist das 'ne Anspielung? Weiß er was? dachte sie. Ihr schlug das Gewissen. Er sah aber schon wieder auf den Weg, offenbar in seinen Gedanken. „Das begreif' ich nur nicht,“ erwiderte sie nun herzhaft heiter, „daß sie einen andern gern hatte!“

Roland lachte auf. „Ja, so reden Töchter. Besonders noch dumme. Ich war gewiß ein langweiliger Kerl und ein reines Garnichts! — Aber wie würd'st du dir vorkommen, Mathasuntha? Wenn sie mich nun doch genommen hätt' und du unser Kind wärst?“

Solche Fragen fielen bei Ilse nicht leicht auf unfruchtbaren Boden; ihre Einbildungskraft griff gern

wie mit beiden Händen zu. Sie vertiefte sich in diese schnurrige Phantasie: sie wär' Ilse Roland, aber anders, denn Eleonore Brückner wäre ihre Mutter! Wie ich dann wohl wäre? sann sie. Ach Gott, so 'ne Mittelgroße. Keine Mathasuntha! Aber feiner; hoffentlich auch netter. Vielleicht ein bißchen sentimental; o je . . .

Auf einmal schüttelte sie das ab, den Kopf hin und her werfend. Pfui, dachte sie, wie untreu! Ich hab' meine Mutter!

Sie kamen nach Haus; Willi war wach, im Wohnzimmer, die hilfreiche Berta Müllner spielte mit ihm, sie hatte ihn solange bemuttert. Roland, noch in Erinnerungen vertieft, wie es schien, ging nach kurzer Begrüßung in sein Arbeitszimmer; Ilse setzte sich zur „Familie". Es machte sie plötzlich wieder leidenschaftlich glücklich, „ihr Kind" so schön gediehen zu sehn. Ein Korb mit etwas Wäsche, die Berta zum Zeitvertreib durchgesehen hatte, stand noch mitten im Zimmer; „ach, der muß hinaus!" sagte Berta. „Bitte, faß mit an!" — Den trag' ich ja allein, wollte Ilse sagen; ihre Augen lagen aber mutterstolz auf dem Kleinen, der am Boden hockte; ihr kam ein Preyer-Gedanke.

„Willi, willst du mit anfassen?" fragte sie das Bübchen. „Ist Willi wohl stark genug?"

„Aber das kann er ja noch nicht!" versetzte Berta altklug. Willi war anderer Meinung; so geschwind es ging, erhob er sich, und mit einem feurig unternehmenden Blick der dunkelblauen Augen lief er zu

dem Korb. „Helfen! Helfen!“ hatte er dieser Tage schon einmal, mit einem rührenden Ausdruck, wenn auch noch ungeschickter Zunge, zu Ilse gesagt. Berta faßte den einen Henkel, er den andern. Ilse sprang zur Vorzimmertür und öffnete sie. Die beiden Packträger kamen rüstig vorwärts; der Kleine, mit strahlend wichtigem Gesicht, ließ nicht los, bis sie draußen waren. Erst auf Ilses Kommando: „Niedersetzen!“ bückte er sich, so wie er's gesehen hatte, und gab den Henkel aus der kleinen Faust.

Ilse klatschte in die Hände; „Bravo! Bravo!“ rief sie. Jetzt rief Berta auch. Willi sah zu beiden empor. Seine Augen lachten vor Wonne; mit einer raschen, glückselig stolzen Bewegung fuhr sein Arm an der Brust vorbei. Was er damit ausdrücken wollte, war nicht recht zu verstehen. Ilse zitterte aber vor Vergnügen; sie kniete neben ihm hin und packte ihn mit beiden Händen.

„Starker kleiner Mann du! O du bist ein Biedermann! — Willi kann schon helfen!“

Er lächelte vor Glück und nickte.

„Willi, ich nehm' den Hut vor dir ab. Du machst uns ja Ehre, Willi. Bist ein Götterknabe. O wie du dem kleinen Preyer vorbeikommst! So nur immer weiter!“

Willi nickte wieder. Er hatte aus Ilses Mund schon oft vom kleinen Preyer gehört; noch konnte er sich nichts Gescheites dabei denken. Aber daran war er, wie alle Kinder, gewöhnt, daß die großen Leute viel unverständliches Zeug zu ihm sprachen. Das

Letzte hatte er recht gut verstanden, dafür war er der kleine Roland: So nur immer weiter!

Nach und nach kam für ihn wieder Schlafenszeit; selig müde von so großen Erfolgen schlummerte er ein. Ilse und Berta setzten sich ans Fenster; Berta hatte viel zu erzählen, sie waren durch Ilses Abmarsch mit Roland unterbrochen worden. „Also, Püppchen, fahr weiter!“ sagte die Große. „Also du hast ihn jetzt öfter gesehn, diesen Gustav Lenz. Gestern abend wieder. Und er hat wie ein Schmetterling um dich her gegaukelt!“

„Ach Gott!“ seufzte Berta, die nur hatte lächeln wollen. „Er hat sich mit mir unterhalten; weniger konnt' er doch nicht tun. Schon weil's bei seinem Onkel war und er gleichsam mit dem die Honneurs machte. Er war ja auch sehr nett, sehr lustig. Aber wie jedesmal, so fragte er auch gestern: wie geht's Ihrer Freundin? Mathasuntha Roland? — Ja, so sagte er. Mathasuntha.“

„Das ist Höflichkeit, mein süßes Bertchen, daß er nach deiner Freundin fragt.“

„Aber jedesmal! Und so angelegentlich! So —“

„O Gott, was für ein Othello in deinem Busen. Wenn er mich gern hätt', warum kommt er dann nie mehr zu uns ins Haus? Zweimal hatten wir ihn im Winter eingeladen, zweimal hat er abgesagt; zuerst wegen Unwohlsein, dann: muß solid sein, arbeiten! Glaubst du, Romeo oder Leander hätten sich wegen ‚solid sein müssen‘ gedrückt?“

Berta zuckte humorlos die Achseln. „Ich hab' aber doch das Gefühl —"

„Bist wohl heut besonders gefühlvoll; was? — Gern haben ... Ich hab' ihn ja auch recht gern, den langen Bengel; er geht — wie sagt Vater? — wie ein durchgebrannter Sonnenstrahl durch die Welt. Aber lieben ... Warum sollt' er dich nicht lieben? Du bist ja ein Honigpüppchen, und ein Zuckerpüppchen." Ilse streichelte sie; ihr Übermut war nicht zu halten. Mit ihrem ernsten Spitzbubengesicht fragte sie in Bertas Augen hinein: „Hat er dich auch schon abgeschleckt?"

Berta stieß sie zurück und sprang auf: „Nein, du bist doch gräßlich! greulich! — So was! — Daß man mit dir noch was Ernstes bespricht! — Du könnt'st nun übrigens auch aufhören, mich Püppchen zu nennen; ich bin neunzehn Jahr alt, und ein halbes Jahr älter als du! — Über Gustav Lenz werd' ich nie mehr —"

Sie murmelte noch etwas, aber abgewandt, und suchte ihren Hut.

„Sei nicht so grausam bös, Bertchen," sagte Ilse in schmeichelndem Ton. „Professor Wedekind sagte uns auf der Schule: die großen Schriftsteller zeichnen sich auch durch kühne Gleichnisse aus. ‚Abgeschleckt' war Shakespeare'sch! — Willst du schon gehn?"

„Ach ja, ich muß endlich fort. Das will ich dir nur noch sagen: über Frau Lydia Steinle haben wir uns sehr häßliche und ungerechte Gedanken ge-

macht! Davon sprach ich noch gestern mit Gustav Lenz; er behauptete, er wüßte es, sie wär' eine Erzkokette. O du Heiland! Das ist sie nicht!"

„Woher weißt du das so plötzlich?"

„Woher? Von ihr selbst! — Ach nein, bitte, nicht lachen; das ist nicht zum Lachen. Ich mußt' heut morgen zu ihr gehn; es war 'ne Vereinssache, weißt du, Tante Frida hatte mich hingeschickt. Ich mochte gar nicht ... Aber wie ich so neben der Frau auf dem Sofa sitz' — sie hatte ein entzückendes weißes Kleid an —"

„Die dreißigjährige oder einunddreißigjährige Professorin?"

„Ach du blinde Kuh, das tun ja jetzt viele. Und sie sah wie ein Mädchen aus! Und wie sie den Kopf hielt, und der Ausdruck — ein Raffaelsches Bild! — Wir sprachen, ich weiß nicht von was; da zeigte sie auf eine Photographie an der Wand, mit allerlei aufgeregten Figuren; von Botticelli, sagte sie. ‚Sehn Sie, das stellt die Verleumdung vor; das hab' ich nur da hingehängt, um mich manchmal daran zu stärken, wenn mir gar so schlecht wird; denn so viel verleumdet wie ich wird wohl niemand am ganzen Rhein! Sie haben gewiß auch schon allerlei hübsche Fabeln über mich gehört, liebes Fräulein; und geglaubt, nicht wahr?' — Ich wurd' feuerrot! das fühlt' ich! Aber sie ließ mich gar nicht zur Verlegenheit kommen, sie war süß dabei. ‚Sehn Sie, das muß man tragen,' sagte sie, ‚wenn man anders ist als die andern und einen freien Sinn für das

Schöne und Gute hat' — ja, die Worte brauchte sie — ,und seinem Mann bei der Heranbildung der Jugend helfen möchte, ohne sich vor Spott und Verkennung zu fürchten. Und man kann's auch tragen, wenn man einen edlen, durch und durch weisen Mann hat, der nicht auf die dumme und boshafte Welt hört, nur auf seine Frau!' — Ach, sie sagte ja noch viel; ich hab' nur einen Teil behalten. Es kam ihr alles so natürlich und einfach und so wundersüß aus der Brust! ,Wenn wir Frauen nicht auf die jungen Männer wirken sollen, daß sie nicht einseitig und derb und roh, sondern edle Menschen werden, und wenn nicht gerade wir Professoren-Frauen und wir noch leidlich jungen es tun sollen, ja, wer soll's dann tun? Ach, mich soll auch keine Verleumdung entmutigen . . .' Und beim Abschied noch — ich wollt' schon gehn — sie sah wohl, wie bewegt ich war — da küßte sie mich plötzlich und sagte: ,Liebes Fräulein, — Sie sind gut, das seh' ich. Aber wir sind alle schwach. Geloben Sie sich, wie ich's getan hab', keinem Geschwätz zu glauben, das einen andern herabsetzen, ihm die Ehre abschneiden soll. Nein, seien Sie vorsichtig, und seien Sie tapfer: kämpfen Sie gegen die Verleumdung — das Scheusal da auf dem Bild — wie ich'!"

Berta grüßte mit Kopf und Hand und ging. Ilse blieb sinnend stehn, wo sie stand. Lydia Steinle keine Kokette? keine schlechte Frau? sondern ein edlez wip oder eine maget edele, in ir vil hohen tugenden, wie es in den „Nibelungen" von Kriemhild hieß? Das

hatte sie aus der Schule behalten. Eberhard Hofbauer hätte unrecht?

Sie schüttelte ihren nachdenklichen Kopf. Nein, dem Eberhard glaubte sie mehr! — Ihr fiel nur plötzlich wieder der große Stein auf die Brust, den sie so gut kannte. Gegen einen solchen Vater eine solche Tochter zu sein! um den wilden Eberhard! — Ach, dachte sie und warf den Kopf zurück, und der wilde Eberhard hatte doch recht! Wenn eine Frau so schlecht ist — denn ich glaub's doch! ich glaub's doch! — dann soll man sie schonen? Uns predigt man: Mädchen, Mädchen, seid tugendhaft, unehrbar sein ist die größte Schande, ihr werdet dann verachtet, verabscheut, mit Recht! Und wenn dann eine wie Frau Steinle ist, und in seiner sittlichen Empörung ihr einer die Wahrheit sagt — und noch so verblümt — dann wird er verdammt? von meinem Vater, Doktor Roland? Ist denn das eine schöne Welt?

*　*　*

Professor Steinle saß in seinem Arbeitszimmer, in das die Julisonne hineinschien. Ein hellgrauer Schlafrock lag um die rundlichen Glieder; die bequem ausgestreckte Gestalt strahlte wie gewöhnlich Behagen aus. Gustav Lenz saß ihm gegenüber; er hatte ein paar Bücher zurückgebracht, die der immer gefällige Professor ihm geliehen hatte, und dankte bei diesem Anlaß noch einmal für alles, was er aus Steinles Vorlesungen an Wissen und Einsicht und Anregung

gewonnen habe. Steinles kluge Augen lächelten gemütlich. „So warm und so aufrichtig hört man dergleichen schöne Sachen nicht oft," erwiderte er; „wenigstens wir Hygieniker nicht. Die Hygiene ist noch das Aschenputtel. Alles andre geht vor, wir laufen nur so mit! *Sie*, Herr Lenz, Sie haben meine Kollegia mit rührendem Eifer gehört; Ihr lebendiges Gesicht hab' ich immer mit Vergnügen gesehn. Auch in meinem hygienischen Laboratorium waren Sie einer der besten —"

„Der *begeistertsten* jedenfalls!" fiel ihm Gustav ins Wort.

„Sie haben uns nur *einen* Kummer gemacht; nämlich meiner Frau und mir: daß wir Sie so wenig in unserm home gesehen haben. Ich weiß nicht, soll ich es eine Schwäche oder eine Tugend nennen, daß meine Frau den Ehrgeiz hat, die Herren Studiosi, die mir besonders liebe und werte Zuhörer sind, auch in *ihr* Kolleg zu locken, wie ich's manchmal nenne." Steinle lächelte: „Ich sag' ihr nach, daß sie meine *Ergänzung* und auch meine *Konkurrentin* ist: sie arbeitet auch an der Hygiene, aber an der seelischen, geistigen, sie liest den jungen Männern auf ihre Art, im gemütlichen Verkehr, das Kolleg von der *höheren* Gesundheit des veredelten Menschen. Es ärgert die Frau Professorin wohl ein bißchen, wenn ich ihr das sage; es schmeichelt ihr aber auch. — Na, ich glaube, *Sie* haben dies Kolleg nicht nötig. Mir deucht, in Ihnen ist das alles gut gemischt ... Sie wollen schon gehn?"

Gustav war aufgestanden; ihm war jetzt sehr unbehaglich zu Mut. „Ich danke Ihnen nochmals!" sagte er und verneigte sich.

„Gut Heil fürs Examen!" — Steinle drückte ihm herzlich die Hand.

Aus des Professors Arbeitszimmer kam Gustav in den Salon, der auch Musikzimmer war und in dem zwei Flügel standen; ein feiner, zarter Duft durchschwebte ihn. Als er sich zur Vorplatztür wandte, um dieses gemiedene home zu verlassen, trat aus einem dritten Zimmer, dessen Tür halb offen stand, Frau Lydia hervor, in dem reizend gegürteten weißen Kleid, von dem Berta zu Ilse gesprochen hatte. Ihre Wangen waren lebhaft gefärbt, in den bläulichen Augen lag etwas weich Trauriges, sanft Vorwerfendes. Die Hände hatte sie zusammengelegt. „Entschuldigen Sie, Herr Lenz," sagte sie gedämpft, fast leise. „Es ist mir ein so — erfreulicher Zufall, Sie auch noch zu sehn. Ich hätt' Ihnen etwas zu sagen . . . Können Sie mir fünf Minuten schenken? Sie sind so sehr fleißig und beschäftigt, hör' ich; hätten Sie doch ein paar Minuten Zeit?"

Gustav verneigte sich und murmelte einige höfliche Worte; Lydia bat ihn durch eine Gebärde, in das dritte Zimmer zu treten. Er gehorchte schweigend. Er sah, wie sie sich auf den dunkelgrünen Diwan setzte, auf dem er sie schon früher einmal in ihrer Madonnenhaftigkeit bewundert hatte, und nahm stumm auf einem Sessel Platz.

„Es ist eine schwere Sache," fing sie lächelnd

an; „ich möcht' Ihnen etwas erklären, auseinandersetzen, und hab' eigentlich gar kein Recht dazu! Sie sind aber ein so besonderer Mensch, wie mir scheint; Sie sind meinem Mann so lieb geworden, er spricht von Ihnen so warm, daß es rührend ist; und dann — wie soll ich das sagen? Ihre äußere Erscheinung ... Darauf geb' ich so viel. Ein Blick auf ein Gesicht verrät uns oft mehr als stundenlange Unterhaltung ..."

Sie lächelte elegischer: „Dieses Vergnügen hab' ich ja auch nicht gehabt. Sie haben unser Haus gemieden."

Gustav stand auf; es kam wie von selbst, fast unbewußt. „Gnädige Frau, Sie sagten eben selbst, ich sei sehr beschäftigt —"

„Nein, nein, nein, das war es nicht! Sprechen wir doch offen, Herr Lenz; Ihr Gesicht ist so frei und offen und wahr; das gefällt mir so. Sie haben unser Haus gemieden! Ich weiß auch, warum. Dieser Herr Hofbauer, mit dem Sie an jenem unglücklichen Abend vor einem Jahr bei Rolands waren, mit dem Sie befreundet sind, der hat Sie gegen mich eingenommen. Er hat Ihnen Häßliches, Abscheuliches über mich erzählt ... Ich dank' Ihnen, daß Sie jetzt nicht den Kopf schütteln. So redlich und aufrichtig hab' ich Sie mir gedacht! — Er hat Ihnen natürlich auch von sich und mir erzählt ..."

Lydias sanfte Augen lagen, wie angespannte Pfeile, fragend, gleichsam horchend auf Gustavs Gesicht. Er hielt still, ohne sich zu regen; nur gingen

ihm unwillkürlich die Brauen hinunter. Wär' ich erst fort! dachte er. Ihrer Stimme hörte er aber doch gerne zu; sie hatte einen so weichen, jungen Klang und zitterte wie ein leiser Schauer über seine Haut.

Lydia wußte jetzt, was sie wissen wollte. „Offenheit gegen Offenheit!" fuhr sie wie nach einem weiblichen Zögern fort. „Was ich sonst keinem Menschen sagen könnte, Ihnen will ich's sagen: ja, dieser Eberhard Hofbauer war der größte Kummer meines Lebens — weil ich ihm einmal zu gut war. Ja, es ist einmal, dieses eine Mal, eine Verblendung und eine Schwäche über mich gekommen; jetzt denk' ich daran zurück — ich versteh's nicht mehr — ich kann's nie verstehn! War es das Leidenschaftliche in ihm, das heiße Blut, das Fremde, Halbitalienische, oder sonst irgend was Magisches — ich weiß es nicht. Es ist wohl wie eine Art von Wahnsinn über mich gekommen. Eine kurze Zeit; ja, aber es w a r doch, es w a r doch! Ich konnte doch einmal meine Pflicht vergessen, meinen engelsguten Mann hintergehn, einem andern zärtliche Worte sagen! Wenn die bösen Zungen sonst über mich lügen, wie die Märchen von ‚Tausend und eine Nacht', d a r i n hat Eberhard Hofbauer Ihnen nicht gelogen! Das ist wahr! Das ist!"

Ein Zittern überlief sie plötzlich; Gustav sah es deutlich an dem weißen Kleid. Tränen traten ihr in die Augen. Der schöne Kopf senkte sich, als wollte er die Tränen nicht sehen lassen; es war ein rühren-

des Bild. Gustav kämpfte gegen diesen Eindruck, den er nicht erwartet hatte, den er auch nicht wollte.

„Verzeihn Sie, gnädige Frau,“ nahm er endlich das Wort, da sie ihm zu lange schwieg. „Ich — ich weiß nicht, warum Sie mir das alles sagen. Ich —“

„Warum? Weil ich gern so vor Ihnen dastehn möchte, wie ich wirklich bin; und weil ich mir denke: wenn ich ihm etwas bekenne, was man sonst keinem Menschen sagt, wenn ich mit dieser schrecklichen Aufrichtigkeit — — so wird er doch wohl glauben, ich sag' ihm die Wahrheit! — Ich verachte die Verleumdung sonst. Sehn Sie, da hängt das Bild ‚Die Verleumdung‘ von Sandro Botticelli; an dem stärk' ich mich sonst. Ich kann sogar *lachen* über all die Dummheiten und Verrücktheiten und Schlechtigkeiten, die man mir hier nachsagt. Aber *Sie*, Herr Lenz — es liegt mir schon lange auf der Seele — Ihre guten grauen Augen sollten mich so sehn, wie ich bin! — Ist es denn möglich, Herr Lenz? Wenn man solche Augen hat, kann man dann die Wahrheit verkennen? Noch an keinem von all den jungen Männern sah ich solche Augen. Ich sollte meinen, sie blickten durch alles hindurch auf den Grund. Schauen Sie mich an. Ach ja, schauen Sie mich mit diesem ruhigen, forschenden, klaren — — Ich halt' Ihnen still. Sehn Sie nun, wie's in mir ist? Daß ich zwar einmal, auf eine schrecklich unbegreifliche Weise, den rechten Weg verlassen hab', daß ich aber sonst von mir sagen kann: als Weib bin ich ohne Schuld?“

Nein, so lügt man nicht! dachte Gustav, der längst wieder saß, und jetzt wie gebannt. Mit einem solchen Gesicht und solcher Stimme kann man so nicht lügen! — Er mochte nur noch nicht reden, wußte auch nicht, was. Er schüttelte nur langsam den Kopf.

„Was bedeutet das?“ fragte sie. „Glauben Sie mir noch nicht?“

„O doch!“ brach es nun aus ihm heraus. „O doch — gewiß!“

Mit einem Lächeln, das ihn rühren mußte, dankte sie ihm; eine fast kindliche Freude stand eine Weile in den weichen Zügen. „Ach, dann ist alles gut!“ seufzte sie, wie erlöst aufatmend. „Dann segn' ich diese Stunde, Herr Lenz! — Ich hab' ja oft lange nicht schlafen können, wenn ich an Sie dachte; wenn ich meinen Mann sich so wundern sah: warum kommt dieser mein Bester, Liebster nicht zu uns ins Haus? Und ich mußt' mir sagen: Warum? Weil er mich verachtet! — Ach ja, leugnen Sie das doch nicht. Ein so vornehm denkender, edler Mensch wie Sie, der muß ja verachten, wenn er über eine Frau so denkt, wie Sie über mich. O, jetzt eben diese Handbewegung! Wie himmlisch! Wie ausdrucksvoll wollte sie mir sagen: das war, aber das ist nicht mehr! — Glauben Sie nun wirklich an mich? Glauben Sie, daß ich eine Frau bin, die mehr wie im Traum durchs Leben geht — etwas leichtsinnig — leichtsinnig darin, daß ich mich vor falscher Auffassung und Verkennung viel zu wenig fürchte — immer wieder so

vorwärts auf mein Ideal zu, das vielleicht nicht vernünftig ist — aber keine schlechte Frau?"

Sie sagte das „keine schlechte Frau" mit einem so mild wehmütig überlegenen Lächeln, daß es Gustav durch die Seele ging. Er stand plötzlich auf, ein jugendliches Gefühl riß ihn hin. Vor sie hingetreten neigte er sich auf ihre Hand, nahm und küßte sie.

„Ich dank' Ihnen," sagte sie leise. „Da haben Sie mir das schönste Christkind beschert. Nun kann ich wieder schlafen."

„Gnädige Frau!" Bescheiden ungläubig schüttelte er den Kopf. „Ich hätt' Ihnen den Schlaf gestört!"

„Ja, das haben Sie. Ich sag' Ihnen kein Wort, das nicht buchstäblich wahr ist." Lydia erhob sich nun auch. Sie sah ihn eine Zeitlang schweigend an. Ein fragender und bittender Ausdruck kam in ihr Gesicht. „Lieber Herr Lenz!" begann sie dann wieder.

„Gnädige Frau?"

„Die fünf Minuten sind lang' herum; eine Segensstunde ist daraus geworden. Ich halt' Sie nicht länger. Aber — was wird nun aus uns? Werden wir nach einer solchen Stunde auf Niewiedersehn auseinandergehn?"

Fast bestürzt blickte Gustav ihr in die Augen. Daran hatte er noch nicht gedacht.

„Ihre Zeit ist mir ja heilig, Herr Lenz. Sie haben viel, viel zu tun. Ach, und in diesem Augenblick bin ich ja so glücklich — wenn ich Sie niemals wiedersäh', ich verlör' Sie nicht. Aber werden

Sie mir doch wohl einmal durch Ihr Kommen zeigen, daß Sie an mich glauben?"

Er hob die rechte Hand ein wenig: „O gewiß! gewiß! Wenn Sie mir's erlauben."

„Ich erlaub' es Ihnen!" sagte sie, nun ganz Heiterkeit. „Sie sind so voll Musik, hat man mir gesagt. Ach, nur nicht bescheiden; das ist Ihr Fehler, scheint mir. Sonst geht von Ihnen so viel Sonniges aus . . . Wir könnten miteinander zuweilen Klavier spielen, wenn Sie wollten. Ich kann nicht leben ohne Musik. Aber ganz wie Sie's wünschen. Wenn Sie nur dann und wann Ihr Gesicht in die Tür stecken und mir dadurch sagen: ich hab' noch den Glauben an Sie!"

Gustav ergriff wieder ihre blühweiße Hand und küßte sie: „O, der kann nun nie vergehn!"

„Das ist ein gutes Wort. Jetzt sollen Sie aber gehn; — bis Sie wiederkommen. Ihnen brauch' ich nicht ans Herz zu legen: ich sprach nur zu Ihnen und nur für Sie!"

Er legte beteuernd die Hand auf die Brust. „Auf Wiedersehn!" sagte er nur noch, bewegt wie er war, und ging.

* * *

Es war noch Juli, aber eine Woche später. Frau Teresa Hofbauer lag in einem tiefen, gepolsterten Lehnstuhl, der eine Fortsetzung für die Füße hatte; das war neuerdings ihre Ruhestatt. Im Juni nach Bonn zurückgekehrt, hatte sie eine kleine, fast dürftige,

aber wenigstens sonnige Wohnung nicht weit vom Bahnhof genommen; denn sie sehnte sich nun selbst nach dem Sonnenlicht. Es kam über einen breiten, tiefen Hof zu ihr, der zum Teil Holzlagerplatz, zum Teil junger Garten war. Als Nachmittagssonne spielte es eben auf der farbigen Decke über ihren Füßen. Das bleiche, etwas abgemagerte Gesicht sah mit einer gewissen ängstlichen Freude zu Eberhard auf, der vor ihr stand; er war vor einer Minute gekommen, hatte nur eben den Hut hinter sich auf einen Stuhl geworfen. Sie weidete sich an seinem zärtlichen Lächeln, forschte aber in seine Augen hinein, ob sie noch all das Unheimliche von früher hätten. Etwas zaghaft, doch mit Mutterglück, strich sie über seine schöngeformte, schöngebräunte Hand.

„Seh' ich dich endlich einmal!" sagte sie und wollte nicht seufzen; es klang aber doch danach. „Ich hab' manchmal geglaubt, es wird nicht mehr!"

„Du siehst, es ist doch geworden!" Eberhard streichelte mit der freien Hand ihre Wange, in die nun vor Freude etwas Farbe schoß. Früher konnt' ich nicht. Oder ich wollt' auch nicht, eh ich dir nicht etwas Gutes — — Aber Mutter, wie wohnst du hier! Wie ‚bei armen Leuten'. Sonne, wie du schriebst, ja, die hast du; aber —"

„Kind," unterbrach sie ihn, „was sollt' ich machen? Ich kam hier plötzlich an, suchte eine Wohnung; ja, da find' du gleich, was du haben möchtest. Es ziehn so viele Leute nach Bonn. Ich mußt' unterkriechen!"

„Zum Teufel, was trieb dich auch wieder her?

Du hatt'st es in Freiburg bei Tante Anna so gut. Schöne Gegend, warmes Klima. Gesellschaft im Haus: die fidelen Kinder. Und die Tante, die dich pflegte, und wie. Siehst du, ich brauch' keinen Arzt, schriebst du mir im Herbst, ich hab' meine Schwester! Und dann schriebst du später: Schwester Anna macht mich gesund! — Ich war so ruhig, hatt' um dich keine Sorge mehr. Jetzt auf einmal — auf einmal bist du wieder hier! Wieder allein! Und in diesem Loch!"

Eberhard reckte sich und streckte die Hand nach oben, als könnt' er an die Decke reichen. Dazu langte es aber doch nicht. Teresa lachte auf. Sie warf dann die bunte Decke von ihren Füßen und richtete sich im Lehnstuhl empor; ihr lebhaftes Gesicht begann schon zu erzählen, ehe die Zunge sich rührte.

„Kind, figlio mio," fing sie mit fast geheimnisvoller Miene an, „es ging ja nicht mehr! Ich hielt's nicht mehr aus! Schöne Gegend, sagst du. Was ist mir denn schöner, als mein Bonn am Rhein? Die Kinder! Ach Gott! Zu viel Kinder! Das ist bei Tag keine Stunde still; das will immer was; schreit, wenn's lustig ist, schreit, wenn's traurig ist. Und Tante Anna? O, die meint mir's gut. Ich hab' auch damals nicht gelogen; sie war ein halber Doktor, und sie machte mich beinah gesund. Aber — ich wurd' ja zur Sklavin, Kind! Du hast immer so gegen die Tyrannen und Despoten gewettert; da schaff nur erst deine Tante ab: die ist die schlimmste! Es ist ja doch zu deinem Besten — damit kam sie immer. Du bist unvernünftig, so muß ein andrer für dich

vernünftig sein; dazu hast du mich! Siehst du, und so hatt' ich sie den ganzen Tag. Immer ihren Willen tun! Auf sie paßt der Spruch: ‚Gott weiß alles — aber sie weiß alles besser!'"

Teresa lächelte einen Augenblick; dann seufzte sie wieder. Ihr fiel ein andrer ein, an den sie nie mehr denken wollte, der aber doch noch manches Mal wie ein Gespenst in ihren Phantasien erschien. Der war nie Despot! Der war zu bescheiden, vor Gott und allem Großen zu demütig, um Despot zu sein. Der hätte auch ihren Willen geehrt ...

Sie drückte die Augen zu, wie gewöhnlich, wenn sie noch an ihn dachte.

„Ja, ja, die Tante," murmelte Eberhard, der sich neben der Mutter auf ein Tischchen setzte. „Aber nun sag mir doch: warum wieder nach Bonn zurück? Du haßtest es ja. Als du vor einem Jahr nach Freiburg gingst: ‚Ich kann in diesem gottverfluchten Bonn nicht mehr leben,' sagtest du. ‚Es macht mich verrückt! Ich will auch keinen Doktor; nichts. Ich will zur Schwester und ihren Kindern, und da will ich sterben!' — Na, das hast du zum Glück nicht getan. Aber jetzt — ich hab' beinah lachen müssen, so greulich mir zu Mut war — jetzt schriebst du mir: ‚Ich bin wieder in Bonn, und da will ich sterben!'"

Die dunklen Augen in Teresas magerem Gesicht lachten ihn eine Weile sonderbar an: „Ach, du kennst ja doch deine Mutter. Bist ja grad wie sie. Ich brauch' gern starke Worte; du auch. Der Unterschied ist nur der: bei mir sind's nur Worte; bei dir

weiß man nie, wann werden wohl auch Taten daraus? — — Sterben. Nu ja, wir müssen alle sterben. Da tu' ich's doch noch am liebsten in meinem alten Bonn! Ich bin krank, das weiß ich." Sie deutete auf ihre Brust; das tat sie vor ihm heut zum ersten Mal. „Da drin steckt's; ich leb' nicht mehr lange. Ich soll so was nicht sagen, du magst es nicht. Aber mein Gott, warum denn nicht? Wozu immer leben? Was ist denn dran? Wie viele sagen: es ist ein Unsinn! Ich hab' in Freiburg Schopenhauer gelesen; ein kleiner blonder, brustkranker Student hat ihn mir geliehen. Da steht's alles drin! Warum ist die ganze Welt entstanden? Es war nicht der Mühe wert. Zu viel Übles, Schlechtes! Ach, über den ‚dummen Willen', der die Welt gemacht hat, hab' ich lachen müssen. Obwohl's doch eigentlich zum Weinen ist. Ich hab' einmal so gern gelebt. Hab' gedacht: nie, nie sterben! — Und jetzt . . ."

Sie sah in die Ferne. Kleine, kränkelnde Rosen erschienen auf ihren farblosen Wangen. Sie stand, wie vor innerer Unruhe, auf. „Und jetzt?" wiederholte sie.

Dem Eberhard schnitt der Ton ins Herz. Er sah ihr nach, sie ging durchs Zimmer; die zu volle Gestalt war schlanker geworden; hagerer! dachte er. Als sie wieder zurückkam, lächelte er sie herzlich an: „Mutter! Du sollst noch wieder gern leben; ich will dir ja nun Freude machen. Ja, ja, das ist nicht so ein leeres Wort; es ist eine wahre, schöne Geschichte! Darum bin ich ja erst heut gekommen. Gestern

fehlte das letzte Kapitel noch. Freude machen, Mutter!"

„Wirklich? Willst du das? Soll die Zeit noch kommen? — Ach, mein Eberhard. Solang' du bei dieser Zeitung bist —"

Er verneinte mit dem Finger, nach italienischer Art: „Vorbei. Bin's nicht mehr."

„Eberhard! — Warum? Warum?"

„Weil mich's nicht mehr freut! Ein weltzufriedener Spießbürger bin ich nicht geworden — o nein; das gar nicht — aber aus dieser Sozialdemokraterei hab' ich mich hinausgelebt. Da fangen sie nun an, sich zu häuten, und wie die ‚Unternehmer' zu werden, und Tyrannen zu spielen. Und wenn's wirklich einmal dahin käme, daß sie die Herren würden — was würd' aus der Freiheit? Es gäb' nur ein anderes Sklavenhaus! — Ich hab' mich von ihnen getrennt, ganz, gehör' nicht mehr dazu. Lebt wohl!"

Teresa hörte dies mit zitternder Freude; sie sah nach seinen Augen. Es war noch zu viel Bekanntes drin. „Und was wird nun aus dir?" fragte sie, noch vor ihm stehend. „Gehst du nun zu den — andern hin?"

„Zu wem?"

„Zu den Anarchisten?"

„Mia madre!" erwiderte er nach kurzem Schweigen und lächelte. „Würd' ich dir dann sagen, daß du Freude an mir erleben sollst? Wie ich im Inwendigsten denke, danach frag mich nicht; das geht ja eigentlich auch niemand an als mich. Aber —

man lebt ja nun in dieser Welt, so wie sie geknetet und gebacken ist. Eine Handvoll Menschen können sie nicht ändern. Und ich allein, kann ich's?"

„Eberhard!" rief die Mutter aus. „Das hat dir schon dein Vater gesagt. Das hab' ich dir gesagt ... Gott sei Dank, du kommst zu unsern Worten, du wirst gescheit!"

„Hört, hört! Hört die liebende und ängstliche Mutter! — Na ja, das Unglück ist geschehn: bin gescheiter geworden. Hab' beinah schon Vernunft. Wie ist das gekommen? fragt dein ganzes Gesicht; das arme, magere, blasse. Das erzähl' ich dir ein andermal. Um es jetzt kurz zu machen — denn ich hab' viel zu tun, muß fort —: eh' ich mich von meinen Leuten getrennt hab', hab' ich mir doch natürlich einen andern Weg durchs Leben gesucht. Da ist ein merkwürdiger Mensch in Köln, ein Vierziger mit kahlem Kopf, aber dafür hat er Haare auf den Zähnen; denkt im Herzen ungefähr wie ich, sagt sich aber wie ich: das Schofle wird erst in der Zukunft gut, leben müssen wir heut! Und dieser brave Mann hat Geld. Er hat auch Gedanken. Er will etwas gründen, eine Fabrik, die wir noch nicht haben, wenigstens so nicht; die sicher gedeihen wird. Ich soll dabei helfen. Ich hab' den richtigen Kopf dazu, sagt er; viele Kenntnisse, auch juristische; ich kann in den Zeitungen als Schriftsteller dafür wirken, sagt er; kurz, er denkt wunder, was ich kann. Ich werd' angestellt mit gutem Gehalt; soll am Gewinn beteiligt werden. Alles ist abgemacht. Frau Teresa Hofbauer!

Dein verrückter, verlorener Sohn wird ein Benestante, ein Mann aus der ‚Gesellschaft‘, ein nützlicher Mensch!“

Teresa starrte ihn an. „Kind — du ängstigst mich. Ich denk' immer noch, das ist ein — Spaß; oder nur so von dir geträumt! — Aber du lächelst ja so gut, so gesund. Alles abgemacht?“

„Mündlich und auch schriftlich. Wenn ich am Abend wiederkomm', sollst du alles sehn: den Vertrag, die Briefe, seine Photographie; denn die hab' ich auch. Ein Mann, der mich lieb hat; er kommt darin bald nach dir! — Bist du nun zufrieden, madre? Willst du nun noch 'ne Weile leben? Damit du siehst, wie das Wunder Wirklichkeit wird — und was noch alles draus werden kann?“

In diesen Worten erklang etwas, daß Teresa aufhorchte; zu der Mutterfreude in ihrem Blick kam auf einmal weibliche Neugier hinzu. „Eberhard, mein süßer, gescheiter Bub! — Gott, wie bin ich glücklich. — Was noch daraus werden kann? Sahst eben beinah wie ein — wie ein Hochzeiter aus. Hat der Mann vielleicht 'ne junge Schwester? die —“

Er hielt ihr seine Hand gegen den Mund. „Von so frivolen Nebensachen wollen wir jetzt nicht reden, Mutter,“ antwortete er mit heiterem Ernst. „Das paßt nicht zu uns; wir gehören jetzt zu den gediegenen, ehrbaren, wohlerzogenen Menschen. Zu ‚Schwestern‘ und ‚Hochzeitern‘ ist immer noch Zeit! — Gib mir noch 'nen Kuß, dann geh' ich. Einen Löffel voll Freude hab' ich dir gegeben; mehr auf einmal ver-

trägst du nicht, du blasse Mutter. Vielleicht morgen wieder 'nen Löffel voll. Und dann so weiter!"

Endlich war nun doch alle Furcht und Sorge aus Teresas Herzen gefallen; sie nickte ihm glückselig zu. Ihre Arme umschlangen ihn und hielten ihn herzhaft fest. „Da hast du den Kuß! — Wenn du wiederkommst, o, da sollst du sehn, wie ich mich freuen kann. Jetzt — jetzt schwindelt mir noch ein wenig. Ich bin gar nicht stark! — Wirst mich dazu machen, du. Guter, guter Sohn . . . Ach, ich hab' dich so mit Schmerzen geliebt. Muß dich heute segnen. Sii benedetto!"

Sie küßte ihn noch einmal, mit den heißen Lippen.

* * *

Eberhard verließ das Haus, von seinen besten und weichsten Gefühlen durchwärmt, ging am Münster vorbei, dessen edle Schönheit ihn heut besonders festlich grüßte, und durch die alten Straßen der Stadt, bis er zur Rheinwerft kam. Es war einer der bedeckten Tage, die er mehr als die sonnigen liebte; der weniger lustige Rhein erschien ihm desto feierlicher, die fernen Berge ahnungsvoller; auch lagen schöngeformte Wolken über dem nördlichen, ebenen Land. Die Melodie eines Studentenlieds leise vor sich hin pfeifend, suchte er sich die Unruhe wegzutäuschen, die ihm mehr und mehr die Brust beklemmte; stand er doch vor seiner Schicksalsstunde . . . Feig fühlte er sich nicht. Hoffnung hatte er auch genug; aber nicht die leichte, lustige, beflügelte der sonnigen

Menschen: seine Hoffnung war, wie gewöhnlich, mit etwas Kampfsinn und Trotz beschwert. Seine Brauen zuckten, während es um seine Lippen lächelte, wenn er an die verwegene Kühnheit seines Unternehmens dachte. So kühn mußt' es sein, sonst war's nicht von seiner Art! — Da spannte sich die neue Brücke schon, unter der der Rhein nach Köln floß. Links davon stand Rolands Haus . . .

Vor einem Jahr hatte er's zuletzt betreten; nie wieder. Wie werd' ich diesmal herauskommen? dachte er. Glücklicher? oder ganz unglücklich?

Er gab seiner Hoffnung einen mannhaften Stoß und schritt in die offene Tür hinein.

Anna, das Dienstmädchen, erstaunte, als er oben eintrat; sie wunderte sich offenbar, ihn auf diesem Vorplatz wiederzusehn. Er tat, als bemerke er's nicht; „fragen Sie Herrn Doktor Roland, ob ich ihn sprechen kann," sagte er mit Ruhe. Das Mädchen kam sogleich zurück, nun anders erstaunt als vorhin. „Der Herr Doktor lasse bitten," sagte sie und deutete auf die Tür. Eberhard klopfte und trat ein.

Roland saß an seinem Arbeitstisch; neben ihm stand Ilse, die Hand auf des Vaters Stuhllehne, das ernste, tapfere Gesicht entfärbt; es schien, daß ihre Lippen bebten. Eberhard hatte nicht erwartet, sie schon jetzt zu sehn. Ihm kam ein warmes Gefühl in die Brust. Er blieb noch bei der Tür. „Ich dank' dir, Onkel Roland, daß du mich empfängst," begann er mit etwas heiserer Stimme. „Du hast meinen Brief erhalten, nicht wahr."

Roland war aufgestanden; er nickte. „Ja, du hast mir ja allerlei geschrieben; — vieles, das mich freut. ‚Ein anderes Leben anfangen‘ — das ist in deinem Fall wohl ein gutes Wort. Es scheint, du bist sogar praktisch geworden: hast gleich deine Dokumente beigelegt, deinen Briefwechsel und deinen Vertrag mit dem Kölner Herrn; sogar seine Photographie. Gefällt mir alles nicht übel; auch die Photographie. Dann, daß du dich zu einer bestimmten und mir angenehmen Stunde ansagst —“

„Um gütiges Gehör hab' ich gebeten,“ berichtigte Eberhard.

„Jawohl; hast recht. Endlich die Hauptsache und das Beste: daß du dich von den Roten getrennt hast. Dazu gratulier' ich dir, und von ganzem Herzen. Nur eins hat mir in deinem Brief gefehlt; darum stehn wir noch so — ungemütlich da. Du würd'st mir etwa schreiben, dacht' ich: ‚in diesem Jahr hab' ich eingesehn‘ — ein Jahr ist ja doch 'ne hübsche Zeit — ‚hab' ich eingesehn, daß ich damals an deinem Tisch nicht so gehandelt hab', wie ich sollte, und ich will's noch gut machen!‘“

„Kann man das noch?“ fragte Eberhard.

„Nicht mehr so wie damals; aber irgendwie. Es würd' schon gehn; bei gutem Willen geht mehr, als man glaubt.“

„Damals konnt' ich's nicht, Onkel Roland. Was du verlangtest, das konnt' ich nicht.“

„Hm!“

„Ich wär' lieber gestorben.“

„Ah!"

„Ja. — Aber heut ..."

Eberhard schickte einen verstohlenen Blick zu Ilse hinüber, die nicht mehr beim Vater stand; sie hatte sich leise an ein drehbares Büchergestell zurückgezogen und rieb unruhig ihre Hände. „Es ist ein — guter Geist über mich gekommen," fuhr er in halberstickter Bewegung fort; „heut bin ich zu allerlei bereit. Ich weiß noch nicht, wie; du ja auch nicht. Aber wenn wir heut abend in Gutem auseinandergehn — ich hoff's so von Herzen — dann will ich tun, was du willst!"

Roland warf vor Überraschung den Kopf herum. Er richtete einen langen Blick auf den jungen Mann; nach und nach wurde es ein richtiger, menschenfreundlich gemütlicher Roland-Blick. „Das sind ja ganz neue Zeiten," sagte er mit seinem herzlichsten Baß. „Da müssen wir ja die große Friedensglocke läuten ... Aber ‚wenn wir' sagst du. Also 'ne Bedingung. Was muß denn der Doktor Roland noch tun, damit wir in Gutem auseinandergehn?"

Eberhard sah an sich hinunter und auf die Tür, an der er noch stand. „Ich möcht' dir allerlei vortragen, Onkel; aber —"

„Du möcht'st dabei sitzen! Das versteh' ich. Das ist ein sehr natürlicher Wunsch. Also ich nehm' an, daß wir einig werden, und bitte dich, setz dich auf diesen Stuhl. Deinen guten Willen und dich heiße ich willkommen. Da hast du Onkel Rolands Hand!"

Er trat dem vor Freude erröteten Eberhard ent-

gegen; sie schüttelten sich die Hände. Hinter Ilse erzitterte das Gestell, an das sie sich lehnte; es drehte sich ein wenig.

Die Männer setzten sich an den Tisch. „Ilse kam heut dazu," sprach Roland weiter, „als ich deinen Brief, deine Akten las. Ich hab' ihr davon erzählt; warum nicht? Sie kennt dich ja so lange. Also was soll ich noch hören? Was gibt's?"

Eberhard blickte auf ein Schachspieltischchen bei einem der Fenster, das er aus früheren Jahren kannte; schon von der Tür aus hatte er's entdeckt. „An dem Schachbrett da, Onkel Roland, hab' ich manches Mal mit dir gesessen, in den guten Zeiten."

„O ja! Und nicht schlecht gespielt."

„Wenn ich da heute drei Partien mit dir —"

Eberhard hielt inne und schaute den erstaunten Roland mit verwegenen, aber noch verschleierten Augen an.

„Was? Zum Schachspielen bist du hergekommen?"

„Es ist nur so 'ne Phantasie, verstehst du. Als wir da einmal saßen und spielten, hast du mir 'ne schöne alte Sage erzählt, aus Köln; die ist in mir hängen geblieben. Von Kaiser Otto dem Dritten und dem jungen Pfalzgrafen Ezzo; wie die auch einmal am Schachbrett saßen, und sie wollten spielen. Da sagt der junge Kaiser zu Ezzo, seinem Jugendfreund: Heut soll einmal um Gewinn gespielt sein, nicht bloß um die Ehre! Ich setz' dir drei Spiele an. Gewinnst du sie alle drei, soll dir dein liebster Wunsch

erfüllt sein — was für ein Wunsch es auch ist — falls ich ihn erfüllen kann. Darauf geb' ich dir mein Kaiserwort!"

Roland, immer mehr erstaunt, forschte auf Eberhards Gesicht herum; das verriet aber nichts, es war wie ein verschlossenes Buch. „Ja, ja, die Geschichte weiß ich auch noch," versetzte er dann sehr bedächtig. „Ich versteh' nur nicht. Kaiser Otto wußte, was sich der Pfalzgraf heimlich wünschte, aber durchaus nicht hoffen konnte; er war in des Kaisers Schwester verliebt. Er hätt' sie zur Frau gemocht —"

„Ja; und der Kaiser dachte: er soll sie haben, ich will's machen. Ich will die drei Schachpartien verlieren, und dann soll er wünschen; und an einem Kaiserwort ist nichts zu drehen und zu deuteln!"

„Hm! — Ja. Und so ward's dann auch. Aber, nimm's nicht übel, was hat das mit uns zu tun? Wenn du mit mir drei Partien spieltest — ich bin kein Kaiser und —"

„Doch; du bist ein Kaiser. Du hast ebensoviel zu vergeben, wie der Otto hatte!"

Roland folgte Eberhards Augen; die konnten sich nicht länger enthalten, auf Mathasuntha zu blicken. Das Gesicht des langen Mädels war wie in Rot getaucht; sogar die Stirn war halb verfärbt. Ihre Hände hielten sich rückwärts an den Büchern fest. Sie wich aber den Augen des Vaters nicht aus, sie hielt mit allen Kräften Stand. Nur ihn anzulächeln wagte sie nicht; stumm zu bitten auch nicht. Ganz zu Ernst erstarrt gab sie ihm seinen Blick zurück.

„Was heißt das?" fragte Roland nach einer großen, bangen Stille. „Was hat meine Ilse mit dir zu tun?"

„Verzeih, Onkel Roland — und hör mich an! Es ist uns auch so ergangen, wie dem Ezzo und der Kaisersschwester. Wir haben uns lieb. Der gute Geist, von dem ich sagte — der ist Ilse. Mein ‚anderes Leben', das ist sie. Darum bin ich hier!"

Roland stand auf; er griff an seine Brille, er riß sie durch eine ungestüme Bewegung herunter, sie fiel auf den Tisch. „Tod und Teufel!" rief er aus. „Alles abgekartet! Da steht sie. Feuerrot. Nein, jetzt blaß. Meine Tochter! In dich verliebt! Hinter meinem Rücken! — Wo habt ihr euch gesehn? Ilse! Wo hast du diesen — diesen —"

Ilse lag schon zu seinen Füßen, eh der fast verwirrte Mann seine Worte fand. „Vater!" schluchzte sie auf und umfaßte seine Kniee. „Es hat mir ja Tag und Nacht auf der Seele gelegen! Hab' ja oft nicht begriffen, wie's möglich war. Solche Heimlichkeiten, ich vor dir! — ‚Mathasuntha,' sagt' er, ‚du tust ein Samariterwerk! Ein neues Leben hat in mir angefangen. Kannst du mich nun auch von dir stoßen?' Ich hab's nicht gekonnt. Hab' hinter deinem Rücken — — Ach, zieh nicht die Kniee weg. Sieh mich an! Lieber, guter Vater!"

„Onkel Roland!" rief wieder Eberhard, mit beiden Händen auf den Arbeitstisch deutend, auf dem sein Vertrag, seine Briefe lagen. „Das ist ja alles Ilses Werk. Sonst wär's nie geworden! — Du hast ein-

mal meinem Vater gesagt — du weißt's vielleicht nicht mehr —: kann ich deinem Eberhard auf seinem Lebensweg nützlich werden, wird's gewiß geschehn! Das war auch wie ein Kaiserwort; dein Wort ist ebensogut. Deine Tochter ist dir zuvorgekommen, hat früher damit angefangen als du; verzeih ihr das. Sie hat's doch als dein Kind getan!"

„Hör auf, hör auf," murmelte Roland, der mit einem verstohlenen Vaterblick auf sein noch immer knieendes Mädel sah. „Wo hast du nur all die Worte her? Das ist eure welsche Beredtsamkeit!" — Er bückte sich auf einmal und zog Ilse in die Höhe. Als sie dann aber an seine Brust sinken wollte, hielt er sie von sich weg und schaute ihr mit den brillenlosen braunen Augen scharf ins Gesicht. „Ist das wirklich mein Kind? Das hätt' ich nie geglaubt, daß du mich hintergehn könntest. Nie, nie, nie!"

„Ich auch nicht, Vater," schluchzte sie. „Ach, hör aber auch, was dir Eberhard sagt. Was nun daraus geworden ist, nicht wahr, das ist doch gut!"

Roland starrte wieder auf Eberhard. Ja, es war allerlei Gutes, Weiches, Treuherziges in dem wilden Gesicht. Es waren neue Sachen drin. Oder es schien doch so. „Bursch' du!" fuhr er ihn an. „Also wie der Pfalzgraf Ezzo denkst du? Ich soll dir mein Bestes geben, mein Kind? Auf das Blatt Papier da? Auf ein sogenanntes neues Leben, das erst anfangen soll?"

Eberhard schüttelte den Kopf: „Sollst sie mir jetzt nicht geben; so unsinnig unverschämt bin ich

nicht. Nur daß du uns nicht auseinanderreißt, und freundlich zusiehst, was werden wird. Mir dein Haus wieder gönnst — und Verkehr mit Ilse ... Wir fühlen uns wie verlobt. Wir glauben an das Blatt Papier da und an meine Zukunft —"

„Ich will dir was sagen, Eberhard," fiel ihm Roland ins Wort; er blickte von Zeit zu Zeit seitwärts auf Ilse, als könnte er's noch immer nicht fassen. „Ich bin keiner von der alten Zeit: die Tochter muß tun, was der Vater will! Nein, so denk' ich nicht. Sie soll ‚auf ihre eigene Fasson selig werden', wie der alte Fritz gesagt hat. Aber in einem Punkt, da bin ich von Eisen, denn da fühl' ich mich wie vor Gottes Thron: wenn ich denken muß, mein Mädel in ihrem verliebten Unverstand will in ihr Verderben rennen — mit dieser Faust, dieser Vaterfaust, halt' ich sie zurück! — Pfalzgraf Ezzo, sagst du. Ja, der stand nicht so hoch wie Adelheid, die Kaisersschwester; es war Gnade, wenn er sie am Schachbrett gewinnen durft'; aber er war ein schlicht treuer Mann! er hielt zu Kaiser und Reich! Ihm kam nicht in den Sinn, das Reich umzustürzen, die Welt auf den Kopf zu stellen, das alles niederzubrechen, was die Menschen für ihr Wohlsein auf Erden aufgerichtet hatten. Der aber, der meine Tochter will, der Eberhard Hofbauer, der ist so einer —"

„Lieber, guter Vater!" rief Ilse, die Hände auf ihre Brust gelegt. „Du hast ja gehört! gelesen! Er ist nicht mehr so!"

„Laß *ihn selber* reden. Setz dich lieber hin und hör zu! — Man hat mir diesen Winter Zeitungsblätter geschickt, in die du Artikel geschrieben hattest; dein Name stand darunter: Eberhard Hofbauer. Da war allerlei zu lesen: Die Pariser Kommune von 1871, mit all ihren Greueln, die hatte recht; man mußte es nur richtig verstehn. Die Nihilisten in Rußland, mit ihrem Kaisermord und Ministermord und all ihren Mordversuchen, hatten recht, ganz recht. Und alle Mittel waren gut, wenn der Zweck nur gut war. Und alle Zwecke waren gut, wenn sie die verrotteten Zustände dieses Jahrhunderts zu zerstören suchten; nieder mit ihnen, sie müssen fort! — So hast du geschrieben. Jetzt gib mir eine klare Antwort, Junge. Ilses Vater fragt dich. Würd'st du das noch schreiben?"

„Nein," antwortete Eberhard. Ilse nickte ihm freudig und dankbar zu.

„Warum nicht?"

„Weil ich — — weil ich einstweilen meinen Frieden nit der Welt gemacht hab'; in ihr leben will."

„Einstweilen. Was heißt das? So lang' dir's *gut* geht?"

„Denk doch nicht so schlecht von mir. So lang' es in Deutschland nicht schlechter, sondern besser wird; und das will's ja wohl. Und in Deutschland leb' ich."

„Aber wenn du einmal fühlen wirst: es wird doch nicht besser! denkst und schreibst du dann wieder: alle Mittel sind gut?"

„Denken?" fragte Eberhard zurück. „Was ich denk', das gehört nur mir —"

„Ach, die ferne Zukunft, Vater!" rief Ilse dazwischen, um von diesem Abgrund hinwegzulenken. „Was wissen wir Menschen von der Zukunft, Vater. Was weißt du von dir und von mir; in zwanzig Jahren, da sind wir vielleicht beide aus Verzweiflung Tyrannenmörder. Sieh doch Eberhard an, wie er heute ist, wie er in diesem Jahr geworden ist! Und glaub doch, wie er und ich, daß er so bleiben wird!"

Roland blickte wieder verfinstert auf ihr Gesicht: „Ja, nun kannst du reden. Dieses Jahr hindurch hast du gut geschwiegen! Wo warst du denn, du, wenn du mit deinem Eberhard — — Aber nein, erst das andre zu Ende sprechen; das ist der Punkt; von dem nicht weg! — Alle Mittel sind gut? Wieder wie die wilden Tiere werden, wenn unsern jungen, unreifen Gehirnen irgend was nicht gefällt? Ich will Freiheit wie ihr; aber nicht die Mordfreiheit; die gehört in den Wald, nicht in unsre Welt! Bescheidenheit und Gottvertrauen, damit bin ich aufgewachsen, damit will ich sterben; nicht mit diesem zuchtlosen, gottlosen, abergläubischen, hochmütigen Materialismus, den ihr junges Volk für die Weisheit und Wahrheit haltet! Respekt haben vor dem, was da ist, denn der nackte Blödsinn hat's nicht geschaffen; und wenn nicht Respekt, dann wenigstens nicht mit Dolch oder Dynamit drauf los! — Ja, dir guckt das Dynamit noch immer aus den Augen; ich seh's ja wieder. Die welschen Augen.

Denkst vielleicht in diesem Augenblick: da steht ein lästiger Mensch, ein Vater, der aus veralteten Ansichten seine Tochter nicht hergeben will; den sprengt' ich gern in die Luft!"

„Vater!" schrie Ilse in ihrer Empörung auf.

„Was soll ich da sagen?" erwiderte Eberhard, dem die Stimme bebte. „Wenn du auf meine Worte nicht hörst — wenn du dir ein Bild von mir machst, wie es dir gefällt —"

„Vater! Du, sonst der gerechteste Mensch! Hör ihn doch an! Glaub doch, was er sagt! Er lügt nicht!"

Roland sah finster vor sich hin, er suchte sich zu fassen. Er schaute dann umher, weil ihm im Gesicht etwas fehlte, weil er seine Brille suchte; endlich entdeckte er sie auf dem Tisch. „Da ist sie," murmelte er, als wollte er sonst nichts; mit der gewohnten Ruhe des Arztes setzte er sie auf und wendete sich wieder zu Eberhard, als wär's ein Patient. „Also — fragen wir weiter!" fing er langsam an. „Dein Denken gehört nur dir, sagst du. Aber wenn eines Tages dein Denken dir sagt: in Deutschland wird's schlechter, immer schlechter — das heißt, gar nicht nach Eberhard Hofbauers Sinn — und wenn deine Leute, deinesgleichen, mein' ich, sich zusammentun, um auf ihre Weise Ordnung zu machen, nämlich alles, was ihnen nicht recht ist, in die Luft zu sprengen — und wenn sie fragen: wo bleibt Hofbauer? Hofbauer, tust du nicht mit? Ja, wo bleibst du dann?"

„Warum fragst du so?“ gab Eberhard zur Antwort; von seinen gebräunten Wangen ging die letzte Röte weg.

„Weil in deinen Zeitungsartikeln von diesem Widerlegungsmittel, den Sprengpulvern, auch die Rede war; und auch da kam der Kehrreim wieder: alle Mittel sind gut! Die Bombe, die dem russischen Kaiser Alexander seine Beine wegriß, die war eine ‚historische Notwendigkeit‘, oder wie da stand; die mißfiel dir gar nicht —“

„Das ist Rußland!“ stieß Eberhard hervor, dem die Stirnader schwoll und die Hände zuckten. „Was tät'st du in Rußland? Hätt'st du da auch vor dem, was da ist, Respekt? — Mord, Mord, sagst du immer. Brutus war ein Mörder; den hat man uns als edlen Römer gepriesen. Wilhelm Tell war ein Mörder; dem jubeln wir im Theater zu. Und dein geliebter Schiller —“

Roland winkte ungeduldig mit der Hand; Eberhard verstummte. „Das sind alte Geschichten; waren andre Zeiten! Lassen wir die; und Rußland auch. Es steht da aber ein Denkmal auf dem Niederwald, da oben an unserm deutschen Rhein. Da sind eines Tags —“

„O Gott, was fragst du nun auch danach, Vater?“ Ilse trat näher und hob die Hände; ihr ward auf einmal zu bang' ums Herz. „Wozu all die Fragen? Was wühlst du ihm so in der Brust herum? Er sagt dir ja: das ist vorbei!“

„Ich soll ihm meine Tochter geben. Du ant-

wort mir, Eberhard! Achtzehnhundertdreiundachtzig, als unser deutsches Ehrendenkmal auf dem Niederwald enthüllt wurde — ich war auch dabei — der alte Kaiser war da, viele deutsche Fürsten — da hatten diese Kerle, deine Anarchisten, ihr alleinseligmachendes Dynamit gelegt; in die Luft fliegen sollte unser alter Wilhelm, unser erster Kaiser, und wir alle mit! Wär' das Wetter nicht so feucht gewesen, wär's ja auch geschehn. Die undeutscheste, erbärmlichste Schandtat, von der ich in meinem Leben gehört hab' ... Unterbrich mich nicht! — Zwei von diesen Meuchelmördern hat man dann enthauptet. Reinsdorf hieß der eine; bis zum letzten Augenblick blieb er der gottlos freche Mensch. Rauchte und sang noch in der Zelle, eh sie ihn zum Richtplatz führten: ‚Stiefel muß sterben, ist noch so jung, jung, jung.' Und rief, als ihn der Scharfrichter nahm: ‚Nieder mit der Barbarei! Hoch die Anarchie!' — Das waren Deutsche in Deutschland, und zu unsern Zeiten. Was denkst du in deinem Herzen, du blasser Mensch mit den schwarzen Augen? Waren die auch im Recht? Waren auch da die Mittel gut?"

„Sie haben geglaubt, für eine gute Sache —"

„Eine gute Sache! Das glaubt wohl auch der Vatermörder, wenn er Vaters Geld haben und mit seinem Mädel gut leben will. Was denkst du davon? hab' ich dich gefragt."

Eberhards Brauen zitterten; sein Herz ward ihm entsetzlich schwer. „Bitte, laß mich gehn!" sagte er.

„Frag und frag nicht so, wie ein Untersuchungsrichter, vor dem ein Verbrecher steht. Ich bin kein Verbrecher. Für meine Gedanken bin ich keine Rechenschaft schuldig —"

„Dem Richter nicht; aber dem Mann, der dir sein Kind geben soll! Ich geb' es keinem Gedankensünder; — nein, einem verwilderten Gesellen, der seine Seele fort und fort mit gräßlichen Gedankensünden befleckt, dem geb' ich meine Tochter nicht! Sag, wie du über diesen Reinsdorf denkst. Und sieh mich nicht mit so mörderischen Augen an!"

„Was soll ich denn tun? Es sind meine Augen. Ich hab' keine andern. Können Augen morden? Das wußt' ich nicht."

„Red nicht wie Reinsdorf! Du stehst vor Ilses Vater!"

„Aber der reizt mich mit jedem Wort. Ich beschwör' dich, Onkel Roland — ich bin auch ein Mensch. Schlag nicht so in mein Herz hinein! Ich kam wie ein Lamm. Mach mich nicht verrückt!"

Ilse hob flehend die Hände zu Roland hin. Dann warf sie auch einen heißen, bittenden Blick auf den todblassen Eberhard. Ihre Lippen flüsterten tonlos: „O nur ruhig, ruhig!"

Roland sah nur Eberhard an: „Ich will Gewißheit haben; das muß ich. Sag, wie du über diesen Reinsdorf denkst!"

„Daß er an seine Sache geglaubt hat; sonst wär' er nicht so tapfer gewesen bis zum letzten Augenblick. ‚Stiefel muß sterben' — wer das zehn Minuten vor

so 'nem Tod singen kann, ist das nicht ein beherzter Mensch?"

„Wohl gar heldenmütig! — Aber danach fragt' ich nicht —"

„,Nieder mit der Barbarei!' Er hat also doch bis zum Tod geglaubt, daß es in unsrer Welt noch viel Barbarei zu zerstören gibt —"

„Und die Befreiung von der Barbarei ist das Dynamit! — Antwort auf meine Frage, sag' ich! Sonst muß ich denken, da steht einer, der heuchelt, weil er in mein Haus hinein will. ... Fahr nicht so auf! Du siehst anders aus, als du sprichst. Mir wird nicht gut, wenn ich dich anschau'; hätt' meine Tochter meine Augen, dann hing' sie nicht so an dir. ‚Hoch die Anarchie!' Das war dieses Burschen letztes Wort. Sagst du ihm das nach? Denkst du in deinem Herzen auch: hoch die Anarchie?"

Eberhard stand wie versteinert da, nur seine Finger krampften sich gegen die Handflächen. „Ich sag' nichts mehr. Es nützt ja nichts. Du hörst ja doch nicht auf meine Worte, du lies'st nur auf meinem Gesicht; und lies'st da heraus, was du willst."

„Was ich will? Was da steht! Ich will nichts, als nur nicht betrogen sein. Wenn du mir auf meine Frage keine Antwort gibst —"

Eberhard schüttelte in grimmiger Verzweiflung den Kopf.

„Dann weiß ich, wie es steht! wie es in dir aussieht! Dann rufst du in deinem Herzen: ‚Ja, ja, ja, hoch die Anarchie! Ich will noch immer, was

ich wollte! Nieder mit euch allen! Nur vor dem dummen Mädel da stell' ich mich so fromm; und vor ihrem Vater.' Der ist aber nicht so dumm. Der sieht durch die wilden Augen in dich hinein. Ilse Roland ist nicht für so einen wie du!"

„Vater!" rief Ilse. Es war ein Empörungsschrei; aus ihren sonst so liebevollen Augen flog ein schrecklicher Blick.

„Nun ja denn!" schmetterte auf einmal Eberhards Stimme, als müßt' er sich entladen. „Wenn sie nicht für mich ist — wenn du mich so — — ja, ja, ja! Ich ruf's auch! Hoch die Anarchie! Unsre Zeit wird kommen! Wenn auch du so bist — du auch — an dir hab' ich gehangen — dich hab' ich verehrt — nun stößt du mich so mit einem Fußtritt zur Tür hinaus. Als wärt ihr bessere Menschen als wir! Gotteslästerung, wenn wir eure herrlichen Werke zerstören möchten! Ja, ja, ja, hoch die Anarchie — die Anarchie, die ich meine — wo euer ewiges Herrschen und Befehlen aufhört, wo jeder in wahrer Freiheit lebt. Hoch diese Anarchie!"

Roland wendete sich zu dem unglücklichen Mädel, das von seinem Stuhl aufgesprungen war und wie in einen Abgrund starrte: „Hörst du's, hörst du's, Ilse? Da steht er! Dein Anarchist! Die Leinwand ist heruntergefallen, das ist die Figur, so ist er. Nieder mit uns allen! ‚Unsre Zeit wird kommen,' sagt er. Dann legt er wohl auch Kaiserdynamit; damit die ‚wahre Freiheit' beginnt. Und er endet wie die vom Niederwald. Nein, einem Scharfrichter-

kandidaten geb' ich meine Tochter nicht! In mein Haus kommst du nie mehr! nie!"

„Nie!" wiederholte Eberhard. Er sprach weiter keine Silbe mehr. Mit einer plötzlichen Bewegung, so jäh, daß Ilse zusammenfuhr, drehte er sich zur Tür, ergriff seinen Hut und ging hinaus.

* * *

Ilse trat zum Vater. Sie sah ihn an, sie faßte es nicht; so endete diese himmlische Hoffnung? So wies ihr Vater, der beste, der alles verstehende, alles mit Liebe umfassende Mensch, ihrem Eberhard die Tür? — „Er geht!" sagte sie, noch ganz entsetzt. „Läßt du ihn so gehn? Vater! Was hat er dir denn getan, daß du ihn so fortschickst?"

„Laß mich!" fuhr Roland sie an. „Wenn du noch für diesen Anarchisten sprichst, dann bist du nicht mehr mein Kind!"

Ilse erbebte. Sie ging stumm aus der andern Tür, ins Wohnzimmer. Dort blieb sie eine Weile stehn, ohne zu fühlen, wie lange. Es war ihr, als verhärte sich etwas in ihr; aller Germanentrotz, den je ein Goten- oder Schwabenmädel verspürt hat, erschien auf ihrem guten Gesicht. Auf einmal zog es sie hinaus, zum Vorzimmer, dem Verstoßenen nach. Ob er wirklich schon fort war? — Was dann?

Sie öffnete die Tür. Die Wohnungstür zur Treppe war offen; an ihrem Rahmen, halb draußen, stand Eberhard noch. Es riß ihn offenbar hin und

her; er hatte sich an den Pfosten angeklammert, dann strebte aber der andre Arm hinaus; dann stemmten sich wieder die Füße fest. Ein dumpfes, schauerliches Stöhnen kam aus seiner Kehle. Als Ilse diesen Ton hörte, der ihr durch Mark und Bein zitterte, hielt sie sich nicht länger; sie ging leise bis zu ihm. „Eberhard!“ sagte sie, ihre Stimme dämpfend.

Er wandte den Kopf, sie sah nun sein verzerrtes Gesicht. Seine stierenden Augen irrten nach der Tür, die zu Roland führte; er deutete auch mit einem Finger hin. Halb heiser stieß er heraus: „Da siehst du nun, wie dein Vater ist; er sieht mich schon unterm Henkerbeil! — Hat er mich ruhig angehört? Hat er mir ein Wort geglaubt?“

Ilse seufzte laut, dann leise. Roland sollte sie nicht hören. Sie fürchtete ihn aber nicht; sie hatte nur einen heißen Zorn auf ihn.

„Was wird nun?“ fuhr Eberhard fort, indem er gegen den Türpfosten schlug. „Glaubst du auch, daß ich ein Mörder bin?“

Sie legte eine Hand auf seinen Arm und drückte ihn. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich wollt' hinaus und konnt' nicht. Es schrie in mir: könnt' ich Ilse noch sehn! könnt' ich sie noch fragen!“

„Frag mich, Eberhard!“

„Was wird nun aus uns? Gibst du mich nun auf, weil's der Vater will? Oder hoffst du noch? Denkst du, wie ich vorhin von den — andern sagte: unsre Zeit wird kommen?“

Sie senkte trotzig den Kopf, dreimal. Das Verhärtete in ihr ward noch härter, schien ihr. „O Eberhard!" flüsterte sie dann. „Aber so zwischen Tür und Angel können wir nicht reden —"

„Nein, nein. Ich muß auch fort. Ich geh' fort! Aber — wo seh' ich dich? Ohne dich noch einmal zu sehn, kann ich nicht aus Bonn hinaus! Mir ist schon zum Sterben. Wenn du mir aber sagst: ich häng' an dir, ich hoffe noch — wir wollen von der Zukunft reden —"

„Ja, das will ich!" fiel sie ihm ins Wort. „Geh nun aber! Geh! Ich will übermorgen nach Rolandseck fahren, zur Cousine, weißt du. Ich kann's auch schon morgen tun. Die muß meist im Bett liegen, da hab' ich freie Spaziergehzeit. Morgen nachmittag, gegen sieben, kann ich in den Waldpark gehn, der dem Kölner gehört, wie heißt er — wo wir in früheren Jahren herumliefen oder Waldblumen pflückten. Bei dem hölzernen ‚Tempelchen', wie wir's nannten, da findest du mich. Da bereden wir, wie es doch noch mal werden kann. Dann sag aber auch nicht mehr: mir ist schon zum Sterben!"

„Nein, ich will's nicht mehr sagen," hauchte er gegen ihre Schulter, auf die er die Lippen drückte. „Ich will denken, ich bin der Pfalzgraf Ezzo, und es wird doch noch zum Schachspiel kommen, und es wird noch gut! — O du Wunderbare, Süße, so leb denn — — Aber mein dummer Kopf. Den Vertrag, die Briefe hab' ich drin gelassen! Bring sie mir morgen mit . . . O wie dumm schon wieder. Dein

Vater mag's nach Köln schicken, da hab' ich ja meine Wohnung noch. Morgen gegen sieben! Ich dank' dir! Ja, du bist Mathasuntha! Dank' dir tausendmal!"

Schlecht bin ich! dachte Ilse plötzlich, mit einem erbangenden Blick auf des Vaters Tür; es lief kalt über sie hin. Aber sie schüttelte es, sich auflehnend, ab. Als Eberhard die Treppe hinuntersprang, stand sie oben und sah ihm nach und winkte noch. Dann ging sie erst in die Wohnung zurück, langsam, widerstrebend, zu dem ganz vergessenen Kind.

* * *

Der nächste Tag war einer der schönen, leuchtenden, alles verklärenden, die am Rhein besonders zauberisch sind; sie breiten über Gebirg und Strom, über Wälder und Gärten, die Schiffe auf dem spiegelnden Wasser, die Felsen und Ruinen, die alten Städte und die jungen Schlösser einen durchgoldeten, weichen Duft; sie tauchen alles in eine selige Harmonie, daß das Gefühl der Zeit vergeht, Vergangenes und Gegenwärtiges ineinanderschmilzt, und der Raum zum Traum wird. Wo einst der Pilgerpfad am Ufer hinlief und die beladenen Saumrosse wanderten, schlendert nun träumerische, verliebte Jugend, oder es rasen die Bahnzüge vorbei; wo die „Pfalzvergifter", die Franzosen, die Feuersäulen ihrer Vernichtungswut emporsteigen ließen, schaut jetzt der rheinfrohe Reisende von malerischem Getrümmer, mit genießenden Augen auf den friedseligen Fluß

hinab. Es wird aber aus allem eines; das tut das verklärende, durchfeuchtete Licht. Ewig alt, ewig jung! so lacht die Erde dich an. „Alles fließt,“ wie der schöne Fluß. Wohl und Weh verschwimmt, schwimmt an dir vorüber und zum uferlosen Meer hinab; wie das leise, träge Riesenfloß, das so farbig besonnt zu Tal schwimmt. Alles ist selig und schön. Das Leben blinkt so goldig wie der Wein im Becher. Das sind die wahren Feiertage am Rhein!

Es ging gegen Abend, zur schönsten Stunde; Eberhard und Ilse saßen in dem kleinen, weitschauenden, von vielen Händen bekritzelten Holzbau, über der Fahrstraße, die den waldreichen Park durchschnitt. Der liebliche Frieden dieses Sommertags war auch über das verwilderte Gemüt Eberhards gekommen; er saß Hand in Hand mit seiner Mathasuntha und lächelte sie zuweilen an. Er fühlte, und nicht ungerührt, wie es in ihrer jungen Seele zuging: daß sie zu stolz war und ihm zu gut, um zu zeigen, wie ihr zuweilen schauderte und bangte; daß sie ihm so ruhig und herzlich zunickte, als riefe keine Stimme in ihr: du bist wieder auf verbotenem Weg, deinem Vater untreu! — „Dabei bleibt es also,“ sagte er nach einer fast wohligen Stille und drückte ihre Hand: „ich geh' meinen Weg und denk' wie du: alles wird noch gut! Jeden Ersten schreib' ich dir. Du schreibst, wann du kannst —“

„O Gott!“ stand ihr auf der Zunge; ein tiefaufzuckendes Gefühl verzog ihr Gesicht. Sie kämpfte es aber nieder und schwieg. Sie nickte.

„Du schreibst also, wann du kannst! — Daß du nur ganz verstehst, was ich meinte, als ich vorhin von den beiden Menschen sprach, die sich in mir streiten: in einem sind sie so einig und fest beisammen, wie die Haut über ihnen ist. Sie wollen beide die Zukunft, von der ich dir sagte, das wahre goldene Zeitalter, das noch nie gewesen ist, aber einmal werden wird! Das Zeitalter, an das Tolstoi denkt, an das alle edlen Schwärmer denken: wo uns die Kirche und der Staat nicht mehr niederdrücken, wo es keinen Zwang mehr gibt, nur das freie Wollen. Aber versteh mich recht: nicht das tierische, selbstische, sondern das voll menschliche, das in der Liebe zu Gott und dem Nächsten lebt. Diese Anarchie, die mein' ich, die will ich, danach trachtet alles in mir! Von der hätt' ich zu deinem Vater gesprochen, wenn wir eine Weile ruhig und friedlich dagesessen hätten; wenn er nicht von Anfang an — er reizte mich ja mit jedem Wort —"

„Warum reizt dich alles?" unterbrach sie ihn. „Er mußt' dich doch fragen. Warum verträgst du nichts?"

Eberhard zögerte eine Weile. „Ja, das ist nun dieser eine in mir! vor dem du dich fürchtest. Der Wilde. Der auch nur das Gute will — aber er hat keine Geduld, er ballt gleich die Faust, er rennt gegen die Mauern. Da siehst du, ich kenn' ihn gut. Ich verheuchl' ihn auch nicht. Der andre in mir muß ihn unterkriegen! Der Nachdenkliche, Vernünftige; der, dem du so himmlisch geholfen hast — und

der nur obenauf bleiben kann, wenn ich dich behalte!"

„Ach, Eberhard!" seufzte sie. „Wie behältst du mich? Mein Herz geht wohl mit, aber ich doch nicht."

Er drückte ihre Hand so heftig, daß es ihr weh tat; dann hielt er sie ruhiger und sanfter fest. „Warum denn nicht?" preßte er zwischen den Zähnen hervor.

„Was nicht?"

„Wenn du ganz Mathasuntha wärst — —"

„Was wär' dann?"

„Dann gingst du selber mit, und nicht bloß dein Herz!"

„Sagst du das im Ernst?"

Er lachte auf. „Über so was scherzen!"

„Eberhard! Das versteh' ich nicht. Meinem Vater weglaufen? Sein Fluch hinter mir her? Weißt du nicht, was mir mein Vater ist? Ich trotz' ihm jetzt und zittre dabei, als beging' ich was Gräßliches. Nur weil ich dich nicht verlassen kann: ich fürcht' immer, dann wird der Wilde ganz Herr in dir und du tust, was er will! — Warum lächelst du so? Das ist — kein gutes Lächeln."

„Nur weil du das fürchtest, kannst mich nicht verlassen? Nicht aus Liebe zu mir?"

„Ach, Eberhard!"

Sie warf sich an seine Brust.

Es war das erste Mal, daß sie sich ihm so zärtlich hingab; sie hatten auch noch nie so unsichtbar und weltabgeschieden dagesessen, wie heut. Eberhard

umschlang sie fest. Er küßte ihre Lippen, die ihm noch entweichen wollten, ihre Wangen, ihr dunkelblondes, starkes Haar, von Jugend und Gesundheit duftend. „Ilse! Süße Mathasuntha!“ rief er sie zwischen den Küssen an. Er fühlte, wie ihre kraftvoll blühende Gestalt erzitterte; das steigerte seine Glut, weckte sein Verlangen. Er preßte sie an sich, bis sie seufzte, weil ihr fast der Atem verging. Seine Lippen irrten begehrend umher, suchten ihren Hals, ihren Nacken, drückten sich auch auf das Kleid, das die Schultern bedeckte. Endlich wand sie sich aus seinen Armen heraus; ihr ward unheimlich zu Mut.

„Laß mich jetzt!“ sagte sie leise. „Es ist lang' genug!“

„Nein, nein, steh nicht auf!“

Er hielt sie noch mit beiden Händen fest, zog sie auf die Bank zurück. Seine Wangen und seine Augen glühten. Er lächelte sie wunderlich an; es gefiel ihr nicht.

„Was denkst du eben?“ fragte sie. „Was ist das da auf deinem Gesicht?“

„Glücklich bin ich; weiter nichts. Endlich hab' ich dich! — Horch, wie still es ist. Kein Mensch. Unser Wald, für uns allein. Und wie ist dein Mund so süß! Und die ganze, ganze Mathasuntha . . .“

Er zog sie wieder an sich heran. Seine Hände umkosten sie, auf und nieder . . . Plötzlich stieß sie ihn von sich, sprang auf und ging von ihm weg.

„Das nicht!“ sagte sie mit ruhigem, aber festem Ernst. „Das laß!“

„Warum? — Mathasuntha —"

„Mathasuntha will das nicht. Damit fängt's an und dann will's weiter!"

Er starrte sie betroffen an. Dieses achtzehnjährige Mädel ... „Woher weißt du das?" fragte er mit einem staunenden, halbverlegenen Lächeln.

„Woher? Von meinem Vater. Der hat mir alles gesagt. Damit ich mich nicht betören lass'. Unwissenheit rennt so oft in ihr Verderben! hat er mir gesagt."

Eine leichte Röte war ihr in die Wangen gestiegen, aber schnell verschwunden. Sie stand wirklich wie ein Gotenmädel da, wehrhaft und gelassen. Eberhard erhob sich nun auch.

„Das ist ja ein vorsichtiger Vater ... Aber du irrst dich sehr. Ich tu' dir nichts. Mathasuntha! Komm wieder her zu mir!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bitt' dich!"

„Nein, nein."

Ihr Trotz reizte ihn, er lächelte erregt: „Nimm dich in acht! Ich zwing' dich. Ich bin stark!"

„Ich auch!" Sie hob ihre Arme und zeigte ihre Fäuste.

Eberhard war eine Weile still. Er zuckte die Achseln; dann lachte er. Ilse trat wieder an die Bank, auf der sie gesessen hatte, und nahm ihren Strohhut; sie hatte ihn abgelegt. Nach einem flüchtigen, triumphierenden Funkeln ihrer Augen sagte sie weich: „Nun muß ich gehn. Es wird dunkel. Ich muß zu meiner Cousine zurück."

„Um Gottes willen! Noch nicht! — Bist du mir bös?"

„O nein. Aber es wird Nacht."

„Mich schon verlassen! Mir ist, als hätten wir uns eben erst auf die Bank gesetzt. So laß es Nacht werden! Eine so himmlische Sommernacht. Jetzt geht ja am ganzen Rhein noch kein Mensch ins Haus! Wir waren heut noch nicht am Rhein, Mathasuntha. Ich muß noch mit dir am Wasser stehn, zum Drachenfels hinübersehn, zu den Inseln. Geh noch die hundert Schritte mit mir!"

„Hundert Schritte? Es sind sehr viel mehr."

„Zählst du deine Schritte schon? an dem Abend, wo wir Abschied nehmen?"

Auf diesen Vorwurf sagte sie nichts mehr; sie ging voran, zur Fahrstraße hinab. Es dunkelte nun rasch; als sie aus dem Park heraus und ins Freie kamen, war es schon so nächtig, daß sie denken durften: man erkennt uns nicht! Sie schritten etwas hastiger bis ans Wasser vor, auf den Fußweg, der an den Villen und Hotelgärten des lieblich ländlichen Rolandseck entlang rheinauf führt. Hier war es nicht so einsam wie im Wald, Paare und einzelne schlenderten noch vorüber; es achtete aber einer des andern nicht. Ilse, in Abschiedsweh und Abendwonne, sah über den ruhig fließenden Strom, auf dem noch Schleppdampfer mit ihrem Gefolge von Riesenkähnen ihre Straße zogen, und schräg hinüber nach dem Drachenfels, an den sich die Wellenlinie des Siebengebirges schloß. Ein wunderbarer Spätabendschein

beleuchtete die Berge noch, der langsam verging. Unten vor dem Gebirg dunkelte die Insel Nonnenwerth, von hohen Bäumen bedeckt; die Nachbarinsel Grafenwerth floß für das Auge mit ihr zusammen. Leise rauschte der Fluß an seinem schrägen Basaltsäulchendamm dahin, nach den unsichtbaren Uferstädten Königswinter und Bonn hinab.

„Die Klosterschülerinnen auf Nonnenwerth," murmelte Eberhard, „gehn nun wohl zu Bett. Da war's lustiger, als das Kloster ein Gasthof war, in dem fidele Menschen zechten und Liszt für den Kölner Dombau spielte! — Wann's wohl keine Klosterschulen und keine Nonnen und keine Abrichtungen zur sogenannten Ehre Gottes mehr geben wird!"

Ilse antwortete nicht.

„Alter, guter, dummer Rhein! Bist doch immer noch die ‚Pfaffengasse', wenn auch nicht mehr die des ‚heiligen römischen Reichs'. Die spanischen Molche sind fort, die ritterlichen Schnapphähne auch und anderes Gelichter; aber die fetten Bäuche, die sind dir geblieben!"

„Was für fette Bäuche?" fragte Ilse.

„So hießen die Mönche hier; könnten wohl auch noch so heißen. — O du blödsinnige, schofle Welt!"

„Laß doch, Eberhard. Sieh, wie schön sie heut ist."

„Ja — wenn in ihr meine freien, undressierten Anarchisten lebten! — Mir ist grimmig schlecht zu Mut. Ich wollt', ich hätt' hier einen Humpen von

altem Bacharacher Bitterwein und tränk' davon, bis mir besser wär'!"

Ilse blickte aus ihren Träumen auf. „Bitterwein? Wo gibt es den?"

„Es hat ihn gegeben. Da ließ man den edlen Stoff über bittere Kräuter gären und gab ihn zum Nachtisch und gegen den — Katzenjammer. O, ich sag' dir, der Jammer, den ich in mir hab' — Welt- und Lebensjammer — der ist abgrundtief . . ."

Er trat bis an den Rand des Dammes vor; Ilse, deren Nerven vom Elend dieser Tage gereizt und erschüttert waren, dachte einen Augenblick: er will sich ins Wasser stürzen! Dann sah sie aber, er starrte nur in das dunkle Fließen; er horchte wohl auch auf die dumpf rauschend gurgelnde Musik. Ich bin verrückt! dachte sie. Er schwimmt ja auch. Er schwämm' wieder ans Land!

Sie fühlte aber, wie es in seiner Seele finster, immer finsterer wurde; eine kalte Bangigkeit, ein eiserner Reifen legte sich immer enger um ihre eigene Brust.

„Was sprichst du da vor dich hin?" sagte sie nach einer Weile, da sie ihn murmeln hörte; sie wollte ihn gern durch ihre Stimme aus seinen Gedanken wecken.

„Alte Verse," antwortete er. „Die hab' ich am Rhein gehört.

> Es ist eine vielkundige Mär
> Von alten Zeiten her,
> Daß der Rhein es nicht anders tut,
> Bis er sich rötet von frischem Blut."

„Ich hoff', er wird's auch anders tun!" entgegnete sie. „Und er tut's ja schon lange. Hier fließt ja doch kein Kriegsblut mehr."

„Darum bleibt's auch so schofel, Kind. Nein, nein, nein! Ohne Blut wird nichts! Das sind Philisterträume. Was soll ich damit. Blut, Blut muß fließen! Das Bessere kommt nur mit Donner und Blitz! — Wie gut das gesagt ist:

Daß der Rhein es nicht anders tut,
Bis er sich rötet von frischem Blut ..."

Ilse schüttelte sich. „Laß doch diese Verse, ich bitt' dich. Mir gefallen sie gar nicht. — Ich muß dir nun gute Nacht sagen, ich muß zur Cousine."

Plötzlich durchfuhr sie eine Sehnsucht: wär' ich nur erst in Bonn und zu Haus!

Eberhard ergriff sie am Arm: „Nein, nein, nein, noch nicht! Die kann noch warten. Hilf mir noch über eine halbe Stunde weg — oder weniger — bis ich aus dieser Finsternis bin! Das ist der ‚Wilde'; er hat seine Zeiten. Ich muß dich noch bei mir sehn, deine Stimme hören. Dann trennen wir uns ruhig und hoffend und gut!"

Er zog sie mit fort, auf dem Fußweg nach rechts, stromauf. Sie wehrte sich nicht, ihr Mitleid ward wieder zu groß. Sie ließ ihren eigenen Willen fahren. Eberhard lächelte sie auch dankbar an; es war aber wieder ein unheimliches Lächeln, das ihr keine Freude machte. Auf dem Pfad ging niemand mehr, wie es schien; die Nacht ward träumerisch still. Das Ruck-Ruck der Dampfer war eingeschlafen.

Die Sterne, wie aus ihrer Weltenferne herangereist, um einmal ins Rheintal hinunterzusehn, spiegelten sich im schwärzlichen Fluß. Ilse sah dem zu. Dann sah sie rechts hinter einem offenen Ufergarten die Fenster eines Hauses leuchten, so recht festlich hell in die Nacht hinein. Es kam auch Musik von dort, lustiger Gesang.

„Was ist das?" fragte sie. „Wo sind wir denn? Beim ‚Hotel Bellevue'?"

„Jawohl," antwortete er, als führ' er aus seinen Gedanken auf. „Die da singen, das sind Studenten, ältere Semester; ich hört's heut in Bonn, daß sie her wollten, irgend was zu feiern. Feine Leute mit gutem Wechsel, wenn die irgendwo kneipen wollen, da gibt's ja stets einen Grund! — Sie bleiben hier über Nacht; nur zwei wollen nach Bonn zurück. Gustav Lenz und —"

„Lenz ist auch dabei?"

„Ja, so sagten sie mir. Siehst du da das kleine Motorboot an der Ufertreppe? Das lassen die hohen Herrschaften warten, in dem fahren sie nach Bonn zurück. Denn solange der Mensch noch nichts ist, nichts kann, nichts hat — der akademische Mensch, der Vorzugsmensch — so lange wirft er seines Vaters Geld fürstlich aus dem Fenster und bereitet sich so auf die Regierung der Menschheit vor! — Wie die Bursche singen. Wie man in jedem ihrer falschen Töne hört: Uns gehört die Welt, und sie ist wunderschön! — Wenn jetzt das ganze lustige Haus in die Luft flög' und diese Weltregierer mit!"

„O pfui Teufel!“ sagte Ilse erschrocken und empört. „Was ist das wieder für eine Phantasie. Das ist greulich, gräßlich!“

„Ist das gräßlich?“

„Ja.“

„Ich sag' ja nur so. Ich tu's ja nicht.“

„Wünschen tust du's; das hört man ja. — Manchmal hass' ich dich! — Würdst du doch diese Gedanken los!“

Eberhard starrte den Boden an. Eine Weile schwieg er. Zu Ilse aufblickend seufzte er dann: „Ja, würd' ich sie los! — Man kann ja auch ohne sie leben. — Hassen tust du mich?“

„Manchmal, ja! Den wilden Eberhard mag ich nicht.“

„So jag ihn fort! Und hab dann den andern lieb!“

„Ihn fortjagen? Wie mach' ich das? — Er kommt immer wieder!“

„Ja, von weitem kannst du's nicht. Wenn du nicht bei mir — —“

Er umfaßte ihren Arm; aus seinen nahen Augen kam eine flehende, versengende Glut. „Mathasuntha! Du hast doch so ein freies, stolzes, tapferes Herz. — — Siehst du da das Licht auf dem Drachenfels?“

„Ja. Das ist ein Gasthof.“

„Früher waren wir manchmal mit den Eltern oben; weißt du noch? — Sie haben da auch Fremdenzimmer. Mitunter wohnen romantische oder lustige Leute eine Woche dort, oder mehr. Ich weiß

von einem jungen Liebespaar, das hat da 'ne Weile ganz verstohlen gehaust. So hoch über dem Rhein, unter der alten Ruine ... Das ist schon Poesie!"

„O ja. Aber was soll —"

„Und da an der kleinen Treppe liegt das Motorboot. In der schönen Nacht. Wenn man den Bootsmann durch ein paar Goldstücke bestäch': Laß deine beiden Herren im Stich und fahr uns an den Drachenfels! Wir stiegen dann hinauf — wir zwei. Uns kennt da niemand. Als ‚Mann und Frau' — oder wie du willst. Und wir lebten da verschollen, bis —"

Ilses Arm hatte schon eine Zeitlang in Eberhards Hand gezittert; jetzt zog sie ihn aber erst fort. „Du und ich?" sagte sie.

„Wie soll ich dich mir sonst retten, Ilse?"

„Und dann?"

„Dann schrieben wir an deinen Vater: So ist's uns ergangen, und wir können nur noch als Mann und Frau zurück! Und er müßte nachgeben — er müßte, Ilse —"

„Gute Nacht! Leb wohl!"

Sie ging mit raschen Schritten nach links, stromab. Eberhard lief ihr nach; bei der nächsten Ufertreppe überholte er sie und stellte sich ihr in den Weg. „Bist du toll?" stieß er hervor. „Was ist dir? Was hab' ich getan?"

Sie atmete so schwer, so tief, daß es war, als stöhnte sie. „Zu wem redst du denn?" sprach sie zwischen den Atemzügen. „Jetzt haſſ' ich dich wirklich! — ‚Mir bist du doch heilig,' sagtest du damals

in unserm Garten. — Da oben mit dir wohnen, ich —"

„Ilse! Ich verlier' dich sonst! Ich kann ohne dich nicht leben. Ich kann's nicht! — Hör mich doch ruhig an, sei nicht wie dein Vater —"

„Sprich nicht von meinem Vater —"

„Du warst meine Retterin! Ohne dich — — Aber ich sag' nichts mehr; lauf nicht fort. Ich will nichts. Verzeih nur. Was ich dir vom Drachenfels sagte, das sprach die Verzweiflung!"

Ilse legte sich die Hand an die Stirn; darauf schüttelte sie sie in der Luft. „Ich mag deine Verzweiflung nicht. Du sprichst immer von dir; glaubst du, mir ist besser zu Mut? Mir saust's in den Ohren; mir brennt der Kopf. Eine Zentnerlast auf der Brust. Die Gewissensangst! Diese letzte schlaflose Nacht... ‚Mit dir red' ich morgen!' hatt' er mir gestern abend nur noch gesagt, mich in mein Zimmer geschickt; so fremd zu mir wie noch nie. Wie war mir heut morgen zu Mut! Bis ich hört', er ist telegraphisch nach Köln gerufen, kann erst am Abend wiederkommen ... Nun schwebt's aber noch über mir. O, ich schlief auch schon früher schlecht —"

„Und das alles um mich! — Verzeih mir, Ilse!" — Er ergriff ihre Hand; sie zog sie aber weg.

„Ich soll immer verzeihn. — Wenn ich erst anfang', das zu bereuen, was ich für dich getan hab', dann ist's aus! Für immer! — Ach, nun sag nichts mehr. Ich mag nichts mehr hören. Ich fürcht' mich auch schon vor jedem Wort, das du sprichst.

Will nun schnell zur Cousine nach Haus gehn, allein. Gib mir noch die Hand zum Abschied — und hab' in deinem neuen Leben Glück — und leb wohl!"

Eberhard stand auf der obersten Stufe der Wassertreppe, Ilse neben ihm. Er starrte sie an, bleich und finster. „Nur die Hand? Beim Abschied? Das ist doch unmöglich, Ilse. Das ertrüg' ich nicht —"

„O, du wirst ja doch. Da kommen auch Leute aus dem Gasthof heraus; schau, die Tür steht offen."

„Die sehn uns hier nicht! Ich muß dich noch in meinen Armen fühlen. Einen Abschiedskuß!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Vorhin doch! im Tempelchen!"

„Das kam mir so auf einmal. Das ist nun vorbei! Werd erst wieder so, wie du warst. Den — schlimmen Eberhard küss' ich nicht!"

„Den küßt du nicht?" Er knirschte mit den Zähnen. „Dieses achtzehnjährige Mädel predigt und weist zurecht und kommandiert, und ich soll wie ein Pudel gehorchen? — Das wär' unser Abschied? — Nein, so gehn wir nicht auseinander, Ilse. Ich hab' mein Recht, und das nehm' ich mir!"

Er faßte sie an beiden Armen und zog sie an seine Brust. Mit einem zornigen Laut riß sie sich aber los und stieß ihn mit aller Kraft zurück. Ihm ging der Boden unter den Füßen weg, da er von der obersten Treppenstufe auf die zweite stürzte. Er griff mit den Händen in die Luft, um sich noch zu halten, fiel dann hintenüber und schlug mit dem Hinterkopf auf die unterste der steinernen Stufen, so

heftig, daß es schallte. Im nächsten Augenblick rollte er ins Wasser, wehrlos, offenbar besinnungslos.

Ilse stieß einen Schrei aus, lief die Treppe hinunter und sprang ihm nach. Sie war eine tüchtige Schwimmerin; sie verlor auch nicht die Fassung, so entsetzt sie war; bald hatte sie einen Arm Eberhards ergriffen und zog ihn an sich heran. Er war aber wie eine tote Last. Seine Augen starrten leblos. Die Strömung trug sie beide fort, Eberhard drohte ihr wegzusinken; sie wußte nicht, wie sie ihn oben halten und zugleich das Ufer erreichen, erfassen, erklimmen sollte. In ihrer Not schrie sie „Hilfe! Hilfe!" so laut, wie sie konnte.

Der Schiffer im Motorboot sprang ans Land, auf seine Treppe. Ihm kamen aber schon seine Fahrgäste zuvor, die den Gasthof verlassen hatten und durch den Garten zum Ufer schritten. Gustav Lenz lief voran, seinen langen Beinen konnten die andern so geschwind nicht folgen. Er rannte auf dem Fußweg hin, bis er die beiden Gestalten im Wasser grade unter sich sah; dann warf er sich über den schrägen Damm in den Strom hinab.

Die eine Gestalt war ein Weib, das sah er, als er nach dem Sprung wieder auftauchte; sogleich griff er nach ihr. Aber „Lassen Sie mich!" keuchte Ilse hervor; „ich helf' mir schon selbst. Der da kann's nicht, er weiß nichts von sich!"

Eberhard war im Sinken. Gustav erfaßte ihn noch. Sich auf den Rücken werfend und den Regungs-

losen auf seine Brust ziehend, schwamm er am Ufer bis zu der Stelle, von wo ihn sein Kamerad und der Schiffsmann anriefen. Es war die nächste Landungstreppe. Ilse schwamm ihm nach. Sie sah, wie die drei den scheinbar Toten hinaufzogen; ihr fiel nun die Todesnot von der Brust.



Drittes Buch

In Rolands Haus begann eine dunkle Zeit. Als die Mutter des neugeborenen Willi starb, kam die Entscheidung rasch, erschreckend; diesmal ward es ein langer, zäher Kampf zwischen dem Arzt und dem Tod. Nicht der aus dem Wasser Gezogene sollte die schwerste Sorge machen: bewußtlos in das Bonner Krankenhaus gebracht, durch die Gehirnerschütterung jeder Lebensäußerung beraubt und mit baldigem Erlöschen bedroht, kam Eberhard wieder zu sich, ehe man es dachte, und kehrte in die Reihen der Lebendigen zurück. Er konnte sich zwar nicht entsinnen, was mit ihm geschehen war; zuweilen ergriff ihn noch ein Schwindel oder Ohrensausen, Sinnesstörungen tauchten auf; doch das alles verschwand. Noch ein paar Wochen, und er war entlassen und fort. ... In der armen Ilse brach es schlimmer los. Die furchtbaren Erregungen der letzten Tage, die Seelenkämpfe einer langen Zeit, das Entsetzen, als sie mit dem Sinkenden im Wasser schwamm, dies alles hatte ihr junges Gehirn geschwächt und für eine Hautentzündung reif gemacht. Todkrank führte der nach Rolandseck gerufene Roland sie nach Bonn zurück. In ihrem ver-

dunkelten Schlafzimmer, aus dem man Willi entfernt hatte, lag sie Woche um Woche; zuerst ruhelos, schlaflos, von wütendem Kopfschmerz gequält, empfindlich gegen alles, manchmal phantasierend; dann, an dem Abgrund der Hirnlähmung vorübergleitend, versank sie endlich wieder in erlösenden, erquickenden Schlummer, und die Heilkräfte der Natur kämpften sich empor. Welche Seelenmarter für Roland, als er in der ersten Woche mit dem Aug' des Arztes alle Symptome der Vernichtung studierte, mit dem Vaterohr das leise Pochen des Todes behorchte: klopft der nur an, um weiterzugehn, oder wird er eintreten? Welche Wonne dann auch, als die gefürchteten Zeichen nicht kamen, als die schlafsüchtige Betäubung ausblieb, die Glieder nicht bewegungslos, unempfindlich wurden, der Puls nicht in tiefe Trägheit versank. Doch auch die Gefahr saß noch immer neben Roland am Bett. Es gab Stunden, wo er an seinen glühenden Kopf griff, der über der ewigen Pflege und Sorge fast den Schlaf verlernt hatte: „Man glaubt sein Kind zu lieben, man weiß es. Aber w i e s e h r man's liebt, das erfährt man erst, wenn es sterben will!"

Endlich begann die lange Genesungszeit, noch länger als der Vater gedacht hatte; die sonst so jugendstarken Glieder konnten lange nicht zu Kräften kommen, das Gedächtnis blieb schwach, der Kopf litt an Schmerzen. Aus dem Juli ward August, September, Oktober; erst in den Herbsttagen betrat Ilse den Hausgarten wieder, in dem sie sich am Arm des Vaters, dann mit Berta, dann allein erging. Im

September war der unheimliche Tag, da sie sich zuerst im Spiegel sah; die immer hilfreiche Berta saß bei ihr, sie selber saß aufrecht im Bett. Anna mußte einen Spiegel holen. Ilse schaute hinein; obwohl sie sich mit ihrer wiedererwachten Tapferkeit vorbereitet hatte, so erschrak sie doch. Das Gesicht, wie mager, wie abgezehrt! und wie bleich! Um den Kopf aber nur kurzes Haar; man hatte ihn nach der Erkrankung kahl geschoren, um ihn beständig mit Eis zu kühlen.

„O Himmel, ich bin ein Bub geworden!“ sagte sie und suchte mit Galgenhumor zu lächeln. Vorzeiten hatte sie dann und wann gewünscht: Wär' ich doch lieber ein Bub! Nun sah sie ungefähr so aus. Schöner, dachte sie, macht's mich nicht! — Ach, dachte sie dann, was liegt daran. Wär' ich nur erst ganz gesund und mit dir wieder wie früher, mein geliebter Vater!

Sie stellte sich all seine Liebe und Pflege, seinen Kummer vor; und daß er nun das Willi-Buch ganz allein geschrieben hatte — oder auch nicht, wenn ihm sein großes, krankes Kind nicht Zeit dazu ließ; und daß er über Eberhard und den Tag von Rolandseck noch kein Wort zu ihr gesprochen hatte.

Berta und Anna waren fort, sie lag wieder allein. Roland trat ins Zimmer. Sein Lächeln, als er an ihrem Bett stand, tat ihr so gut. Aber dicht unter der Brust, da, wo sie nach ihrem Gefühl ihr Gewissen hatte, rührte sich wieder eine beklemmende Last; wie jetzt alle Tage, seit sie in der Genesung war. Die Last tat merkwürdig weh. Wie kann er

mich nur so anlächeln! ging ihr durch den Kopf. Ich bin doch für ihn ein Ungeheuer! eine moralische Mißgeburt!

Roland setzte sich auf den Stuhl am Bett, auf dem er in diesen Monaten so oft und so viel gesessen. „Siehst wieder um eine Schwebung besser aus," sagte er mit seiner schlichten, tiefen, herzlichen Stimme, die sie jetzt immer rührte. „Fühlst du dich auch so?"

„O ja, Vater," antwortete sie. „Mir kam vorhin schon einmal ein Gefühl, als wenn ich auffliegen möcht'. Ich hab' mir auch meinen Bubenkopf im Spiegel angesehn und den Schreck überwunden, und nun ist mir gut!"

Er lächelte: „Also wieder Mathasuntha! — — Da könnten wir wohl auch mal ein Wort von — was *andern* reden; denn ich seh' dir zuweilen an, daß dir das im Kopf herumgeht; deine großen Augen *fragen* dann so. Eberhard Hofbauer —"

Ilse fuhr zusammen.

„Eberhard Hofbauer hat mehrmals in diesen Monaten geschrieben; das heißt, nicht an mich, und auch nicht an dich; natürlich. Er hat an einen *Freund* geschrieben, um zu hören, wie es mit dir steht; und der, ein sehr artiger junger Mann, ist zu mir gekommen. Ich hab' ihm Krankenstubenberichte gegeben, und nach Eberhard Hofbauer gefragt, als artiger *älterer* Mann. Eberhard ist wieder ganz gesund; das heißt, er muß sich noch vor Exzessen hüten, vor körperlichen und geistigen Anstrengungen in acht nehmen; will hoffen, daß er's

auch tut. Sie sitzen jetzt da unten am Niederrhein, nicht mehr weit von Holland und Brabant, er und sein Fabrikgründer. Sie bauen, und so weiter. Sie hoffen. So sagt der Freund. Das wollt' ich dir nur erzählen; denn genesende Leute brauchen das."

„Vater!" sagte Ilse leise.

„Was denn?"

Sie schwieg. Es wollte weiter kein Wort heraus. Ihr war zu schwer, zu wohl und zu weh in der Brust. Es lag da ein sonderbares, süß schauriges Gefühl: als wär's nicht ein irdischer Vater, sondern Gott-Vater selbst, der so zu ihr spräche; der nicht fragte und forschte — er weiß ja alles — der nicht richtete und nicht verdammte — er versteht ja alles, und hält alles an seiner Brust. Ach, dachte sie, hätt' er nur ein besseres Kind! — Tränen quollen ihr unter den angedrückten Wimpern hervor. Sie wendete sich ab und verwischte sie.

„Vater!" fing sie endlich wieder an, noch so nach der Wand gekehrt; sie ertrug doch auch das Schweigen nicht. „Vater! Rolandseck!"

Er beugte sich vor und legte ihr die Hand auf den Mund. „Laß das, davon reden wir später, wenn du ganz gesund bist. Oder, wenn's nicht sein muß, lieber gar nicht mehr."

„Wann — wann müßt' es nicht sein?" flüsterte sie.

„Wenn das alles im Rhein ertrunken wär'."

Wenn es im Rhein ertrunken wär'? dachte Ilse und starrte auf die Wand. Manchmal schien's ihr so! Dann war Eberhard wie verschwunden,

untergegangen. Oder doch so weit, weit weg ... Aber vielleicht nur wie die Insel, von der sie einmal in ihren Fieberphantasien geträumt hatte; eine Insel in märchenhafter Ferne, wie wenn sie ganz unerreichbar wäre. Sie selber stand auf einem Schiff, sah nach der Insel hin. Es war aber ein Gefühl in ihr, das sie dumpf und doch herzbeklemmend quälte: sie konnte nicht sehn und nicht verstehn, entfernt sich ihr Schiff von der Insel, oder kommt's ihr näher? Wird sie dort noch einmal landen, oder wird die Insel ganz verschwinden? Es war irgendwo ein Wind, sie hörte ihn; aber wohin treibt er?

Ist's denn auch mit Eberhard so? fragte sie sich und wußt' es nicht. Sie wendete sich endlich zum Vater herum und sah ihn mit den ehrlichen, traurigen Augen ungewiß an. Einen Augenblick reizte es sie, zu sagen: Ach, ich war wohl verrückt! — Aber sie getraute sich nicht, es auszusprechen: sie glaubte es doch wieder nicht.

Vater und Kind waren beide eine Weile still. Roland verzog keine Miene. „Was ich dir noch sagen wollte," nahm er dann wieder das Wort: „du warst bisher ganz mein Hauskind, Ilse, das nicht aus der Tür konnt'; das wirst du ja nun bald nicht mehr sein, Gott sei Dank. Als selbständiges Wesen kannst du dann wieder — eigene Wege gehn. Wir haben nun aber die schlimme Erfahrung gemacht ... Warum Eberhard Hofbauer ins Wasser fiel, danach will ich nicht fragen —"

Er sah sie nur an. Ihr noch stubenbleiches Ge-

sicht ward glühend rot. „Ich stieß ihn," antwortete sie. „Da fiel er."

„Du stießt ihn?"

„Ja. Zurück!"

„So so. — Warum denn?"

„Weil ich das nicht wollte."

Er sah sie wieder nur an und fragte nicht.

„Weil ich ihn nicht wieder küssen wollte. Ich — ich wollte nicht."

„Hm!"

Er unterdrückte ein zufriedenes Lächeln, das ihm auf die Lippen stieg.

„Also das lassen wir jetzt," fuhr er nach einer Weile fort. „Was ich eigentlich nur noch sagen wollte: wir waren durch die Heimlichkeiten in dieser Sache etwas auseinander gekommen; das — möcht' ich nicht mehr! Möcht' mich darauf verlassen können, daß du, was Eberhard Hofbauer betrifft —"

„Vater!" fiel sie ihm ins Wort, all ihren geheimen Schmerz in der umflorten Stimme. „Nie mehr Heimlichkeiten! Nie, nie, nie!"

„Nie? Nicht zu viel versprechen; das mag ich nicht. Du wirst noch wieder deine kleinen Herzensheimlichkeiten haben, auch wenn das mit Eberhard aus ist; bist noch ziemlich jung. Aber in dieser Sache —"

„Ich versprech' dir's, Vater! Mit Eberhard nichts, nichts mehr, das du nicht weißt! — Glaubst du mir noch, wenn ich was verspreche?"

„O ja!"

Er küßte sie auf die Stirn — wie tat ihr das wieder wohl und weh — und ging mit seinem festen Schritt aus der Tür.

* * *

Mitte Oktober war herangekommen, eh Ilse sich ganz genesen fühlte, eh sie den Garten und die Rheinwerft verließ, um zum erstenmal und allein in die innere Stadt zu gehn. Es war ein herbstnebliger, von der zuweilen durchscheinenden Sonne angeglänzter Tag; die Luft war noch nicht kalt, der Wind mäuschenstill. Ilse schlenderte am Ufer hin, dann zum Hofgarten, zur Universität; sie war in weicher, andächtiger Stimmung, Dankgefühl im Herzen. Alles schien sie anzulächeln, die Welt kam ihr so sonntäglich schön vor, selbst der milchige Nebel gefiel ihren jungen Augen. Eine ferne Kirchenglocke (die vielleicht einem Gestorbenen läutete) klang ihr wie ein himmlischer Gruß ... Ich muß irgendwohin gehn, dachte sie, wo ich Gott mein Herz darbringen, wo ich ihm recht feierlich dafür danken kann, daß er mich aus dieser langen Gefangenschaft wieder in die Freiheit geführt, mir seine Welt noch einmal geschenkt hat! — An der nächsten Ecke sah sie das umnebelte Münster vor sich liegen, das vieltürmige, das sie schon lange liebte. Sie nickte ihm zu. „Ja, dahin! dahin!" Sie schritt daran entlang und trat ein.

Drinnen war's nun doch nicht so, wie ihre ernstgestimmte Seele es suchte; der edle, aber etwas bunt

restaurierte Raum schaute sie zu heiter an, nicht erhaben wie ein Gotteshaus. Es rührte sich auch die Protestantin in ihr; der Weihrauch, der ihr entgegenduftete, war ihr zu katholisch; sie schlich wieder hinaus. Auf dem Münsterplatz, vor der Post, sah sie Beethovens Denkmal stehn; lieber zu dem! dachte sie. Der ist auch ein Bonner Kind, und dabei ein Gott! Sie trat hin und schaute ihn mit Andacht an. Einige seiner himmlischen Melodien auf den leise summenden Lippen, stand sie eine Weile still; ihr war, als sei's ein Gebet. Es zerstreute sie nur der weite Platz, die freie, neblige Luft, die Menschen, die vorübergingen. Das Beethovenhaus! fuhr ihr durch den Kopf. Das Haus in der Bonngasse, in dem dieser „Gott" geboren war; das man in seinem alten Zustand wiederhergestellt, zum Beethoven-Museum gemacht hatte; Vater Roland hatte sie schon als Kind öfter hingeführt. Da waren ihr so heilige Gefühle gekommen . . .

Sie ging über den Markt in die Bonngasse und stieg in dem alten Haus die Treppe hinauf. Als sie in die Zimmer kam, in denen einst die Familie Beethoven gewohnt, die nun mit Bildern des Meisters, der Seinen, der Zeitgenossen, mit Beethoven-Reliquien aller Art gefüllt sind, sah sie einen Schwarm von Besuchern; laute, vordringliche Stimmen darunter, eine elegante Dame, die sie ein wenig an Frau Lydia erinnerte, mit geputzten und geschwätzigen Kindern. Ilse floh wieder hinaus; sie entwich in das Hintergebäude, in das rührend ärmliche Kämmerchen unterm

Dach, in dem einst Beethovens Wiege stand. Jetzt war nichts darin, nur eine Büste des Meisters und ein großer, verwelkter, bestaubter Lorbeerkranz, der am Boden lag. Diese Öde war feierlich. Hier störte und zerstreute nichts. Kein Mensch; kein Laut aus der Welt; stumme Einsamkeit. Und einer von Gottes Propheten war in dieser armen Stille in die Welt gekommen; hatte ihr dann in Harmonien gepredigt, wie sie die Engel nicht schöner haben. Ilse wenigstens dachte so. Sie faltete die Hände. „Gott, du guter Gott," sprach sie leise vor sich hin, „ich dank' dir für alles; für Beethoven, und für meinen Vater, und für deine ganze Welt!"

Ach, und was bin ich? ging ihr dann durch das beengte Herz. Ich hab' in dieser Welt noch nichts Gutes gemacht! — Ich hab' einen wilden Anarchisten geküßt ...

Aber mußt' ich das nicht? sagte es in ihr. Vorm Abschied; da er so trostlos war. Und nur den guten hab' ich geküßt!

Ich hab' ihn dann ins Wasser gestoßen. ...

Aber das mußt' ich auch. Zwingen lass' ich mich nicht. Ich tät's immer wieder!

Ich hab' meinem guten Vater getrotzt; ich hab' ihn betrogen ...

Ach, sagte es wieder in ihr, und das mußt' ich auch. Ach, ich konnt' nicht anders!

Es überschauerte sie. Sie sah wie in den Abgrund der Dinge: wie man geschaffen ist, so muß man tun. Sie fühlte es so tief, wie noch nie in

ihrem ganzen, nun schon bald neunzehnjährigen Leben: wir wollen hin und her, aber einer in uns hat die Übermacht.

Aber muß er sie auch behalten? dachte sie, auf den verstaubten Lorbeerkranz blickend, an den göttlichen Meister denkend, der so heldenhaft gegen sein Schicksal kämpfte. O nein! das doch nicht! Ich will auch kämpfen, Beethoven. Zuletzt siegt man doch; wenn man nur nicht nachläßt. Lieber, guter Vater! Ich will's wieder gut machen! Ich will's sühnen; will besser werden! Beethoven und Vater, ich gelob' es euch!

Schritte hinter ihr störten sie aus ihrer Andacht auf. Ach, da kommt schon jemand! seufzte sie inwendig. Dann nur lieber gehn. Ich war doch hier! — Sie warf noch einen letzten Blick durch das leere, stille, feierliche Zimmer und wandte sich zur Tür.

Hinter ihr stand Gustav Lenz! Seit dem Abend in Rolandseck hatte sie ihn nicht gesehn. Er war fast so hoch wie die Tür. Mit den lachenden Augen, die sie an ihm kannte, mit einem freudigen Lächeln verneigte er sich und grüßte sie.

„Ah!“ sagte Ilse und lächelte unwillkürlich auch. „Was für ein Zufall, daß wir uns bei Beethoven wiedersehn!“

„So ganz Zufall ist's doch nicht,“ erwiderte Gustav; „ehrlich währt am längsten. Ich sah Sie hierhergehn, ich war auch in der Bonnstraße. Da — zog es mich Ihnen nach. Ich freute mich so, daß Sie wieder unter den Menschen herumgingen.

Und ich muß ihr das sagen! dacht' ich plötzlich. Und —"

„Das ist hübsch von Ihnen. Aber sehn Sie mich nur möglichst ungenau an: ich hab' meinen Kopf verloren. Ich meine meinen Mädchenkopf. Bin ein Jung' geworden!"

„Aber das steht Ihnen —"

Er sprach nicht weiter. Er ward zu Ilses Verwunderung rot.

„Als Sie eben so plötzlich dastanden," sagte sie geschwind, „da ging mir's doch beinah so, wie damals bei Rolandseck im Rhein! Ich wußte nur, ein Mann ist ins Wasser gesprungen und der will mir helfen; und ich sprach zu dem Mann. Auf einmal, als Sie sich auf den Rücken warfen, da erkannt' ich Sie! — Ja, und nachher, am Ufer — ich hatt' Ihnen nur erst gesagt, wie's gekommen war: sein Ausgleiten, aus Versehn — als ich Ihnen dann ordentlich danken wollte, da waren Sie fort, ich weiß nicht wie. Und mich führten sie nach Haus. Jetzt, nach drei Monaten erst, kann ich Ihnen danken!"

Sie gab ihm ihre rechte Hand.

„Wofür danken?" fragte Gustav; er ließ die Hand sogleich wieder los.

„Wofür? Meinem Retter!"

„Sie hab' ich doch nicht gerettet, gnädiges Fräulein. Sie schwammen ja selber ans Land."

„Aber wenn Sie nicht kamen und ins Wasser sprangen — ich konnt' ihn ja nicht mehr halten, er wär' weggesunken. Und dann wär' ich auch nicht

ans Land gekommen; das hätt' ich nicht überlebt!"

„Also so sehr — —"

Gustav sprach wieder nicht zu Ende. Sie verstand ihn doch. „Also so sehr liebten Sie ihn!" So ergänzte sie's. Es entstand eine tiefe Stille. Konnte sie etwas darauf antworten? Nein! — Plötzlich kam ihr aber eine Regung, sie wußte nicht wie: sie schüttelte den Kopf.

Im nächsten Augenblick schoß ihr eine Glut ins Gesicht. Wie konnt' ich das tun? dachte sie erschrocken. O pfui, das ist ja Verrat!

Sie wendete sich ab, sie wußte nicht, wohin mit sich. Um doch irgend etwas zu machen, deutete sie mit der Hand auf den Lorbeerkranz, und dann in dem Raum umher. „Wie — wie schön," hauchte sie.

„Ergreifend," murmelte er.

„Ich wollte hier meine Genesung feiern," setzte sie hinzu, da er nach dem einen Wort lange schwieg.

„Da konnten Sie wohl auch nichts Besseres tun!"

„Ach ja, ich weiß, Sie lieben Beethoven auch. An dem Abend bei uns sprachen Sie davon, als Professor Steinle am Flügel phantasierte. Das ist — lange her . . ."

Gustav nickte stumm.

„Sie begeisterten sich für Beethovens musikalischen Humor. Um den haben Sie ihn wohl so lieb."

„Warum glauben Sie das?" sagte er nun lächelnd. „Weil ich im allgemeinen so heiter bin? ein sogenanntes fideles Haus? Das ist nur die Lebenslust.

Das Leben wird ja aber doch am schönsten, wenn's gewaltig wird, wenn die großen Stimmungen, die Stürme, die Gewitter kommen — kurz, wenn's Beethovensch wird. Da kommt doch erst die Seligkeit. Eine Shakespearesche Tragödie, eine Beethovensche Sonate, wo sich seine ganze Heldenseele auftut — ah, da geht's los!"

Ilse sah ihm naiv verwundert in die hellen, grauen Augen, in das leuchtende, blond umrahmte Gesicht. So hatte sie sich sein Inwendiges nicht gedacht. Auch seine Stimme klang jetzt anders als früher, oder als sie sie in der Erinnerung hatte; dunkler, männlicher.

„Ach ja," sagte sie, sich nun mitbegeisternd, „da geht's los!"

„Und dann wird einem bei Beethoven so andächtig, beinah heilig zu Mut. Der Mann, der nicht mehr hören konnte — und immer Schöneres, immer Herrlicheres und Verklärteres, nicht wahr, kam ihm aus der Brust! — — Für meinen Onkel Professor ist das ‚zu schwere Musik'. Er mag nur noch das Leichtere; oder was nicht tragisch ist. Daß sich die Leute so oft vom Tragischen wegwenden, wenn sie alte Leute werden. Nein, eh mir das geschieht, lieber nicht mehr leben!"

Wohlbold nannte Eberhard ihn! dachte Ilse eben. Von neuem staunend sah sie diesen Wohlbold an. Er kann nicht bloß Leute aus dem Wasser holen, er spricht auch gut! — „Nun muß ich aber gehn," bemerkte sie plötzlich; obwohl sie doch auch Lust hatte,

noch dazubleiben. „Leben Sie wohl, Herr Lenz... Ich sag' Lebewohl, als nähmen wir für lange Abschied. — Na, es ist wohl auch so. Wir sehn uns wohl lange nicht!"

„Sie meinen, weil ich ein ganzes Jahr —"

„Ja, ich glaub', es war ein ganzes." — Sie wollte gehn, sie stand still. Sie konnte doch nicht fortgehn, ohne ihn zu fragen. „Bitte, sagen Sie, Herr Lenz! — So was fragt man ja wohl eigentlich nicht; aber es ist mir zu unnatürlich. Warum kamen Sie denn das ganze Jahr nicht zu uns ins Haus?"

Gustav erwiderte ihren Blick. Vor diesen redlichen Augen, und hier bei Beethoven, wollte er nicht lügen. „Das kann ich Ihnen sagen, gnädiges Fräulein," begann er in möglichst leichtem Ton, indem er sich ein Stäubchen vom Rock wischte. „Ich hatte damals den Eindruck — so im allgemeinen —, daß Ihnen Eberhard Hofbauer, wie sagt man das, Ihnen nahestünde. Und da bin ich, wie wir Soldaten sagen, links abgeschwenkt."

Ilse wollte nicht erröten, es geschah ihr auch nicht oft; diesmal tat sie's doch. Es fiel ihr auch nichts ein, das sie erwidern könnte. Zu ihrem zornigen Verdruß stand sie wie ein Schulmädchen da.

„Übrigens, ich war wieder in Ihrem Haus!" setzte er nach einer Stille, die Ilsen minutenlang schien, hinzu. „Ihr Vater war nämlich so gütig, mich aufzusuchen. ... Aber das hat er Ihnen wohl erzählt."

„Nein. Mir? Kein Wort."

„Er wollte sehn, ob das unfreiwillige Rheinbad mir geschadet hätte — aber keine Spur! — und wollte mir, grade wie Sie, als dem Retter danken. Dann blieb er eine halbe Stunde bei mir und war so entzückend — in all seiner Angst und Sorge um Sie —, daß ich mich sterblich in ihn verliebte. Aber sagen Sie ihm das nicht wieder, ich beschwöre Sie; sonst lacht er mich aus! — Darauf macht' ich ihm meinen Gegenbesuch und hörte, wie es Ihnen geht; es ging noch erbärmlich genug. Und da er so herzlich und gut zu mir war, daß ich schamrot wurde — und da ich wieder von Ihnen hören wollte, so hab' ich ihn noch einmal besucht. Nun — dann fing Ihre Besserung an."

„Und Sie kamen nicht mehr."

„Ihr Vater hatte genug zu tun!"

„Das ist doch ein schnurriger Vater: er hat mir gar nicht gesagt, daß Sie bei uns waren. — Aber er war so gut zu Ihnen. Das freut mich . . ."

„Übertrieben und lächerlich gut!"

„Und nun wollen Sie doch nicht wiederkommen?"

In Gustavs Augen leuchtete etwas auf; Ilses Stimme klang so freundlich, so weich. „Hab' ich das gesagt?" erwiderte er mit einem letzten Zögern. „Nein, das hab' ich nicht gesagt!"

„Dann tun Sie's auch nicht. Mein Vater hat jetzt viel mehr Zeit. Wenn Sie kommen möchten — — Man muß seinen Retter doch zuweilen anschauen, nicht wahr."

„Meinen Sie? Dann will ich mir einbilden, ich

verdiente diesen Titel wirklich, und will zum Erschrecken häufig kommen!"

„Das ist gut. Ich sag's dem Vater."

Sie gab ihm noch einmal die Hand, die er jetzt herzhaft drückte, und ließ ihn mit seinen Gedanken allein.

* * *

In diesen Monaten hatte Roland nur für seine Kinder und seine Kranken gelebt; aus Bonn war er nie hinausgekommen, und in keiner Gesellschaft hatte man ihn gesehn. Auch seinen wissenschaftlichen Arbeiten mußte er lange untreu werden, da er beiden Kindern gehörte; nur die Fortführung des Willi-Buchs, nun ganz allein, hielt er mit all seinem Pflichtsinn aufrecht, denn wie ein Amt hatte er sich's auferlegt. Wo lag Kessenich? Wo lebte Frau Eleonore Schubert, die geborene Brückner? Sie war ihm fast wieder zum Traum geworden, wie die letzten zehn Jahre lang. Erst im November fing er an, sich zu regen „wie ein freigeborener Mensch"; er unternahm seine alten Wanderungen, am Rhein oder auf den Höhen, und lüftete sich, als wäre der Frühling gekommen, während doch die letzten Blätter fielen. Eines Tages kam er mit frischgeröteten Wangen und einem besonders wichtigen Lächeln zu Ilse heim, die neben dem spielenden Willi saß und las: „Na, was denkst du, Mädel? Ich hab' die braunäugige, leichtfüßige Einsiedlerin von Kessenich endlich wiedergesehn! Diesmal nicht vor der Tür, es wehte ein böswilliger

Wind, sondern in ihrem Haus. Sie war sonst wie damals; jung und alt zugleich: denn bei ihrer Weltflucht bleibt sie, nach Bonn und zu uns will sie nicht. Rührende Freude aber, daß ich sie besuchte; nicht ein Wort oder ein Blick als Vorwurf, daß ich heut erst kam. Wir haben von alten Zeiten geschwatzt. Als ich dann wieder nach Bonn hineinging, war mir einen Augenblick, als käm' ich nach Dortmund! — Sie läßt dich schön grüßen. Von einer Todeskrankheit genesen zu sein, denkt sie sich als das Allerschönste: da fängt man zum zweitenmal zu leben an! sagte sie. Wunderbar, daß so eine Einsiedlerin gerne lebt. — Es steht ihr aber ganz natürlich; und gut. — Ich soll wiederkommen!"

Roland kam auch wieder; es ging aber wieder ein Monat hin; seine Tage waren mit lange zurückgestellter Arbeit gefüllt. Unterdessen schwiegen sich Vater und Tochter über Eberhard Hofbauer aus, hörten auch nicht von ihm; bis eines Morgens das geschah, was Roland erwartet hatte: auf seinem Schreibtisch lag ein Brief von Eberhards Hand, an ihn selbst gerichtet. Ilse hat mir Wort gehalten, dachte er, das wußt' ich; heimlich geschrieben hat sie ihm nicht. Nun kommt er zu mir! — Es steckte aber nichts in dem Brief, als ein anderer, offener: „An Fräulein Ilse Roland." Ilse war nebenan im Wohnzimmer. Roland hörte ihre Stimme, die ins dritte Zimmer zu Willi sprach. Er nahm den Brief und ging zu ihr.

„Lies das," sagte er; „ist eben gekommen. Ich hab's noch nicht aufgemacht."

Ilse starrte die bekannte Handschrift an; wie lange hatte sie sie nicht gesehn! — „Lies du erst!“ versetzte sie dann hastig und hielt ihm den Umschlag wieder hin.

„Nein, nein, Fräulein Adressatin; nach dir!“

Sie nahm das Briefchen heraus, stellte sich so, daß Roland mitlesen konnte, und überflog die wenigen Zeilen:

„Ich kann und darf Dir auf diesem Blatt nur sagen, daß ich selig bin, Dich wieder ganz gesund zu wissen. Ich hätte gern statt Deiner so schwer gelitten. Über mich nur dies: ich übe mich in Geduld, freue mich der Gegenwart, weil ich harte Arbeit habe, und hoffe auf die Zukunft. Eberhard.“

„Das ist jedenfalls kurz und bündig,“ sagte Roland, nachdem er es auch, und zweimal, gelesen, und nachdem sie sich wieder angeschwiegen hatten. „Mir wär' lieber, wenn i ch ihm eine Antwort schickte. Der Brief kam ja auch, wie es sich gehörte, an mich.“

Ilse nickte nachdrücklich: „Ja, Vater! Tu du's! Ich nicht!“

„Ich möcht' ihm schreiben: ‚Vater und Tochter Roland danken Dir für Deine Zeilen, grüßen Dich und wünschen Deiner harten Arbeit glücklichsten Erfolg.‘ Wär' es dir so recht?“

„Vater!“ entgegnete Ilse gerührt. Sie hätte sich ihm gern an die Brust geworfen; aber da von Eberhard Hofbauer die Rede war, erlahmten ihre Arme. „Du willst ihm so freundlich schreiben? nachdem ihr so auseinandergingt?“

„Na — ich war damals wohl a u ch zu jung. Wär' ich zwanzig Jahre älter gewesen, so hätt' ich wohl manches Wort — — überhaupt, das verwünschte Sprechen. — Also dir wär's recht?"

Ilse antwortete nicht gleich; ihre Seele war wieder, wie schon manches Mal, bei ihrem fiebernden Inseltraum. Sie konnte es nicht lassen, von Zeit zu Zeit von ihrem geträumten Schiff hinauszublicken: treibt sie der unsichtbare Wind näher zur Insel hin, oder von ihr fort? Ist Eberhard ihr noch so fern, fern, oder nicht? — Nein, das Schiff war nicht näher gekommen. Sie fühlte es auch heute ...

„Ja, Vater," sagte sie wie aufatmend; „ja, mir wär's recht!"

Sie konnte nicht weitersprechen, wenn sie auch gewollt hätte: Gustav Lenz klopfte und trat ein. Gustav hatte Wort gehalten und war wiedergekommen; zuerst nur am Abend, auf Rolands Wunsch, der erst dann „ein Mensch" sein konnte; darauf war er aber dem kleinen W i l l i verfallen, der ihn vor dem Haus, auf der Rheinwerft, kennen gelernt und sich sogleich an ihn angeschlossen, ihn auch in seiner liebreich zutraulichen Art in sein Spielzimmer hinaufgenötigt hatte. Sein ahnendes Gemüt hatte wohl den Spielkameraden erraten, den er nun in Gustav fand; so einen hatte er noch nicht gehabt. Ein junger Mann und ein j ü n g st e r Mann! Gustav kam seitdem auch bei Tag, und wie es schien, nur des Kleinen wegen. Willi erkannte jetzt seine Stimme sofort durch die offene Tür und lief mit Jubel aus dem andern

Zimmer herein. Vergnügt lächelnd sah Roland zu, wie der Bub mit eins, zwei, drei auf Gustavs abfallenden Schultern ritt und sich kraftvoll behauptete; dann ging er mit dem zu beantwortenden Brief in sein Zimmer zurück.

Der halbe Winter zog vorüber; es war Mitte Januar geworden, als Roland zum dritten- oder viertenmal nach Kessenich hinauskam und in Frau Eleonorens kleinen Salon mit dem Rheintalblick trat. Eleonore saß am Fenster, neben ihrem Nähtisch; diesmal war sie ihm nicht entgegengegangen wie sonst, wenn die Dienerin ihn gemeldet hatte. Sie war sehr matt, wie es schien, grüßte ihn mit einem freudig aufgeregten, aber doch trüben Blick aus heißen Augen; ihr Gesicht war anders als sonst gefärbt. Er sah das alles sofort. Kaum war er herangetreten und hatte ihre kleine Hand genommen, so zog er unwillkürlich die Uhr aus der Tasche und griff nach ihrem Puls.

„Verehrte Freundin, was treiben Sie denn?" fragte er, sobald er die Pulsschläge einer halben Minute gezählt hatte. „Sie haben ja Fieber. Wie sehn Sie aus?"

„Ach ja," erwiderte sie mit einem hilflosen Lächeln, „Fieber hab' ich wohl. Es will nicht recht weichen. Ich lebe, so vernünftig ich kann. Es geht aber nicht fort!"

„Wie kommen Sie denn dazu?"

„Es wird wohl Influenza sein. Es kommt mir so vor. Eigentlich unbegreiflich, so gesund wie ich lebe —"

„Es kommt Ihnen so vor? Was sagt denn Ihr Arzt?"

Eleonore schüttelte überlegen lächelnd den Kopf: „Ach, ich hab' ja keinen. Ich hab' ja das Buch! — Diesmal will mir nur gar nichts helfen; oder ich finde das Rechte nicht —"

„Erlauben Sie," unterbrach er sie, „Sie kurieren sich selbst und nach einem Buch? — Wenn Sie wirklich vernünftig leben, sehr verehrte Freundin, so legen Sie sich mit solchem Fieber ins Bett! Wie lange dauert denn der Unsinn schon?"

„Welcher Unsinn?"

„Das Fieber mein' ich."

Durch seine feste Mannesstimme und die durchdringenden Doktoraugen eingeschüchtert, ward sie nun doch etwas verlegen und sah ihn mit furchtsamen Augen an. „Es dauert schon eine ganze Weile; obwohl ich Nachts oft etwas Kognak trank. Sonst suchte ich es durch ungetrübte Heiterkeit und das gewohnte regelmäßige Leben zu bekämpfen —"

„Ungetrübte Heiterkeit!" — Roland lachte auf; er konnte nicht anders. Eine Weile recht von Herzen lachend, schaute er hin, wie sie dasaß, die kleine, zarte Einsiedlerin. Eigentlich gefiel ihm das mächtig gut ... „Das gewohnte regelmäßige Leben ... Sie haben also gar keinen Arzt?"

„Ach nein. — Das heißt, einen, ja ..."

Sie blickte auf ein braungebundenes Buch, das auf ihrem Nähtisch lag.

„Ah! Ist das das Buch? — Darf man sehn?"

Roland nahm es in die Hand, drehte es auf die Titelseite herum; nun erstaunte er sehr. „Zur Gesundheitspflege, von Dr. F. Roland" las er. — „Alle tausend Teufel! Sie kurieren sich nach meinem Buch?"

„Aber ich lebe ja danach, lieber guter Freund. Schon lange. Es ist ja mein bester Kamerad. Und es erhält mich gesund! — Das heißt, die Influenza ist nun doch gekommen; Gott mag wissen, wie. Ich hab' mir nichts vorzuwerfen, ich hab' nach Ihren Lehren gelebt. Na, da sie nun gekommen war — dich kriegen wir wohl auch wieder aus der Tür! dacht' ich. Nur ruhig Rolandsch weiterleben! Nur kein Nachgeben und keine Furcht! Und ich sucht' mir aus dem Buch heraus, was mir in diesem Fall irgend nützen könnte. Aber ich weiß nicht — das dumme Gliederweh und die Mattigkeit, der Katarrh und das Fieber, sie geben noch nicht nach. Es zieht sich in die Länge ... Was haben Sie? Was machen Sie für ein spöttisches Gesicht? Lachen Sie mich schon wieder aus?"

„Spöttisch?" — Roland griff sich an die Brille; ihm war ganz närrisch zu Mut. „Spöttisch? Nein, das nicht. Aber, Sie müssen schon entschuldigen, es lächert mich ein bißchen. Das ist tragikomisch —"

„Was ist tragikomisch?"

„Daß meine Gesundheitspflege Ihre Influenza kurieren soll. Verehrte, himmlische Frau! Mein Buch will nur ein wenig davon lehren, wie man gesund bleiben soll; nicht, wie man gesund wer-

den soll. Ich bin — gar nicht unglücklich — ach was, nicht unglücklich: ich bin sehr gerührt, daß Sie hier so heimlich in Kessenich nach diesem Buch — — Aber Sie können es auswendig wissen und zuletzt bringt Sie doch das Fieber um!"

„Aber Doktor Roland! Was reden Sie für schreckliche Sachen. Ich will doch nicht an so 'nem dummen Fieber sterben —"

„Dann legen Sie sich gefälligst ins Bett und rufen Sie einen Arzt!"

Eleonore lächelte, während ihre Wangen und Augen krankhaft glühten; es war ein ganz eigenes, süßes Lächeln. „Aber wozu soll ich ihn denn noch rufen; er ist ja schon da. Ich werd' doch keinen andern nehmen als Sie! — Oder bin ich Ihnen zu weit von Bonn? Kommen Sie nicht nach Kessenich?"

„Für Frau Eleonore, geborene Brückner? O ja! Wenn es sein muß, jeden Tag! — Aber die gnädige Frau muß dann auch gehorchen. Der gedruckte Doktor Roland muß so lange vor dem lebendigen kuschen. Also — wie steht es jetzt?"

„Was?"

„Bin ich als Dero Arzt engagiert?"

„Ich bitte."

„Dann stehn Sie gefälligst auf. Vorwärts marsch zu Bett!"

* * *

Es war wohl das erste Mal, daß Rolands Buch „Zur Gesundheitspflege" einem seiner Leser geschadet

hatte; und wem? Dem andächtigsten und begeistertsten! — Eleonore hatte so lange gegen sich gesündigt, daß die Krankheit nun doppelt eigensinnig auf ihrem Recht bestand und sie auf ein verlängertes Krankenlager niederstreckte. Roland ging oder fuhr jeden Tag hinaus, fast zwei Wochen lang; dann noch jeden zweiten Tag; endlich konnte auch s e i n e heilig strenge Gewissenhaftigkeit das Helferamt leichter nehmen. „Jetzt geht sie wieder in den Zimmern herum!" berichtete er seiner Ilse, seiner sogenannten „Zeitung", in die er die täglichen Nachrichten schrieb. Dann, mit einem gemütlichen Lächeln: „Jetzt fängt sie wieder ihr ‚gewohntes regelmäßiges Leben' an." Ein paar Tage später: „Jetzt spaziert sie im Garten! Aber der verwünschte Winter. Schnee und Wind und alles Teufelszeug! Und die Frau hat sich nach dem Buch des Doktors Roland so hart gewöhnt, ist so zur Lufthuberin geworden, daß man immer fürchten muß, sie tut des Guten zu viel. Dann spaziert die Influenza wieder ins Haus! hab' ich ihr gesagt; aber sie lächelt einen zuweilen an wie ein großes Kind. Na, was will ich machen? Ich geh' s e l b e r mit ihr im Garten herum und führ' sie wieder in die Stube, wenn's Zeit ist. Der Doktor führt den Patienten spazieren. Das hab' ich doch noch nie erlebt!"

Ilse sah aber, daß es ihm Freude machte; er ging jugendlich heiter durchs Zimmer, wenn er so erzählte, seine Augen lachten, heller als je seit der Mutter Tod. Es blieb auch noch eine Weile so; als es wohl nicht mehr nötig war, leitete er noch immer

Frau Eleonorens Schritte im Garten oder vor dem Haus, so oft er sie besuchte. Zuletzt wanderte er nicht mehr als Arzt hinaus, aber noch als Freund ... Ilse machte sich heimlich ihre wundernden Gedanken. Waren wohl gar die alten Gefühle erwacht? War dem Vater wieder Dortmundsch zu Mut? Manchmal schien es so. Er plauderte und phantasierte auch gern von den alten Zeiten ...

Indessen dieser Sonnenschein ging vorüber; es zogen wieder Wolken herauf. Eines Tages kam Roland ernst, in sich gekehrt, beinahe finster heim; es war inzwischen fast April geworden, Frühlingslüfte wehten. „Gott sei Dank," sagte er, aber ohne Freudigkeit, „die Frau ist nun ganz gesund! War auch wirklich Zeit: ich hab' mit diesem Kessenich doch so und so viel Arbeitstage vertan; mag sie gar nicht ausrechnen. Nun wird wieder geschuftet, und wie! Ich komm' mir wie Gottes Schuldner vor, und als ob ich bei ihm mächtig in der Kreide stünde!" Er stürzte sich wieder auf die Bücher und seine Schreibhefte und Gedankenblätter, als hätte man ihm von oben einen Mahnbrief geschickt. Es war aber nicht die alte Lust, sich abzurackern und für die Mitmenschen, die „Brüder", Nützliches zu schaffen; es war mehr eine düstere Arbeitswut, ähnlich wie nach dem Tod der Frau. Er fing wieder an, sich am Schreibtisch rastlos zu versitzen, sein Turnen, sein Wandern aufzugeben. Nach Kessenich ging er nicht mehr hinaus. Zuweilen trat er auf ein paar Minuten ans Fenster, starrte auf den Rhein, wendete sich den Bergen zu;

dann kehrte er, wie von einem himmlischen Aufpasser oder Fronvogt getrieben, in seinen harten Lehnstuhl zurück.

Was ist mit dem Vater geschehn? dachte Ilse, als sie sah, daß es Tag für Tag so blieb. Wochenlang so jung, so fröhlich, und nun wie ein alter Mann? Es war fast, wie wenn er das Lachen verlernte; allmählich legte sich eine Schwermut über ihn, immer dichter, fester, so wie sich Nebel immer tiefer senken. Wo fehlte es denn? Hatte er sich mit Frau Eleonore erzürnt? Das war dann traurig, gewiß; aber doch nicht zum Schwermütigwerden. Hatte er nicht den Beruf, die Arbeit, die Kinder? Waren sie nicht gesund? — Zog etwa heimlich, schleichend in ihm eine Krankheit heran? Er blieb ja aber trotz aller Arbeitsunvernunft kräftig und stark. Hatte sie, sein Kind, irgendwas verschuldet? Sie konnte sich auf nichts Böses besinnen. Oder drückte ihn doch noch schwer, was sie ihm mit Eberhard angetan hatte? Zeigte sie nicht Reue genug? Fürchtete er, was noch werden kann?

O Gott, dachte sie, ja, wie sühn' ich und büß' ich denn? Ich leb' so hin; ich tu' als Haustochter und Schwester meine Schuldigkeit. Macht man dadurch seine Sünden gut? — „Ja, ich hab' gesündigt, gesündigt!" sagte sie mit der lebendigen Stimme (sie war in ihrem Schlafzimmer), wie wenn jemand in ihr widersprochen hätte. „So trotzig, so treulos, so falsch gegen den besten Vater, den es geben kann! — Da sitzt er und versinkt in Schwermut. Warum?

Vielleicht, weil er an mir zu wenig Freude hat. Und weil er nicht weiß, was aus mir wird. Ilse! Ilse! Ilse! So büß doch endlich ordentlich. Leb ganz, ganz für ihn! Beweis ihm, daß du wieder seine rechte Tochter bist; daß du nichts mehr willst auf der Welt, als ihn glücklich machen. Ja, mein guter Vater! Du sollst wieder gesund werden durch dein Kind!"

Sie lief aus der Tür und über den Vorplatz zu Rolands Zimmer; es ließ ihr keine Ruhe; hatte sie so ein Gedanke ergriffen, so mußte sie auch sogleich etwas tun. „Darf ich dich einen Augenblick stören?" fragte sie mit weich bittender Stimme, als sie in der Tür stand. „Oder geht's jetzt nicht?"

„O doch," antwortete Roland, der mit seinem Geist nicht bei der Arbeit, sondern aus einem Brüten oder Träumen aufgefahren war. Seine Augen hatten wieder den schweren Blick, der Ilse oft so traurig machte. „Sag nur, was du willst."

„Mehr Arbeit, Vater!" sagte sie mit geheuchelter Heiterkeit. „Ich hab' so wenig zu tun!"

„Was für Arbeit, Kind?"

„Für dich. Du ‚schuftest' so, wie du sagst, gönnst dir keine Ruhe; und ich helf' dir nicht!"

„Du hilfst mir ja beim Willi-Buch, seit du wieder kannst."

„Ach, was ist denn das? da der Bub so groß ist. Für ein so starkes, gesundes Mädel ein Kinderspiel! Ich möcht' dir so gern recht ordentlich nützen, Vater. So, daß du Lust kriegst, daß es fluscht, daß du weiterkommst!"

Roland lächelte. „Woher auf einmal diese Wut, zu helfen?"

Sie setzte sich auf seine Stuhllehne, aber nur an den Rand, mit Schüchternheit. „Weil ich deine schlechte Tochter war — und deine ganz gute werden möcht'. Unentbehrlich werden! Ein — Trost, eine Freude!"

„Bist du das nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Dummes Mädel du!"

„O ja, dumm genug; aber nicht g u t genug. Gib mir Arbeit, Vater! Laß mich abschreiben für dich. Laß mich übersetzen; wenn's Französisch oder Englisch ist. Laß mich dir Zitate herausschreiben; oder heißt's nicht so?"

„Ja, es heißt wirklich so. — Und das ist dein bitterster, grimmigster Ernst?"

„Ja, mein süßester Vater. Gib mir g l e i ch. Schick mich nicht ohne Arbeit fort. Mir ist so! Mir ist so!"

Sie hob die Arme über den Kopf, mit geballten Fäusten.

„Na, in Gottes Namen!"

Roland lächelte ihr so herzlich zu, daß es ihr wie ein Sonnenstrahl durch die jungen Glieder ging. Wonnig! dachte sie. Dann kramte er unter seinen Papieren dies und das hervor, erklärte ihr, was zu machen war. Nach ein paar Minuten — sie riß ihm die Blätter fast aus den Händen — stürmte sie damit hinaus.

Es begann so eine neue Zeit für Ilse; wohl-

tuend, aufrichtend für sie, noch nicht befreiend für den Vater: ein gewisser Schwersinn verließ ihn nicht, wenn er auch für seine „Mitarbeiterin" und „Helferin" oft einen freundlichen Blick oder gute, dankbare Worte hatte. Mittlerweile hatten sich Willi und Gustav Lenz mehr und mehr befreundet; der kleine Bub zog den langen Jüngling immer öfter ins Haus. Nach allerlei „üblichen Störungen", wie Roland es nannte, war Willi im schönsten Gedeihen, an Körper und Geist, und ein holder Anblick. Er hatte sein zweites Jahr vollendet, und es war, als sei der Ehrgeiz seiner mütterlichen Schwester in ihn eingedrungen: so überraschend „fix" entwickelte er sich. Er spielte immer irgend eine Rolle, spielte alle Menschen; ahmte besonders den Vater nach, eine Hand oder beide auf den Rücken legend, in tiefstem Ernst durchs Zimmer gehend, oder den Kopf auf die Hand gestützt, oder die Finger wühlend im dichten Haar. Er sägte nach einer selbsterfundenen Methode, indem er mit dem Rücken eines „Kuckucks", eines Musikspielzeugs, auf dem Rand einer Holzschachtel hin und her fuhr, so daß es fast täuschend wie Sägen klang; dazu die kurze Pfeife im Mund und ein unendlich arbeitsernstes Gesicht. Er sagte nicht mehr Wa, sondern Ja; bald auch nicht mehr Willi, sondern „ich". Er hatte sonst mit dem Vater der Zimmergymnastik obgelegen, eifrig wie ein echter Mathasuntha-Bruder; jetzt trieb er sie mit Gustav Lenz. Ilse sah dann wohl zu, den großen Turner Gustav bewundernd und über den kleinen Nachäffer verliebt heimlich lachend. Es war

ein Leben zu dreien geworden, ohne daß sie recht gemerkt hatte, wie es kam. Wenn Gustav auch im Examen lag, er fand doch immer noch eine Stunde für das Rolandhaus.

Darüber war der Mai erschienen, für Pflanzen und Seelen die Blütenzeit. Eines Nachmittags, es ging schon auf den Abend, waren die drei im Eßzimmer; Gustav spielte mit dem Kleinen, Ilse las einen Haufen von Blättern durch, die sie für den Vater abgeschrieben hatte. Willi verlangte immer wieder, daß sein großer Kamerad sich lang ausgestreckt, steif wie ein Toter, nach vorn auf den Bodenteppich fallen ließ; erst im letzten Augenblick kamen dann die Hände hervor und stützten und trugen ihn. Mit jedesmal erneuter Spannung sah das Bübchen zu, wie der lange Kerl zur Erde sank, als müßt' er aufs Gesicht fallen; wenn die Rettung kam, so jauchzte er auf. Er versuchte natürlich auch, ihm das Kunststück nachzumachen; es fiel aber allemal anders aus. Endlich legte sich ihm die abendliche Müdigkeit auf die klein werdenden Augen. Er wollte noch auf Gustavs Knieen reiten und auf seine Schultern klettern; als er aber den Schoß erstiegen hatte und Gustavs Arme sich um ihn legten, schlief er plötzlich ein.

Ilse sah von ihren Blättern auf; sie freute sich über die kleine Gruppe, es war ein reizendes Bild. Zwei hübsche Leute! dachte sie. Der kleine liebevolle Egoist lag so lieblich in den langen Armen; und auf dem Gesicht des Großen — etwas blaß von der

langen Anspannung des Examens — war so viel Gutes und Herzliches. Gustav blickte nun zu ihr hinüber, die am Fenster saß. „Sie haben ihn lieb," sagte sie.

„Wie soll man das auch machen, ihn nicht zu lieben?" antwortete er. „Ein so süßer Bursch. Ein ganz echter Roland! — Aber da ich schon von Roland spreche — Ihr Vater, Fräulein Ilse, der gefällt mir nicht. Der hat sich so merkwürdig verändert; finden Sie nicht auch? Gegen mich durchaus nicht, zu mir ist er immer rührend gut; aber — — ich weiß nicht, was es ist. Lachen Sie nicht über den jungen Mediziner, den zukünftigen Doktor; wir wittern immer Krankheiten, sagt man. Aber ich denk' manchmal, Ihr Vater, dieser Riese an Gesundheit, zieht sich irgendwas heran!"

„Durch sein ewiges Arbeiten, meinen Sie."

„Ja, das hab' ich gedacht. Aber seit Sie ihm so großartig beistehn, so viel Arbeit abnehmen —"

„Ich? Ach du lieber Gott!" — Das ist alles noch so wenig! dachte sie. Ich will sühnen, sühnen!

„Na, Sie helfen ihm doch rührend viel. — Es ist merkwürdig: die großen Menschen, die sogenannten Riesen, sind wohl meist auch gut. Wenn man Sie so ansieht — das letzte Gotenmädel, wie Professor Steinle Sie nannte —, da denkt man doch zuerst: die hat Kraft! Die wirft drei von den gewöhnlichen ‚höheren Töchtern', wohin sie sie haben will! Mathasuntha — das war ein gutes Wort von Steinle. Ich denk', ich seh' sie, die Mathasuntha, von der Sie

stammen. Gewiß auch ein Kraftweib — verzeihn Sie das Wort — aber in ihrer altgotischen Art gewiß auch himmlisch gut. Und auch so stolz, so redlich; so ganz ohne Falsch ..."

Er hatte die Augen auf Ilse geheftet; sie sah wohl, jedes Wort galt ihr. Es war ein inniges Leuchten in den grauen Augen, das ihr warm durch die Seele ging. Sie schüttelte aber den Kopf; ohne Falsch? dachte sie. Ich hab' meinen Vater schmählich getäuscht!

„So ganz ohne Falsch!" wiederholte er, als hätte er ihren Gedanken erraten. „Mathasuntha hatte wohl auch ihre kleinen Geheimnisse, die hat jeder Mensch; aber ich glaub', sie war auch ein Abgrund von Wahrhaftigkeit! — Und ein Herz — ein Herz — sie hatte gewiß bei all ihrer Kraft auch ein weiches Herz ..."

Es ging ihm etwas durch die Glieder, er regte sich, wie wenn er aufstehen wollte, um zu ihr zu gehn. Jetzt verspürte er aber seine kleine Last; er hatte sie vergessen. Der beunruhigte Willi rührte sich. Gustav saß wieder still.

„Mathasuntha!" sagte er nur leise, nun unmittelbar zu ihr. In den vier Silben lag alles. Sie fühlte es, sie wußte es. Sie hätte nun schwören können, daß Gustav sie liebte.

Und ich? sagte sie zu sich. Ach du großer Gott im Himmel! Ich hab' ihn ja ebenso lieb!

Die Trauminsel war versunken, Eberhard mit ihr. Auf einmal fühlte sie das nun auch, und wie wenn's

durch ihren Körper ginge. Es war ein befreiendes, gesundes, wohliges Gefühl. Ihre Hände schlossen sich unbewußt zusammen, und ein tiefer Atemzug füllte ihre Brust.

Ja, ja, dachte sie, wie von einem Rätsel erlöst, das seit Wochen in ihr den Frieden gestört hatte, ich hab' ihn ebenso lieb!

Sie horchte, sie erschrak dann heftig; Roland trat herein. Es war ein Anblick, der sie gleichsam aus sich selbst herausriß: so mitleiderregend stand er in der Tür. Sein sonst gesund rötliches Gesicht war blaß, etwas abgezehrt; er hielt sich nachlässig vorgebeugt, er, der sonst so aufrecht ging. Die klaren Augen schienen so müde, als hätten sie an der Welt keine Freude mehr. Alle Züge waren älter geworden, oder als hätte sich doch eine ältliche Entsagung über sie gelegt. Ilsen zog sich das Herz zusammen, das sich eben geöffnet hatte.

„Nun, wie geht's?" fragte Roland, freundlich wie immer, sich nach seiner Gewohnheit fest zusammennehmend. Er grüßte mit der Hand. „Ah, Sie sind Kinderwärter geworden!"

Gustav lächelte: „Ich werd' ihn ganz sacht zu Bett bringen, ohne daß er's merkt."

„Und Ihr Examen — wann werden Sie fertig?"

„Im Juni, Herr Doktor. Und wenn ich dann nicht in der Versenkung liege —"

„Sie werden ja nicht."

„So geht dann endlich das Nacheifern los!"

„Nacheifern? Wem?"

„Dem Doktor Roland in Bonn. Ach, das wissen Sie ja. Ich hab' ja nur den Ehrgeiz, in Ihre Fußstapfen zu treten. Wenn ich nur erst die nötigen großen Füße hätte!"

Roland warf einen etwas müde lächelnden, verweisenden Blick auf Gustav: „Junger Mann, gewöhnen Sie sich nicht das Überschätzen an; das führt nur zum Untenbleiben! — Professor Steinle hat mir vorhin erzählt, daß Sie seiner Frau zuweilen die Freude machen, ihr musikalische Gesellschaft zu leisten. Alle Achtung vor Ihrer Vielseitigkeit! Sie liegen im Staatsexamen, Sie warten Kinder, und Sie unterhalten musikbedürftige Frauen!"

Es lag etwas in Rolands Stimme, das Gustav sonderbar traf, so sehr es sich zurückhielt. Auch der lange, prüfende Blick durch die Brille ward ihm unbehaglich. „Jetzt überschätzen S i e m i ch, Herr Doktor," entgegnete er mit einem flüchtigen Lächeln. „Frau Lydia kostet mich sehr wenig Zeit: ich war neulich zum drittenmal dort. Wir haben vierhändig gespielt; so verlern' ich doch nicht alles, was ich einst mit Mühe gelernt hab'. Neulich hab' ich ihr auch vorlesen müssen; sie will meinen Vortrag verbessern, sagt sie."

„Ah ja!" lachte Roland auf. „Das hat die schöne Frau so an sich; höhere Bildung verbreiten — ihre Leidenschaft. Sie selber hatte ja Unterricht im dramatischen Vortrag, im feinen Sprechen —"

„Bei einem Kölner Schauspieler —"

„Jawohl, jawohl. — Also lassen Sie sich emporbilden; nur zu! Behalten Sie nur —"

Roland stockte und sah seinen Jungen an.

„Was, Herr Doktor?"

„Sich selbst!"

Eine kleine Stille entstand. „Da Sie ja doch im Examen liegen," setzte Roland darauf hinzu und ging langsam durchs Zimmer. Er blieb stehn, starrte auf den Fußboden, versank wieder in seine Gedanken. Endlich trat er ans Fenster und blickte seitwärts in den Abend hinaus. Ilse sah sein halbes Gesicht; es war voll zurückgehaltener, stiller Traurigkeit. Sie schämte sich, daß sie heimlich glücklich war. Ihn glücklich machen! dachte sie.

„Also wieder an die Arbeit," murmelte er und kam vom Fenster zurück.

„Schon wieder?" sagte Ilse. „Vater, du robottest zu viel!"

„Kind, das — verstehst du nicht. — Es werden dann auch wieder Ruhezeiten kommen. Du stehst mir ja so mannhaft zur Seite —"

„Vater! tu' ich das?"

Er nickte: „Zum Hutabnehmen. — Könntst mir grade jetzt noch ein bißchen helfen; wenn du nicht was anderes vorhast."

Ilse war schon aufgesprungen: „Wie kannst du so reden! Bin ja immer selig, wenn ich dir — — Herr Lenz wollte ohnehin früh nach Haus. Nicht wahr, Sie geben das Kind an Anna, die legt es ins Bett. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" gab ihr Gustav zurück, auf dessen Arm Willi friedlich fortschlief. Roland winkte einen

Abschiedsgruß. Er ging in sein Zimmer, Ilse folgte ihm. Still und schwer in seinen Lehnstuhl gesunken, nahm er ein Buch vom Tisch und wandte sich zu dem Mädchen, das an seiner rechten Seite stand. „Was hast du?" fragte er mit einer müden, aber weichen Stimme. „Du siehst ja ganz unheimlich ernst aus; dreißig Jahre alt. Und so blaß."

Ihr war zum Weinen zu Mut; sie kämpfte aber wie ein junger Held. Mathasuntha! dachte sie. Mathasuntha könnt' es. Dann kann ich's auch! — Für meinen armen Vater leben! Mich zum Opfer bringen! Das, das ist erst Sühnen!

Sie riß sich aus ihrem Sinnen heraus. „Warum ich so ernst ausseh'? Ich hab' — Sorg' um dich. Vater, bist du krank?"

„Warum sollt' ich krank sein?"

„Weil du so —"

Sie wußte nicht weiter.

„Weil ich was?" fragte er.

„Weil du oft so — traurig bist."

„Fällt mir nicht ein, Kind. Traurig nicht. Wohl zuweilen abgespannt! Und weil ich dann — nicht nachgebe —"

„Aber Vater, warum tust du das nicht? Lies doch in Doktor Rolands Buch zur Gesundheitspflege; den Abschnitt über Abgespanntheit. Daß der Mensch dann nachgeben und sich schonen soll!"

Roland lächelte: „So ein Abschnitt ist gar nicht drin. — Das neue Buch will ja fertig werden; darum muß ich weiter. Aber wenn das fertig ist, dann —"

„Es soll schneller fertig werden, darum gib mir Arbeit, Arbeit!“

Er öffnete das Buch; plötzlich saß sie dann aber auf seinem Schoß. „Ich muß dir erst noch was sagen, Vater. Ich will nicht, daß du krank wirst; ich will nicht, daß du abgespannt oder traurig bist. Darum will ich alles tun, was du willst, oder was dich freuen kann. Ich will ganz für dich leben, Vater! Will dich nie verlassen!“

Jetzt war es heraus, das Wort. Sie hatte sich doch noch heimlich gefürchtet, es zu sagen. Nun war ihr aber heldenmütig wohl; wenn auch weh zugleich.

„Na, na, na!“ erwiderte er, die überlegen lächelnden Augen auf ihrem noch blassen Gesicht. Er streichelte aber gerührt ihr schlichtes schönes Haar. „Das ist meine Ilse, die gern übertreibt. Sonst sehr lieb und gut, Ilse; aber —“

„Will dich nie verlassen! Nie! Das gelob' ich dir!“

„Um Gottes willen! Solche Sachen gelobt man nicht. Ich will auch nicht Gefängniswärter spielen und —“

Ilse fiel ihm wieder ins Wort. „Nein, das wirst du auch nicht! Es wird ja mein G l ü c k sein, Vater. Doktor Roland und Kompanie. Mitarbeiterin. Und zweite Mutter. Das ist ja ein B e r g von Glück! — Du sollst nur endlich glauben, daß ich meine Schuld tief, tief fühle, Vater, daß ich sie abbüßen will — und daß es mich selig machen wird, wenn du mich dann wieder so lieb hast wie früher!“

„Kind, das hab' ich ja. — Aber Eberhard — was ist mit dem?"

Sie bewegte ihre linke Hand zur Brust und dann wieder weg. „Aus meinem Herzen heraus!"

„Meinst du? Ganz heraus?"

„Ganz, ganz."

„Und kein andrer drin?"

„Nein, Vater!" sagte sie, die fromme Lüge auf sich nehmend.

Sie fühlte sich in seinen Armen, die sie stark und zärtlich hielten, auf seinem Schoß, ganz sein Kind. Mich zum Opfer bringen! wiederholte sie sich. Ach, es wird ja gehn! — Roland war eine Weile still. Darauf legte er seine Wange gegen die ihre, und dann Mund auf Mund.

Ilse nahm und trank seinen warmen Kuß, es war ihr eine schmerzliche Seligkeit. Sie kam sich wie eine Gekreuzigte vor — als hätte sie aus der kranken Zeit das Phantasieren behalten — wie eine Gekreuzigte, der jemand eine süße Labung reicht; oder der ein Engel die Palme bringt . . . Sie hielt ihm die glücksdurstigen Lippen hin; er küßte sie noch einmal.

* * *

Ein paar Tage später saßen Ilse und Berta Müllner im Rolandschen Wohnzimmer; nebenan hörten sie Willi spielen und lärmen, mit seinem Freund Gustav, der wieder zum gemeinsamen „Turnen" gekommen war. Sie horchten zuweilen hin, Willis wett-

eifernd mannhafte Stimme war so reizend drollig. Dann plauderten sie leise weiter; Berta war heute gekommen, um ein sehr wichtiges Geständnis zu machen.

„Da hab' ich mir also gesagt," fuhr sie fort, „Gustav Lenz mag ein herrlicher Mensch sein, aber er ist nicht für mich! Es war 'ne rechte Dummheit, mich so für ihn zu interessieren; — ach Gott, aber mehr war es nicht. Was hab' ich dir übrigens damals gesagt? Du warfst es so weit weg; ‚er kommt ja nie mehr zu uns ins Haus! Und wenn er dich nach mir fragt, das ist nur Höflichkeit!' Ich hatt' aber doch recht. Jetzt kommt er wieder, und wie oft! Da hör' ihn nur. Wie die beiden spektakeln! Mit dem kleinen Bruder spielt man, die große Schwester meint man."

„Mein furchtbar kluges Bertchen, du täuschst dich doch," entgegnete Ilse mit scheinbar ganz freier Seele und einem tapfer heitren Gesicht. „Er und ich sind gute Freunde, und damit ist's aus! — Also du hast eines Abends in den Mond geguckt und ihm gesagt: Mond, gib mir meine Bekenntnisse wieder, ich reiße Gustav aus meiner Brust!?"

„Ganz so feierlich war's doch nicht. Ich hab' nur mir selber gesagt, daß es ein Unsinn ist."

„Und wie heißt der andre?"

„Nein, du bist doch greulich! So impertinent zu fragen. Als müßt's immer einer sein!"

„Aber liebes Püppchen —"

„Das gibt's nicht mehr!"

„Also: liebe Puppe. Du hast so was in den Augen. Sag mir nur: wie heißt er?"

„Jetzt sag' ich dir's sicher nicht!"

„Aha! Also leben tut er. — Ach, mein Seelchen, es drückt dir ja sonst das Herzchen ab. Sag mir nicht, wie er heißt, aber wie er ist!"

Ilse legte eine ihrer großen, nicht mehr zu mageren Hände auf Bertas Schulter und strich liebkosend an ihrem Arm hinab.

„Na, weißt du, ein bedeutender Mensch ist er nicht; Gustav Lenz, das glaub' ich gern, ist bedeutender. Aber er — ich mein' den andern —"

„Dessen Namen du mir morgen sagst —"

„Der paßt wohl besser zu mir. Und er ist so lieb zu mir. Gestern hat er mir über meinen Charakter so schöne Sachen gesagt —"

„Auch richtige?"

„Ach du Spottvogel. Es waren sehr treffende Sachen dabei. Ich staunte, wie er in mich hineinsieht —"

„Wie in einen goldenen Becher."

„Na, soll er denn nicht? So einen Menschen braucht man doch auf der Welt!"

Die Tür zum Speisezimmer ging auf, Gustav trabte herein, als Pferd, von Willi geritten, der mit einer Peitsche in der kleinen Faust auf seinem Rücken saß. Mit „Hü!" und „Hott!" und allerlei selbsterfundenen Ausrufen spornte der Reiter sein Prachtroß an. So ging's eine Weile im Zimmer umher. Dann ließ Gustav sich nieder, bis er hockte, und der Bub stieg ab.

„Uf!“ machte Gustav, als hätte er eine schwere Last gehabt.

„Jetzt noch einmal!“ bat Willi schon wieder. „Niederhocken! Aufsteigen!“

Gustav schüttelte den Kopf. „Jetzt sind wir in dem Schloß angekommen, wo die Damen sind, und machen unsre Reverenz“ — er verneigte sich — „und erzählen ihnen was.“

„Bursch, du willst von Herrn Lenz zu viel!“ belehrte ihn Mutter Ilse, die sich in ihrer armen Seele etwas sehr Heldenhaftes vorgenommen hatte. „Du kostest ihn schrecklich viel Zeit.“

„Das ist meine Turnzeit,“ sagte Gustav lächelnd. „Die brauch' ich zur Erholung vom Büffeln.“

„Ja, aber er übertreibt's. Sie sind zu gutmütig gegen das Bengelchen; das sagt Vater auch. Sie sind doch im Examen!“

„Was soll ich denn tun, Fräulein Mutter Ilse?“

„Nicht immer kommen, wenn er will.“

„Also — seltener kommen, meinen Sie?“

„Ich denk' mir nur, für Ihr Examen wär's gut.“

„Denken Sie?“ — Gustav betrachtete sie etwas verwundert, dann gezwungen lächelnd. „Ah, Sie bemuttern mich auch? Weil ich Willis Spielkamerad bin? — Haben Sie keine Sorge; ich fall' schon durch!“

„Ich hindere Sie nicht!“ erwiderte Ilse, gleichfalls lächelnd. Es war aber ein kühleres Lächeln als sonst.

Was hat sie? dachte Gustav. Was ist ihr nicht recht? — Er fühlte kleine Hände an seinem Bein;

Willi drängte sich zärtlich an ihn und schickte bittende Blicke hinauf. Sobald der Kleine sie erwidert sah, kam er mit seinem Wunsch hervor: „Wollen zu Tante Elore reiten!"

„Er meint meine Tante Eleonore," erklärte Gustav. „Ich hab' ihm vorhin von ihr erzählt. Neulich, als ich draußen war — Sie kennen sie ja auch, Fräulein Ilse, waren einmal bei ihr —, da kam ich im Gespräch auf meinen Freund Willi und machte ihn tüchtig herunter, wie Sie denken können. Sie hörte sehr andächtig zu. O, ich glaub', sie würd' ihn gern einmal sehn; gesagt hat sie's nicht. Aber freuen würd' sie sich über das Bürschchen, das ist ganz gewiß! — Geben Sie ihn mir einmal mit? Daß ich ihn ihr vorstell'?"

„Ach nein," sagte Ilse rasch. Ihr fuhr durch den Kopf: Vater geht ja nie mehr hin. Wenn sie sich erzürnt haben? Dann soll doch Willi nicht hin! — „Vielleicht bring' ich ihn einmal selber hinaus," setzte sie hinzu, um ihr Nein recht harmlos zu machen. „Es sollen nun schöne, große Spaziergänge mit Willi werden, da der Frühling da ist. Die lass' ich mir aber nicht nehmen; ich bin doch die Mutter!"

Gustav verneigte sich. „Ich beuge mich in Ehrfurcht! — Wenn Sie aber einmal zur Tante gehn, darf ich dann als dritter mit?"

Ilse bezwang ihr Herz, schon wieder. Mit einem Lächeln, das nicht recht gelang, schüttelte sie ein klein wenig den Kopf: „Ich glaub', ich muß Sie noch einmal bemuttern, Herr Lenz. Sie zersplittern sich aus

Gutmütigkeit zu viel; jetzt, vor den letzten Prüfungen! Sie unternehmen zu viel; das sagte mein Vater ja neulich auch."

„Haben Sie das so gut behalten?" fragte Gustav, immer mehr verwundert und schon fast verletzt. Was will sie denn? dachte er. So belehrend? — Und dabei so fremd, so kühl. Das ist doch nicht ihr Mathasuntha-Ton!

„O ja," erwiderte sie, „was wahr ist, das behalt' ich gut. Aber, bitte, verzeihen Sie die kleine Bemutterung!" — Sie sah auf ihre Uhr. „O je! Ich muß mich jetzt in die Arbeit stürzen; übersetzen, Korrekturen lesen. Das lern' ich jetzt. Guten Tag, Herr Lenz. Bertchen, Puppe, leb wohl!"

* * *

Für Willi begann, wie Ilse angekündigt hatte, eine neue Zeit: nach den kleinen Spaziergängen, die er bisher mit Ilse oder Berta oder beiden gemacht hatte, kamen nun größere Wanderungen, aus der Stadt ins Land hinaus. Er sollte erweisen, daß er nicht umsonst so eifrig „geturnt" und seine Beinchen in allerlei Künsten geübt hatte; diese Prüfung bestand er auch. Er marschierte tapfer, ausdauernd; nach seiner Meinung ebenso wie die Erwachsenen; ging er doch auch mit einem Spazierstock, wie sie. Mit gerechtem Mutterstolz wanderte Ilse neben ihm, gewöhnlich seine kleine, warme, weiche Hand in der ihren fühlend. Nur der stille Kummer ging mit,

daß Vater Roland nicht dabei war; er, der sich früher so vorausgefreut, der ihr damals gesagt hatte: „Ilse, ich seh' uns schon, drei gottvergnügte Leute, zwischen uns beiden in Gestalt eines kleinen Buben das leibhaftige Glück!" — „Später!" sagte er jetzt, „wenn mein Buch fertig ist. Bis dahin kann ich nur am Rhein etwas auf und ab laufen, mit meinen Gedanken allein. Später gehn wir schön zu dritt!"

Das Buch aber dehnte sich; Ilse argwöhnte schon, daß auch sein Inhalt, sein Zweck immer länger und breiter wurde. Was ist dabei zu machen! dachte sie. Daß ich ihm so helfe, das freut ihn doch. Ich muß dir nun Mutter *und Vater* sein, kleiner Willi! Damit helf' ich erst recht. Ich muß deinen *Geist* bilden, Willi, nachdem ich deinen Körper genährt hab'. Das sind schwere Sachen! — Ich hab' aber Preyer hinter mir. Den großen Preyer und den kleinen Preyer. Und ich schlag' mich durch!

Der Mai war ein verspäteter April gewesen, launisch und kühl, der Juni ward dafür zum Wonnemond; er brachte schöne, sonnige Tage, ganze Wochen lang. Die beiden marschierten rheinauf und rheinab, auch am andern Ufer; dann auf die Höhen bei Bonn und in die Wälder hinein. Zuweilen zog auch Berta mit; am liebsten hatte ihn Ilse allein, sie war eifersüchtig. Der kleine Plauderer, Umhergucker, Forscher, Frager war ihr süßer Lohn, wenn sie sich für den Vater müd geschrieben hatte.

„Wir gehn aber nie nach Kessenich!" sagte Willi eines Tages, als sie nach Poppelsdorf geschlendert

waren; er baute seine kleinen Sätze immer „gebildeter" und richtiger. „Warum gehn wir denn nie hin? Das ist mir doch komisch."

Ilse lachte über sein altkluges Gesicht, das dabei so rund war. Ach, ich kann ihn ja doch ruhig hinführen, dachte sie, nur nicht bis zum Haus von Gustavs Tante. Die hat er übrigens wohl längst vergessen! — „Wenn es dir so komisch ist," antwortete sie, „dann können wir gleich links abschwenken, kleiner Mann; da kommen wir bald nach Kessenich. Viel ist aber nicht an dem Nest zu sehn."

„Ist es denn ein Nest?"

„Man sagt so. Links schwenkt, marsch!"

Sie schritten gut aus und erreichten es bald. Ilse führte ihn noch eine Strecke in das Dorf hinein. „Siehst du," sagte sie und stand still, „nun hast du es gesehn."

„Ist dies Kessenich?"

„Ja."

Willi schaute wie suchend umher. Er sah ein junges Mädchen daherkommen, hinter der eine Dame ging, und nach seiner Weise — er kannte keine Schüchternheit — ging er auf das Mädchen zu. „Ist dies Kessenich?" fragte er sie.

Ilse ging ihm nach. „Aber dummer Junge! Wenn deine Mutter Ilse dir's sagt."

„Die weiß es vielleicht doch noch besser." Er blickte das Mädchen zutraulich an.

„Ja, dies ist Kessenich!" erwiderte sie lächelnd.

„Wo wohnt denn Tante Elore Schubert?"

Ilse durchfuhr ein kleiner Schreck.

„Frau Hauptmann Schubert?“ fragte das Mädchen.

„Ja.“

„Die wohnt gar nicht weit von hier. Aber da kommt sie ja selbst!“

Es war die Dame, die dem Mädchen folgte; jetzt erkannte Ilse die kleine, zierliche Gestalt. Eleonore hatte ihren Namen gehört; sie trat heran, betrachtete das Bübchen, warf auf Ilse einen etwas verwunderten Blick. „Sie sind's! Fräulein Roland!“ sagte sie dann. „Im ersten Augenblick wußt' ich nicht —!“

Sie deutete auf Ilses Haar.

„Ach ja,“ versetzte Ilse etwas unsicher, „ich hab' ja noch den Bubenkopf. Ist zwar schon ganz anders geworden, aber doch noch nicht —“

„Ihr Vater hat mir's ja erzählt!“ rief Eleonore aus. Das Kessenicher Mädchen ging weiter. „Sie waren ja todeskrank! — Nun sehn Sie aber wie das Leben aus. O geben Sie mir doch die Hand! — Ich hab' auch gelitten. So nicht. Der beste Arzt auf der Welt, Ihr herrlicher Vater, hat mich gesund gemacht. Ich dank' ihm täglich, täglich dafür; denn Kranksein, nicht wahr, ist schon halber Tod. Und er? Ihr Vater? Wie geht es ihm?“

„Er arbeitet den ganzen Tag —“

„Das wußt' ich ja! Er kommt nicht mehr. Er sagte mir's beim letztenmal: nun werd' ich ganz in Schriftstellerarbeit untertauchen, ich sag' Ihnen

für längere Zeit lebewohl. Er gehört den Menschen, der Welt! Das weiß ich!"

Eleonore lächelte ein wenig traurig, aber liebevoll. Nein, Gott sei Dank, dachte Ilse, erzürnt haben sie sich nicht!

„Und das da?" sagte Eleonore, auf den Kleinen hinunterblickend. „Ist das Wilhelm Roland? Ihr Brüderchen?"

Willi hatte hinaufgeschaut und zugehört, was die beiden sprachen; er ward aber schon ungeduldig, es gefiel ihm nicht, daß „Tante Elore" sich um seine Person gar nicht bekümmerte. Als sie jetzt endlich seine Hand nahm, wollte er sich kühl verhalten; ihn sahen nur ihre schönen braunen Augen gar so freundlich an. Die seinen, ohne es zu wollen, machten es ebenso. Sie nickte ihm zu; er ihr auch.

„Ja, das ist unser Willi," entgegnete Ilse.

„Ja, ich bin Willi," setzte er hinzu.

„O du liebes Kind!" sagte Eleonore; sie betrachtete ihn fort und fort.

„Ich hab' auch eine Tante, die heißt Berta," fing er an zu plaudern. Eleonore horchte hoch auf: das R in „Berta" war ein schönes, rollendes R, bei einem so kleinen Bübchen ihr ganz unerwartet.

„Was ist das? Er kann schon so prächtig Berta sagen?"

Ilse nickte stolz: „Seit vorgestern. Ich hab's ihn gelehrt. Er hat eine so gelenke Zunge; das können die andern Kinder, die so alt sind, nicht.

Aber im Anfang der Wörter, da bringt er noch kein R heraus. Und in Hurra auch nicht."

„Nein," bestätigte Willi treuherzig. „Hua kann ich noch nicht sagen!"

Eleonore lachte. Sie schüttelte vor Vergnügen den Kopf. „Aber wir stehn noch immer auf der Straße," sagte sie auf einmal. „Sie machen mir doch die Freude und gehn bis zu mir? In der andern Gasse, da ist mein Haus. Ich muß Ihnen im Garten doch Blumen pflücken. Willi! gehst du mit?"

Willi nickte; er nahm auch schon Eleonorens Hand. Ilse sagte ein herzliches Wort; sie gingen. Bald hatten sie das Haus erreicht und kamen in den Garten; „denn der ist jetzt das Schönste bei uns," sagte Eleonore, „unsre Poesie!" Er war wirklich blumen- und farbenreich; zwar zum größten Teil ein Handelsgarten, aber auch in dem blühten, verspätet, allerlei Ziergebüsche, und die Beete waren mit Tausenden von Blumen gefüllt. Der alte Gärtner arbeitete, den nur noch silberig umlockten, sonst fast kahlen Kopf gegen die Sonne durch einen riesigen Strohhut geschützt; die großgewordene Katze sonnte sich ein paar Schritte von ihm. Eleonore, nachdem sie ihn freundlich begrüßt hatte, führte den Kleinen, dessen Händchen sie nicht losließ, zu den lustigsten Beeten hin und begann für ihn und Ilse Sträußchen zu pflücken.

Willi sah dem Ganzen wohl an — er hatte nun schon die Erfahrungen seiner Wanderungen —, daß es ein „Garten zum Verkaufen" war; er warf einen

etwas bedenklichen Blick auf den Alten, der eben eine Gießkanne holen ging. „Ist das auch dein Garten?" fragte er Eleonore, mit sehr ernstem Gesicht.

Sie lachte wieder auf. Sich zu Ilse wendend sagte sie mit ihrer anmutigen Heiterkeit: „Das richtige Rolandskind! — Nein, du kleiner rechtlich denkender Mensch, dieses Stück hier ist nicht mein Garten; aber der Gärtner und ich, wir haben das so abgemacht, daß ich pflücken darf, wenn ich etwas brauche. Dieses Sträußchen kannst du ruhig nehmen, es ist nicht gestohlen!" Sie band ein rotes Bändchen darum, das sie aus der Tasche zog, und steckte es an seinen Hut.

„Und Sie auch, liebes, gutes Fräulein!" setzte sie hinzu, indem sie ein zweites Sträußchen band. Ihre Augen liebkosten dabei die Blumen mit jugendlicher Freude. Sie steckte sie an Ilses Brust.

Langsam, plaudernd gingen sie zum eigentlichen Ziergärtchen weiter; zwischen den Beeten des Alten lagen aber ein paar Bretter im Weg. Willi betrachtete sie, stieß sie mit seinem Stöckchen; darauf trat er auf sie und wollte so hinübergehn. Ilse, die mit ihrem Zögling doch ein wenig prunken wollte, hielt ihn am Arm zurück: „Da springt doch so ein Kerl wie du drüber weg! — Er hat nämlich schon recht hübsch springen gelernt. Wir springen um die Wette. Na, Willi, wie wird's?"

Der Bub war zurückgetreten, um ihr den Willen zu tun; nun schienen ihm aber doch die Bretter zu breit. Er fürchtete, sich vor der neuen „Tante" zu „blamieren", wie er seit einigen Tagen gerne sagte.

Mit etwas kläglicher Miene zuckte er die Achseln. „Ich kann nicht!"

Ilse hob den Kopf: „Aber Willi! Nicht sagen, ich kann nicht! Nur versuchen! Vorwärts, avanti, Hurra!"

Diese Kraftworte und Ilses mannhafte Stimme befeuerten ihn; er nahm einen kleinen Anlauf, wie er's gelernt hatte, und sprang. Die Bretter lagen hinter ihm; er war hinübergekommen, ohne sie zu berühren. „Siehst du wohl!" rief Ilse.

„Bravo!" rief Eleonore.

Der Kleine hob einen Arm vor Vergnügen; diese Freudegebärde war ihm noch geblieben. Er sah dann die Bretter mit einer gewissen trotzigen Geringschätzung an, sprang noch einmal und ebensogut. Eleonore klatschte in die Hände. Als er wieder zu ihr kam, nahm er ihre Hand wie vorhin, blickte an ihr hinauf und sagte mit einem kindlichen, aber kindlich edlen Lächeln: „Ich kann! — Muß nicht sagen, ich kann nicht!"

„Ah! Das ist erst der ganze Roland!" rief Eleonore. Sie enthielt sich nicht länger, hob ihn empor und küßte ihn.

Willi nahm es hin, er konnte auch nicht anders; er wunderte sich aber. Auf der Erde wieder angekommen, warf er einen Blick auf Ilse; sie hatte ihm doch eingeschärft, sich nicht küssen zu lassen.

Ilse verstand ihn und lächelte. Als hätte er mit Worten gesprochen, antwortete sie: „Von dieser lieben Tante, ja!"

Bei den Brettern stand eine Bank im Weg; sie setzten sich. Sie sogen die süßen Düfte ein, die die Luft erfüllten, hörten das gemütliche Summen der Bienen, Hummeln und Fliegen, und verträumten sich in das durchsonnte himmlische Blau. Es war ein allerschönster Junitag. Ilse sah zuweilen von der Seite, verstohlen, auf Eleonore; sie hatte das Gefühl, als gehöre die auch zu dem schönen Tag, als sei sie ein Stück davon. Das zarte Wesen saß so blumenhaft da, in ihrem schlichten Sommerkleid. Es war wohl noch immer eine schöne Frau, wenn auch auf dem Gesicht zu lesen war: die hat viel erlitten! Auch flog zuweilen ein Hauch von Schwermut über die sanften Züge hin, von dem Ilse bei ihrem ersten Besuch, im vorigen Jahr, nichts gesehen hatte.

Vom Hause her kam jetzt der Gärtner mit einer Dame gegangen, die mit ihm von Gewächsen sprach, offenbar etwas kaufen wollte. Willi sah das anders an, ihn überfiel eine Sorge. Als die beiden sich näherten, rief er ihnen zu: „Bitte, meine Herrschaften, diese Bank ist besetzt!"

Eleonore und Ilse lachten leise. Der Gärtner ging mit der Dame vorüber, in einen Seitenweg. Da die Katze ihnen folgte, wurde Willi auf das schöngezeichnete Tier aufmerksam; er sprang auf und lief hinterdrein.

„Aber was für ein Kind!" sagte Eleonore, deren Augen ihn gar nicht mehr verlassen wollten. „So drollig und zugleich so süß! — Wie muß dieses Geschöpfchen Sie glücklich machen; Sie und Ihren

Vater. — Jetzt geht er der Dame nach, als gehörte er mit dazu. Diese märchenhafte Zutraulichkeit!"

Ilse lächelte: „Ja, die hat er wirklich. Neulich geht er am Rhein mit meiner Freundin, die er Tante Berta nennt; zwei Damen begegnen ihnen, er kennt sie gar nicht. Wahrscheinlich haben sie ihn freundlich angesehn; auf einmal sagt er: Tante Berta, du kannst gehn! Und zu den Damen: Ich will mit euch gehn! Und das tut er auch; Berta natürlich unbemerkt hinterdrein. Er fragt die zwei: Habt ihr ein Haus? Habt ihr auch einen Garten? Und so plauscht er wie ein alter Herr. Aber Gott sei Dank, nicht altklug; doch immer wie ein rechtes Kind!"

„Rolands Kind!" sprach Eleonore vor sich hin, wie mit sich allein.

Jetzt hörten sie einen Fall und sahen auf. Die Katze war vor Willis Annäherung davongesprungen, der Kleine ihr nach; dabei war er gestolpert und hingestürzt. Ilse und Eleonore liefen hin, wo er lag. Es eilte ihm nicht, sich aufzurichten; er hatte offenbar Lust, in Weinen auszubrechen. Als Ilse aber geschwind hell und herzlich lachte, schloß er sich nach kurzem Zögern an und lachte mit. Sie hob ihn vom Boden auf und küßte ihn.

„O Herr Semine!" sagte Eleonore, nach ihrer früheren Gewohnheit, mit den Kindern Kindersprache zu sprechen. „Der kleine Mann ist hingepurzelt!"

Willi sah sie mißbilligend an; bisher hatte er nur mit Zuneigung in ihr freundliches Gesicht geblickt. „Mußt nicht so sprechen," erklärte er ihr im

Ton des Vorwurfs. „Herr Jemine! sagt man. Nicht Herr Semine!" Er faßte Ilse an der Hand: „Sag der Tante, sie soll ßön sprechen. Semine ist nicht ßön!"

Eleonore war eine Weile stumm vor Staunen; ein beinahe verlegenes Lächeln stand um ihre Lippen still. „Nun hör' einer!" sagte sie dann. „Er erzieht auch schon!"

Willi war mit dieser Sache fertig; er lief noch einmal der Katze nach. „O du kleiner Roland du!" sprach Eleonore weiter, ihm nachblickend. „Liebes Fräulein, ich bin ja ganz Bewunderung. Und bin schon verliebt in das Kind. Dieses sonderbare — —"

„Was hat er aber auch für eine Mutter!" setzte sie mit einer plötzlichen Bewegung hinzu. „Wie leben Sie für ihn! und mit ihm! — Ihr Vater hat mir viel erzählt. Mir ist, als kennt' ich Sie schon so gut. Ich seh' Sie zum zweitenmal und hab' Sie schon furchtbar lieb!"

Eine Schüchternheit überwindend, die fast etwas Mädchenhaftes hatte — oder war sie einsiedlerisch? —, legte sie ihre Arme um die der viel größeren Ilse, zog sie an sich heran und küßte sie. Ilse war überrascht, sie gab ihr aber den Kuß mit Freude zurück. „Ich Sie auch!" sagte sie dann.

Eleonorens Augen leuchteten, schienen sich aber leise zu feuchten: „O was für ein schöner Tag!"

Die Katze war in den Keller gesprungen, Willi kam etwas enttäuscht zurück. Er sah aber die Freude und wohl auch die Rührung in Eleonorens Gesicht;

er verschaute sich an ihren schönen Augen, die ihm sehr gefielen. Ihm ging wieder durch den Kopf, was sie vorhin auf der Straße über seinen Vater gesprochen hatte. „Tante Elore!“ sagte er, und vor Vergnügen oder Stolz hob sich seine kleine Brust. „Ist mein Vater der beste Arzt?“

Er sagte „Arst“, besser konnte er's noch nicht.

„O ja!“ erwiderte sie und nickte.

Er freute sich so, daß er lächeln mußte. Nach kurzem Nachdenken faßte er ihr Kleid: „Hier gefällt mir's; weißt? — Darf ich wiederkommen?“

Eleonore kniete zu ihm nieder: „Ja, Goldkind, ja! Hunderttausendmal! — O kommt wieder, kommt wieder! Bringt mir eure Jugend ins Haus!“

* * *

Teresa Hofbauer lag im Bett, einen Monat später; ihr Sohn stand vor ihr, eben angekommen, und sah mit heimlichem Grausen in das verfallene, todkranke Gesicht. „Küß mich nicht,“ sagte sie, da er sich niederbeugte, „ich steck' dich an. Gib mir nur die Hand. Setz dich auf den Stuhl!“

„Nein, ich will dich küssen,“ entgegnete Eberhard. „Ich fürcht' mich doch nicht!“ — Seine Augen konnten aber noch nicht von ihr weg. Er hatte davor gezittert, sie jammervoll verändert zu finden; doch so ganz entfärbt, mit so hohlen Augen und Wangen, so vom Tod gezeichnet hatte er sie sich nicht gedacht. Es war ein andres Gesicht geworden. Er suchte ihr

zu verbergen, wie er sich entsetzte. „Mutter!" stieß er aber doch heraus.

„Küß mich nicht!" wiederholte sie, den Blick auf ihn geheftet. „Du siehst auch nicht so aus, als hättst du gar so viel Gesundheit im Leib, um dich nicht zu fürchten. Kannst einen auch erschrecken, du! mit den flachen, gelben Backen und den tiefen Augen. Hart mitgenommen vom Leben, wie?"

Er antwortete nicht. „Nein, ich will dich küssen!" rief er dann auf einmal und warf sich über sie hin. Seine Lippen legten sich auf ihren widerstrebenden, weggemagerten Mund. Sie suchten auch die Augen, die Wangen. Es war aber alles anders . . . Mit einem Seufzer der Verzweiflung zog er endlich den Kopf zurück und warf sich in den Armstuhl, der an ihrem Bett stand.

„Ja, ja, kein fröhliches Wiedersehn," sagte Teresas matte Stimme; sie war aber nicht so krank wie das Gesicht, sie ward auch in der Erregung bald lebendiger und kräftiger. „Bist du endlich gekommen, Eberhard? Ich hatt's fast schon aufgegeben, dich noch einmal zu sehn —"

„Schriebst du mir denn je die Wahrheit, Mutter? wie es mit dir steht? Immer wieder: ‚es geht noch nicht gut, aber auch nicht gar so schlecht!' Erst als der Brief von Tante Anna kam, da wußt' ich's. Da hab' ich alles andre fahren lassen und mich auf den weiten Weg gemacht. Mutter — es geht dir schlecht!"

Er sah sie mit allem Jammer des Mitleids an.

Teresa schaute aber finster zur Decke auf, diese weichen Blicke nahm sie nicht wahr; „auf den weiten Weg!" sprach sie ihm nach. „Ja, warum triebst du dich so in der Welt herum? — Und wie sollt's mir nicht schlecht gehn, wenn du mir nur Elend und Sorge machtest? ‚Mutter, ich will dir nun Freude machen,' sagtest du mir damals, ist nun bald ein Jahr her; ‚du sollst noch wieder gern leben!' Ich hab's geglaubt, ich hab' dich gesegnet. O Jesus Maria! Das war ja alles Schaum und Traum. Eure Fabrik am Niederrhein . . . Du hast mir nicht oft und nicht viel geschrieben; aber ich weiß doch viel. Durch Tante Anna und auch sonst. Ja, ja, ja, mehr als du denkst! — Eure Fabrik . . . Ihr verstandet's ja nicht. Ihr unternahmt was, das ihr nicht machen konntet; ihr hattet nicht das Geschick dazu —"

„Sag doch lieber, daß wir Unglück hatten!" Eberhard sprang auf. „Mit weniger Talent und weniger Fleiß werden andre Millionäre. Wir nicht!"

„Ach, ihr phantastischen Köpfe, immer klagt ihr das Unglück an. Dein Brotgeber oder Kompagnon, der war grad wie du! Nur drauf los, gründen, bauen, Reklamen herumschicken, in alle Zeitungsposaunen blasen; das Glück, das fliegt dann schon zum Fenster herein!" Teresas Stimme ward vor grimmigem Kummer hart, grausam: „Nu, was ist geworden? Niente! niente! Er hat all sein Geld in ein großes Loch geworfen; wieder herausgekommen

ist nichts! Dann habt ihr über Gott und das Schicksal geflucht — und ich hab' dir in deiner Not Geld geschickt, soviel ich nur konnte — und was hast du damit gemacht? Zu den Anarchisten bist du gegangen . . . Eberhard! Eberhard!"

Sie hob ihre hageren Hände, ballte sie zu Fäusten.

„Mutter," erwiderte er, „sprich nicht so viel. Es bringt dich ja — — Da ist er schon! der Husten! und wie! — Hör mich lieber an. Uns beiden ist schlecht zu Mut; sollen wir uns das Herz noch schwerer machen? Ist darin Vernunft? — Ja, ich hab' geflucht. Ja, ich bin in die Welt gegangen; das Schicksal und das Leben und alles ekelte mich an! Da hab' ich mich zu den Menschen gesehnt, denen es ebenso geht, mit dem Ekel, mein' ich; und hab' in der Schweiz und in Amerika mich herumgetrieben und wie Diogenes mit der Laterne solche Menschen gesucht —"

„Menschen!" unterbrach sie ihn. „Unmenschen! Vernichtungsmenschen! — Denen hast du unser Geld gegeben —"

„Wenn sie hungerten —"

„Und mit Nihilisten und Anarchisten und all dem verzweifelten Volk hast du die Welt in die Luft gesprengt!"

„Mutter, sie steht doch noch. Auch Bonn steht noch. Du liegst in deinem Bett. — Aber schön hast du's hier nicht!" Er trat ans Fenster; sie hustete wieder. Teresas Zimmer lagen auf einen kleinen Hof hinaus; sie war schon zweimal wieder umgezogen,

in keiner Wohnung hatte sie Ruhe. Vom trüben, bedeckten Himmel kam wenig Licht. Teresas Hüsteln hinter ihm schnitt ihm in die Brust; es klang so nach Auslöschen und Vergehn. „Warum ist Tante Anna nicht hier?" fragte er zum Bett zurück.

„Sie hat kranke Kinder."

„Mutter! Und warum hast du nicht den besten Arzt, den's hier gibt? warum diesen Marquard, von dem keiner was wissen will?"

„Ach, was liegt daran," sprach sie halb in ihre Kissen hinein. „Ich hab' nur darum einen genommen, weil jeder sagt: es muß sein. Ich mag nicht mehr leben; werd' auch nicht mehr leben. ‚Schwindsucht' — das ist ein sehr gutes deutsches Wort. Ja, ich hab' diese Sucht: ich will nur noch weg! — Da hat er nun Tränen in den Augen. Ach, nicht weinen, Junge. Das Leben ist für Glückliche. Ich hab' mich satt gelebt!"

„Hast dir die Gesundheit weggelebt! Durch deine einsame Unvernunft. Luft, Ernährung, Wohnung, alles war schlecht, darauf will ich wetten. — Aber nun mach' ich dir auch noch Vorwürfe, wie du mir. Ach, was hilft uns das? — Hätt' ich dir lieber keinen Kummer gemacht. Liebe, liebe Mutter!"

Er schaute sie an, und vor Jammer schüttelte er den Kopf. Darauf warf er sich auf die Erde und begann zu schluchzen.

Teresa war still. Er lag von ihr abgewendet. Als er nach einer Weile, noch weinend, wieder zu ihr aufsah, erschrak er fast: sie hatte sich halb auf-

gerichtet, und mit aufgestütztem Ellbogen, etwas vorgebeugt, starrte sie auf ihn hinunter. Die fieberig glänzenden Augen waren mit Tränen gefüllt, ein paar liefen die abgezehrten Wangen hinab; eine sonderbare Seelenangst stand in ihren Zügen. „Eberhard!" seufzte sie.

„Was soll ich, Mutter?"

„Ich möcht' nicht so sterben! Ich hab' so sterben wollen, ohne Abschied; aber nun ist mir doch, als könnt' ich's nicht. Ich hab' eine große Not im Herzen. Steh auf, Eberhard!"

Er stand auf. „Abschied? Von wem? Ich bin ja hier."

„Ja, ja, du bist hier. Dich mein' ich nicht. Guter Eberhard! Geh zum Doktor Roland hin — unserm alten Freund. Sag ihm, ich möcht' ihn noch einmal sehn —"

„Roland?"

„Ja. Eh's aus ist. Geh hin!"

„Mutter — zu dem kann ich nicht. Wir sind auseinander. Ich geh' nicht mehr in sein Haus."

„Auseinander seid ihr? Du wirst ja wohl aller Welt zum Feind! — Aber wenn du deine Mutter noch liebst —"

„O Gott!" — Er sank neben ihrem vorgebeugten Antlitz hin.

„Dann gehst du doch. Wenn Menschen sterben, ist das alles wie nichts! Sag ihm: meine Mutter ist vor ihrem Ende, möchte dich noch sehn. Wenn du das dem Roland sagst, so weiß er nicht mehr,

daß ihr auseinander seid, und kommt ganz gewiß! Was siehst du mich so an? Willst du nicht?"

„Ich muß ja," antwortete er. „Wenn du es willst! — Aber du sollst nicht sterben, Mutter. Ich kann dich nicht verlieren!"

„Das hab' ich zu meiner auch gesagt. Geh nur, geh nur! Geh!"

Es war etwas Erschütterndes, Rätselhaftes auf ihrem Gesicht; er stand langsam auf. Ihn hielt noch ein plötzliches Grauen zurück: während ich fort bin, wird sie doch nicht sterben? Aber wie wenn sie seinen Gedanken erriete, lächelte sie ihn an. „Ich erwarte euch!" setzte sie hinzu.

Eberhard ging hinaus. Im Vorzimmer saß die Dienerin. Er sagte ihr ein paar hastige Worte und lief aus der Tür.

Teresa sank in ihre Kissen zurück. Die Beängstigung um ihr Herz herum schwand; die tiefe Müdigkeit, aus der Eberhards Kommen sie aufgerüttelt hatte, sank ihr wieder auf Stirn, Augen und Brust. Hüstelnd schlief sie ein. Aus der wohltuenden Umnachtung, in der all ihr Fühlen versank, stiegen nach und nach wirre Traumbilder auf, wohl vom fiebernden Blut erregt, gaukelten über ihr nebelndes Bewußtsein hin und vergingen wieder. Es ward deutlicher; sie sah sich auf einer Wiese am Wald, auf einem Heuhaufen ausgestreckt. So im Heu zu liegen, das hatte sie früher besonders geliebt. Neben ihr lag Friedrich Roland; sie blickte ihn wohl nicht an, aber sie wußte es doch. Sein Arm war unter

ihrem Rücken und an ihrer Schulter. „Therese!“ fing er an zu sprechen; mit einem Ton, wie sie ihn von Roland noch nie gehört. Es war der Ton, nach dem sie sich so lange gesehnt... Dann lagen sie Mund an Mund; nicht mehr im Heu, wie es ihr vorkam; es kümmerte sie nicht. Sie stürzte sich in seine Liebkosungen, die über all ihre Glieder herfielen; endlich! dachte sie. Er flüsterte an ihrem Ohr; die Worte verstand sie nicht. „Friedrich!“ flüsterte sie aber auch, sich nun ganz als sein fühlend. Es war anders, das fühlte sie auch, als sie sich's gedacht. Es war die Wonne, der Rausch der Seligkeit, und zugleich süßer Frieden ...

Von einer Stimme erwachte sie. Rätselhaft: da stand er, in dessen Armen sie eben lag, aufrecht an ihrem Bett. Noch halb im Traum, halb bewußt starrte sie auf die breitbrüstige Gestalt. Eberhard stand neben ihm. „Roland!“ sagte sie endlich, etwas wirr im Kopf. „Friedrich!“ hatte sie sagen wollen; aber über die Zunge kam es nicht.

Warum weckt ihr mich? hatte sie auch gedacht. Ich war so mitten im Glück! — Nun rührte sie aber der tiefe, weiche, traurige, seelengute Blick, mit dem Rolands braune Augen auf ihr ruhten. Es ging ihr ein süßer Gram durchs Herz. Sie hörte, wie er ihren Namen sagte; „bist du wirklich da?“ fing sie wieder an. „Ach, daß ich dich doch noch einmal sehe ... Verzeih, daß ich dich gebeten hab'. Den Arzt meint' ich nicht; helfen kannst du mir nicht. Ich wollt' nur von dir in Frieden scheiden. Sei gut, gib mir die Hand!“

„Waren wir denn in Unfrieden?“ erwiderte Roland, ihre heiße Hand haltend, die sonst wie die einer Toten war. Den Schreck über ihren Anblick hatte er nicht gezeigt. „Ich dank' dir, daß du nach mir geschickt hast. Elend liegst du da. Es ist aber doch ein Wiedersehn!“

Teresa horchte auf seine Stimme; es war doch die beste, liebreichste Menschenstimme, die sie je gehört. Ihr erschien's nun wie ein zweiter Traum, daß er da vor ihr stand und sprach ... „Letztes Wiedersehn,“ entgegnete sie leise; ihrer Brust tat das Sprechen weh. „Darum laß mich dir noch die Wahrheit sagen; über das ewige Lügen bin ich weg. Ich hab' dich gehaßt, Roland. Jetzt bin ich dir nur noch dankbar und gut. Möcht' dich auch noch von Herzen um Verzeihung bitten; für alles ... Ach, wie tut das schon gut, daß ich dir das sage! — Und dann — weißt du — Friedrich Roland — wenn du mir verziehen hast —“

„Therese!“

„Dann laß uns schnell Abschied nehmen; denn ich merk': ich halt' nichts mehr aus; ich vergeh'. Ich sterb' sonst meinem Eberhard, eh ich ihm alles gesagt hab', was ich auf dem Herzen —“

„Mutter!“ schrie Eberhard auf.

„Ja, ja. Also verzeihen und gehn!“

Roland gab ihr noch einmal die Hand. Er kämpfte mit seiner Erschütterung. „Gute Therese — das Verzeihen ist Gottes Sache; mir hast du nichts getan. Aber wenn du's so mit Kopf und Hand be-

gehrſt — gut denn — ich verzeih' dir. Vergib du mir auch; dann iſt's gleich. Gott ſteh' dir bei!"

„Amen!" murmelte ſie. Langſam ſtreichelte und ſtrich ſie über ſeine Hand. Es ſchien, daß ſie ſie küſſen wollte; ihr Kopf, den ſie hob, ſchüttelte ſich dann aber, als fühle er das Vergehen der Kraft, und die Augen ſchließend ſank ſie wieder zurück.

Roland ging leiſe hinaus. Eberhard folgte ihm. Als ſie in der Tür zur Treppe ſtanden, entſchloß er ſich zu fragen: „Sie kann nicht wieder aufkommen?"

Roland ſchüttelte den Kopf.

„Und auch nicht mehr — wochenlang leben?"

„Nein. — Viel weniger, glaub' ich."

Nach einem kurzen Schweigen ſetzte er hinzu: „Wenn du mich dann brauchſt — ich bin da."

„O Onkel Roland! — Hab' Dank!"

Roland ging. Eberhard kehrte, ſchwankend wie im Rauſch, ins Krankenzimmer zurück. Er ſah, daß die Mutter ihn erwartete: ſie hatte mit großer Anſtrengung ihre Kiſſen ſo zurechtgeſchoben, daß ſie aufrechter liegen konnte, und ihre Augen, wie von letztem Leben flammend, ſuchten ihn ſchon in der Tür.

„Ja, nun muß ich auch mit dir noch reden," ſo empfing ſie ihn. „Ich bitt' dich, hör mit Andacht zu. Meine Bruſt iſt eben leichter geworden; nimm du ihr nun die letzte Schwere weg, du mein unglücklicher, mit ſo viel Zorn und Gram geliebter, du mein Schmerzensſohn! — Laß mich nur noch ſprechen; ich kann's noch. Wenn ich nicht mehr lebe, ſo erbſt

du alles; es ist nicht mehr viel, aber es ist doch was. Kannst dir damit weiterhelfen, ein bürgerliches Leben anfangen; so wird dann mein Tod vielleicht noch dein Glück. Hör zu! Geh von all den Phantasten weg, halt dich zu den ruhigen, nüchternen Leuten — die du nie leiden konntst. Mußt es doch noch lernen; sonst gehst du verloren. Schwör mir, Eberhard! Daß du's so machen willst!"

Er schloß die Augen; vor dem furchtbaren Anblick der Mutter und vor seiner Zukunft. „Mutter, ich hab' dich zum Sterben lieb; aber schwören kann ich so was nicht. Nein, ich kann es nicht. Heb nicht so die Hand! Ich will tun, was ich kann, glaub mir's." Mit einer schmerzvoll wilden Bewegung drückte er auf seine Brust: „Aber ich bin nicht allein Herr im Haus. Wie ich in all meinem wütenden Kummer nicht sagen kann: ‚Mutter, werd' gesund!' so kann ich auch über meine innerste Seele nicht gebieten!"

Er fuhr zusammen, denn Teresa richtete sich hoch auf, höher als vorhin, hager und steif wie ein Gespenst. Ihre Augen glühten, sie hob wieder die Hand: „Eberhard! Eberhard!" sagte sie mit fast heiserer, zitternder Stimme. „Deine innerste Seele ... Ich weiß, was die will. Die will den Krieg mit der Welt! Die will Schrecken und Blut! Ob du jetzt die Augen auch zumachst, das nützt dir nichts; ich seh' doch, was drin ist, wovon sie glühn, ich hab' Mutteraugen. Wenn sie unter der Erde ist, denkst du, geh' ich meinen Weg! Aber ich geh' nicht unter

die Erde ... Nein — nur mein Leib — deine Mutter nicht! Bei Gott und der Jungfrau und bei allen Heiligen — bei meiner heißen Liebe zu dir, die du nicht belohnt hast — vor einem Jahr, o Gott, da segnete ich dich noch — aber wenn du solche Dinge tust, wie sie dir aus den Augen sehn, dann verfluch' ich dich! Dann trifft dich, wo du auch bist und wo ich auch bin, deiner Mutter Fluch! Maledizione! Das hat Gott gehört! Du auch! Das kannst du dir nie mehr aus dem Herzen reißen ..."

Ihre Stimme verging im letzten Wort. Sie hatte sich erschöpft wie eine flackernde Flamme, sich zu Tode geschrien. Der Arm, der Kopf hielt sich nicht mehr aufrecht; Teresa fiel plötzlich zurück.

Dem unglücklichen Eberhard schwanden fast die Sinne. Keines Gegenworts mächtig, hielt er sich an der Lehne des Armstuhls fest; gleich darauf fand er sich aber auf den Knien, neben dem Stuhl, und horchte halbbewußt nach dem Bette hin. Rasche Atemzüge jagten sich. Sie jagten sich bald nicht mehr. Es ward leiser, stiller. Lag es an ihm oder ihr? Er hörte schon nichts mehr ...

Maledizione! hörte er nur noch im Ohr. Er verlor sich und schlug auf den Boden hin.



Viertes Buch

Willi war wiedergekommen, wie er es mit Eleonore abgemacht hatte; im Juni, dann im Juli war er schon sechs- oder siebenmal nach Kessenich gewandert, um seine neue „Tante“ zu besuchen. Er hatte den Garten bescheiden geplündert, nach Godesberg zu und auf die nächsten Höhen Spaziergänge mit ihr und Ilse gemacht, und in ihrer Wohnung alle Winkel durchkrochen, denn dem kleinen Beobachter sollte nichts entgehn. Eleonore sah ihm bei allem in träumerischer Freude zu, wie einem ganz unerwarteten Glück; „ich bin ihm verfallen!“ sagte sie zu Ilse. „Ich glaub', ich hab' meine eigenen Kinder auch nicht mehr geliebt!“ Auch die große Mathasuntha war ihr ins Herz gewachsen, aber zu dem Kleinen zog sie ein Zauber hin. Täglich ging sie zur Hauptstraße und schaute in ihr hinunter, gen Bonn: ob er wohl auch heut wieder kommt?

Ein paar Tage nach Rolands letzter Begegnung mit Teresa — es war ein schöner Julitag — war Willi abermals bei Tante Elore, und mit ihr allein: Ilse hatte ihn gebracht, sie war dann nach Friesdorf weitergegangen, eine frühere Dienerin des Hauses

Roland zu besuchen; auf dem Rückweg wollte sie ihr Pflegekind abholen. Willi lief wieder durch alle Zimmer, Eleonore hinterdrein; er durchblätterte ihre Photographienalbums, schon zum viertenmal, und ahmte die Gebärden, die Arm- und Handbewegungen der Abgebildeten nach. Zuletzt verlangte er auch nach dem Erkerstübchen, das er sich bei seinem dritten Besuch gegen Tante Elores Willen gleichsam im Sturm erobert hatte. Das Glasschränkchen mit den Roland-Reliquien war aber durch einen Vorhang verdeckt gewesen und seitdem geblieben; nur eine untere Schublade hatte sie geöffnet und ihn durch allerlei Schätze darin — aufbewahrte Spielzeuge ihrer gestorbenen Kinder — von der andern Neugier abgelenkt. Als er aber heut vor dem Schränkchen stand, zupfte und zerrte er an dem Vorhang, der gegen ihn so unhöflich war, und sah dann so herzlich bittend zur Tante hinauf, daß sie zitterte. Das halt' ich ja nicht aus! dachte sie. Sie irrte auch nicht. „Tante Elore!" sagte er mit einem letzten Anlauf. „Wenn du zu mir kommst einmal, ich zeig' dir alles. — Willst du mir nicht die Liebe geben?"

Von seiner holden Kinderstimme klangen die drollig „gebildeten" Worte so süß. Sie gab ihren letzten Widerstand auf, band den befestigten Vorhang los und zog ihn zurück. Das hatte sie nicht gedacht, daß einst Rolands Sohn vor diesem Schrein stehn und ihre Andenken an seinen Vater mit seinen Kinderaugen betrachten würde. Das Leben war doch ein phantastischer Traum!

Der Bub blickte etwas enttäuscht hinein; „ach, das sind keine ßönen Blumen," sagte er, auf die verwelkten Erinnerungsblumen deutend. Nur das zierliche Thermometerchen gefiel ihm; er streckte die Hand danach aus, Eleonore gab es ihm. Sie suchte ihm auch zu erklären, was es vorstelle; das verstand er nicht. Aber die silberglänzende Quecksilberkugel und die elfenbeinernen Verzierungen reizten ihn. „Magst du mir das schenken?" fragte der Schelm mit recht schön bittenden Augen.

„Das kann ich nicht," antwortete sie. „Das hat mir Doktor Roland geschenkt."

„Ah? Was für ein Doktor Oland?"

„Dein Vater, Willi. Als er jung war. Als wir beide jung waren. Das muß ich nun behalten, nicht wahr, weil's ein Andenken ist."

Willi dachte nach, wie das seine Art war. Es leuchtete ihm offenbar ein, denn er hob plötzlich die Hand und stellte das Thermometer in den Schrein zurück. „Aber d a s?" fragte er dann; sein Fingerchen wies auf einen kleinen, niedlichen Uhrständer, der daneben stand.

„Das hat mir auch dein Vater geschenkt."

Willi begann sich zu wundern. „Und d a s?" fragte er weiter, auf die bisher verachteten Blumen deutend.

„Das auch."

„Und das? — Und das? — Und das?" Er wendete sich nach Kinderart an jedes einzelne Stück. Immer kam dieselbe Antwort. Endlich schüttelte er den Kopf.

„Das ist aber ein komischer alter Kasten, Tante Elore. Alles, was darin ist —"

„Ist von deinem Vater!" — Sie nahm die beiden Photographien heraus, die Roland ihr in Dortmund gegeben hatte, und hielt sie vor den Kleinen hin. „Kennst du diesen Mann?"

Willi ahmte die Kopfhaltung des einen, das nachdenkliche Sichaufstützen des andern Bildes nach; darauf zuckte er aber die Achseln. „Ach nein, ich kenn' ihn doch nicht."

„Dummer Bub! Das ist ja dein Vater! — So hat er damals ausgesehn. Ja, dir fehlt hier sein großer Bart; den hatt' er noch nicht. Und die Brille auch nicht. Aber sonst — — Aber sonst . . ."

Das Herz lief ihr auf einmal über; dieses Betrachten, mit dem Kind zugleich, hatte alles, Altes und Neues, in ihr aufgewühlt. Sie verglich Willi mit den Bildern, sie zog ihn an sich heran, kniete und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. „Ach, du kleiner Willi Roland!" sagte sie, ihn mit beiden Händen drückend. „Ja, es ist ein Traum! — Lieber kleiner Mensch du. Wie wird's nun im Leben dir ergehn? Und den Mädchen mit dir?"

Er verstand einige ihrer Worte und die andern nicht; mit fragenden Augen guckte er in die ihren, die von unverständlicher Schwermut glühten, so daß ihm fast bange ward. Er fing an, sich aus ihren Armen zu winden; „Willi!" rief jetzt draußen eine kräftige, fröhliche Stimme. „Aha!" rief er dagegen. Eleonore ließ ihn los, um geschwind das Glas-

schränkchen wieder zu schließen und zu verhängen. Unterdessen lief Willi zum Fenster und schrie hinaus: „Ilse! Mathasuntha!"

Ilse stand im Garten, Gustav Lenz neben ihr. Sie hatten sich nicht weit vom Haus getroffen, sie von Friesdorf kommend, er von Bonn. Eleonore nahm ihren Hut und ging mit dem Bübchen hinunter, um ihren Neffen zu begrüßen und die Geschwister noch eine Strecke weit zu begleiten. Auf der Straße hängte sich Willi an Tante Elore, das kleine Bangen war weggeweht; er wanderte mit ihr voran, sein Stöckchen aufs Pflaster stoßend. Ilse folgte mit Gustav, der, wie es ihr schien, geflissentlich langsam ging. Umgekehrt strebte sie vorwärts; ihr war beklommen zu Mut.

„Fräulein Ilse," sagte er nach einer Weile mit halber Stimme, „ich hab' ja eigentlich einen sehr schönen Tag! Die letzte Leidensstation ist passiert. Ich darf nun kranke Leute gesund machen oder noch kranker — wie sich's trifft."

„Sie sind mit dem Examen fertig?"

„Ja."

Das Ja klang nicht Gustavsch lustig.

„Warum haben Sie das nicht g l e i c h gesagt," fragte Ilse, „als Ihre Tante dabei stand?"

„Ich wollt' es zuerst I h n e n sagen."

„Warum? Das versteh' ich nicht. — Aber meine herzlichste Gratulation!"

Die Gratulation klang nicht ganz Mathasunthasch herzlich; Gustav fühlte es wohl. Vor zwei Monaten

hätte sie das anders gesagt ... Sie blickte ihn auch nur flüchtig an, dann wieder auf ihren Weg.

„Fräulein — Mathasuntha!" brachte er mit Mühe heraus.

„Was soll sie?"

„Mir nur auf eine kleine Frage eine kleine Antwort geben. Was haben Sie gegen mich?"

„Ich?"

„Ja. Schon lange."

„Aber verzeihen Sie — das wundert mich. War ich nicht immer nett gegen Sie?"

„Nett?" fragte er mit bitterem Lächeln zurück.

„Ach, das Wort mögen Sie wohl nicht. Ich eigentlich auch nicht. Ich kann's nicht ausstehn. Es ist mir nur so ausgerutscht! — Aber was sollt' ich gegen Sie haben? Gar nichts. Wenn ich Sie vielleicht mal gekränkt hab', ohne meinen Willen, so sagen Sie mir's; dann will ich mich bessern."

Willi war tapfer ausgeschritten und hatte Eleonore mitgezogen; sie waren schon eine Strecke voraus. „Nein, so meint' ich's nicht," erwiderte Gustav, der seinen Entschluß gefaßt hatte; „gekränkt haben Sie mich nicht. Also was ich eben gesagt hab', das war wohl dumm; ich ziehe es zurück! — Aber da wir doch gute Freunde sind — eine andre Frage. Ich hab' nun also das Staatsexamen gemacht, kann als Doktor antreten. Kann also auch an eine sogenannte bürgerliche Zukunft denken. Reich bin ich natürlich nicht, das sind wir Lenzens alle nicht; aber arm eigentlich auch nicht; die ‚goldene Mittelmäßigkeit'.

Raten Sie mir, nun bald zu heiraten, Fräulein Mathasuntha?"

Ilse ging etwas rascher vorwärts. „Verzeihen Sie, das ist eine ziemlich drollige Frage. Ich denk', das berät man nur mit sich selbst?"

„Ja, so buchstäblich hab' ich's wohl auch nicht gemeint. Also sagen Sie lieber: was glauben Sie? Daß irgend ein hervorragend gutes und liebenswürdiges Mädchen sich entschließen würd', so einen wie diesen Gustav Lenz zu heiraten?"

Ach, wie kommt das alles dumm heraus! dachte er mit Verdruß und Qual; ihm stieg das heiße Blut ins Gesicht. Als ich allein war, sagt' ich's besser. Aber ich muß durch, muß durch! So halt' ich es nicht mehr aus!

Sie war so zurückhaltend und kühl und fremd gewesen, diese ganze Zeit . . .

Ilse war eine Weile still. Sie sah vor sich hin. „Da kommen Sie eigentlich ganz an den Unrechten," fing sie endlich an; „denn für die Heiratsfrage hab' ich gar keinen Sinn. Da ich selber nie heiraten werd', so —"

„Sie werden nicht —?" fiel er ihr ins Wort.

„Nein, ich ganz gewiß nicht. Bitte, Herr Lenz, bleiben Sie nicht stehn . . . Sie denken wohl, das sagen die Mädchen gewöhnlich, wenn sie neunzehn Jahr alt sind; oder schon drüber, wie ich. Aber bei mir ist's Ernst! Ich geh' von meinem Vater nicht fort. Ich hab' mir gelobt, verstehn Sie, ihn nie zu verlassen. Und ein Mann, ein Wort!"

Gustav ging neben ihr her, wie unsinnig; Ilse rannte fast, um die andern einzuholen, und in einer Art von Taumel rannte er mit. Hatte ihr, während sie so redete, die Stimme etwas gezittert, oder nicht? War ihr das „nie verlassen" wirklich ernst, oder nicht? Wollte sie ihm vielleicht nur schonend sagen: dich will ich nicht!?

Sie waren nur noch wenige Schritte von Eleonore und Willi entfernt; in der Verzweiflung, die ihm durch den Kopf rauschte, machte er einen letzten Versuch. Er wagte, sie am Arm zu halten, damit sie nicht mehr weiter ginge. „Bitte," stieß er fast ohne Stimme hervor, „stehn Sie doch einen Augenblick still! Ist das Ihr allerletztes Wort? Gibt es keinen Mann auf der Welt, für den Sie Ihren Vater verlassen könnten — wie das doch sonst die Töchter tun?"

Ilse verzog das Gesicht. „Bitte, schonen Sie mich," flüsterte sie. „Ich hab' kein anderes Wort!"

„Ilse!" rief jetzt Willi vor ihnen; er und seine Dame standen. „Tante Elore kehrt hier um!"

„Und ich muß schnell in die Stadt!" warf Gustav in demselben Augenblick hin; riß die Uhr aus der Tasche und warf einen Blick darauf, der nichts sah. „Ich werd' erwartet. Ich hab' mich verspätet. Guten Abend!"

Er grüßte mit dem Hut und der Hand. Vor seinen Augen nebelte es; er rannte fast Willi um, der ihm entgegenlief. Mit seinen großen, eilenden Schritten war er den dreien bald entschwunden.

* * *

Es kam erst eine Art von Ruhe in Gustav, als er in eine Bonner Weinstube eingetreten war und den bekannten, gewohnten Platz in seiner Ecke eingenommen hatte. Das Zimmer war beinahe leer, von seinen Freunden jetzt keiner drin; zu sprechen brauchte er nicht, in körperlicher Ruhe konnte er die wilde Jagd seiner Gedanken durch den brennenden Kopf dahinstürmen sehn. Er trank dazu, ein kühles Glas nach dem andern; Essen war unmöglich ... Also keine Mathasuntha! Gewißheit! — Gewißheit war auch was wert. Es schien einmal! Da schien's also nur; oder einen Augenblick hatte sie sich eingebildet: den hab' ich lieb; dann war's aber wie Blütenstaub in die Luft geweht. O du dummer Kerl, sagte er zu sich, gegen sich selber wütend: daß du eine Sekunde lang denken konntest, das mit dem Vater ist Ernst! Ihre letzten Worte, die sagten's ja, auch für einen Hirnrissigen deutlich genug: laß mich doch gehn, ich will dich nicht! — Seit vielen Wochen schon hat sie mir's gesagt, durch ihr ganzes Wesen; hätt' ich's nur verstanden. Ach, es ist zu dumm: wenn man so zum Sterben vernarrt, verliebt, in einen einzigen Menschen verkeilt und verhauen ist, daß man die Wahrheit nicht sieht, und wenn sie einem wie ein Vogel vor den Augen flöge — weil man sie nicht ertragen könnt', weil sie wie der Tod ist!

Nach einer Stunde oder länger litt es ihn auch in der Stube nicht mehr; er hatte seinen Wein hinabgestürzt — mehr, als er sonst trank — und irrte wieder auf die Straße hinaus. Es war inzwischen

Abend geworden; halber Mond und Sterne durchleuchteten die mild warme Luft. Sein Kopf, durch den Wein zuerst scheinbar gekühlt, dann noch mehr erhitzt, richtete sich an einem Trotzgefühl auf: nun, wenn nicht, dann nicht! Ein Kerl, der aus der letzten Staatsprüfung kommt, kann sich der nicht so ein Mädel aus dem Herzen reißen? Die eine Prüfung bestanden und die andre nicht? — Ich will diesen Abend feiern — 's ist mein Ehrenabend! Will doch nicht wimmern wie der Tenor in der Oper, wenn sie ihm ihr Nein zugesungen hat. Feiern will ich ihn . . . Feiern will ich ihn . . .

Er wußte nur noch nicht, wie. Er rannte durch die Straßen. Ein leises, wohltuendes Rauschgefühl ging unter seiner Hirndecke mit. Auf einmal blieb er stehn, unklar, warum; er sah nur, daß er in der Poppelsdorfer Allee stand, vor einem hellerleuchteten Haus. Er besann sich in die Welt zurück: es war Professor Steinles Haus. Was er in dieser Seelenqual und Gedankenjagd völlig vergessen hatte, fiel ihm wieder ein: heut abend erwartete ihn Lydia. Er hatte ihr's versprochen. Vierhändig Sonaten oder Klavierauszüge spielen . . . Ach, was war ihm sonst Lydia . . . In dieser Stunde erschien's ihm wie 'ne Art von Rettung: sich hineinstürzen in die Wellen der Musik — sich selbst vergessen — und in Lydias hold freundlichen Blicken fühlen, daß man doch nicht von dem ganzen langhaarigen Geschlecht weggestoßen ist. Sein Trotz bäumte sich auf, wie ein gesunder Junge, herzbefreiend. Er riß sich den Hut vom Kopf,

schüttelte ihn, als schüttelte er alles andre weg, und trat in das Haus.

Im Musikzimmer kam ihm die wieder weißgekleidete, blaßblau gegürtete Lydia entgegen; sie lächelte ihn so herzlich an wie noch nie: „Da steht ein Sieger!" sagte sie zur Begrüßung. „Kein olympischer Sieger, aber doch auch einer; und für uns Akademischen mehr, viel mehr als die! — Kommen Sie, kommen Sie, eh' wir hier Musik machen . . ."

Sie nahm ihn bei der Hand, wie einen alten Freund, und führte ihn in ihr Boudoir, wo rosig gedämpfte Lampen brannten. Auf ein rundes Tischchen hatte sie Früchte, Kuchen und eine Flasche edlen Rheingauers mit goldig verzierten Römern gestellt. Sie füllte die Gläser, wohl etwas zu gewollt anmutig die Hebe spielend; „auf Ihren Sieg müssen wir trinken!" sagte sie mit Begeisterung. „Als mein Mann mir's erzählte, da sagte ich mir gleich: das feiern wir heut in Rauentaler Auslese!"

Feiern! Feiern! ging durch Gustavs Kopf, den diese Begrüßung, die „weiße Dame", der sie umschwebende feine Wohlgeruch, der Duft des Weins traumhaft angenehm verwirrten. Da hab' ich also meine Feier, bei Gott! — „Gnädige Frau," erwiderte er, sich wie in einem reizenden Märchen fühlend, „Sie sind so liebenswürdig — die liebenswürdigste der Frauen — aber ich bitt' Sie, sprechen Sie doch nicht von Sieg. Ich hab' ein Examen gemacht. Jeder leidliche Dummkopf macht es. Ich hab' nur die Regel bestätigt, weiter ist es nichts!"

Lydia lächelte ihn kopfschüttelnd an: „Nein, nein, 's ist doch anders! Ich hab' ja doch heimlich gezittert um Sie: wird er's auch bestehn? Um so einen ‚leiblichen Dummkopf' hätt' ich das nicht getan; wie heißt es doch in der alten Fabel: ‚Der kommt durch seine Dummheit fort!' Aber Menschen wie Sie — die Musik in sich haben, und Poesie, und allerlei Höheres — die bleiben manchmal grade in so 'nem elenden Sumpf stecken; die haben nur fliegen gelernt. O Gott, wenn das mein Mann hörte! der doch auch in dem Sumpf sitzt und examiniert. Aber er kann's nicht hören, er ist nicht zu Hause. Wir haben noch nicht angestoßen, Herr Lenz. Nehmen Sie Ihr Glas. Auf Ihren heutigen Sieg!"

Sie hob ihren Römer, warme, innige Freude in den bläulichen Augen, die Gustav leuchten sah wie noch nie. Die Gläser klangen schön zusammen. „O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen," sagte er gerührt.

„Und daß diesem Sieg immer neue folgen!"

Sie stieß nochmals an sein Glas. Dann trank sie, mit madonnenhafter Grazie, in der aber auch etwas weltlich Frohes, Blühendes gleichsam mitlachte; wenigstens erschien's ihm so. Ihre festliche Freude berauschte ihn. Sein zusammengebrochenes Selbstgefühl richtete sich wieder auf; er leerte sein Glas. Er wußte nicht, wie er ihr danken sollte; so ergriff er ihre Hand, die eben den Römer niedersetzte, und küßte sie.

Lydia lächelte träumerisch: „O, Ihre warmen Lippen! — Und meine sind oft so kalt. — Ja, was

ich Ihnen noch sagen wollte: ich freue mich so von Herzen über Ihren Erfolg — und freue mich auch wieder **nicht**. Warum sind Sie eigentlich Mediziner geworden? Es paßt mir nicht zu Ihnen. Wie ich eben sagte: Sie haben Musik, Poesie, Ideale. Der Mediziner wird so gern cynisch, materiell, brutal! Wenn ich an all das Schöne, Feine, Edle in Ihnen denke —"

„Liebe gnädige Frau," unterbrach er sie, „beschämen Sie mich nicht! Wie überschätzen Sie mich. Cynisch und brutal hoff' ich nie zu werden; aber —"

„Nein, das hoff' ich und glaub' ich auch; das werden Sie nicht! Aber ich hab' dieser Tage geträumt, was Sie hätten werden sollen; denn Sie beschäftigen mich. Ein philosophischer Lehrer, dacht' ich! an der Universität. Philosoph des Idealismus! Verkündiger alles Guten und Schönen! Es geht so eine sonnige Wärme von Ihnen aus, die den Menschen wohltut. Prediger und Priester des Schönen, dazu hat Gott Sie gemacht!"

Was für eine Stimme! dachte Gustav, der mit glühendem Kopf wie verzaubert zuhörte; wie weich und wie süß! Ach, und so überschätzt zu werden — nach so 'ner Niederlage — wie schön! — Er nahm aber ihre kleine Hand: „Bitte, lassen Sie. Das Bild, das Sie sich von mir machen, das lügt. Ich hoff' ein leidlich guter Doktor zu werden; mehr hat Gott mit Gustav Lenz nicht gewollt!"

„O Sie Kleingläubiger!" schalt sie und schlug sanft auf seine Hand, mit ihrer freien. Er ergriff

dafür auch diese und küßte sie; dann hielt er ihre beiden Hände fest. „Sie Kleingläubiger mit den warmen Lippen . . . Also nur Mediziner. Nun, dann sagen Sie mir, geprüfter Mediziner: was soll man gegen kalte Lippen tun? so, wie ich sie hab'?"

„Kalte Lippen?"

„Ja. Das heißt, eigentlich nur eine: die Unterlippe." Sie legte ihren rosig weißen Zeigefinger darauf. „Die ist sonst schon warm, ich bin keine Nixe; aber von Zeit zu Zeit geht's ihr sonderbar: sie bekommt ein Kältegefühl — besonders in der Mitte, hier. Das will dann nicht weichen . . . Können Sie es sehn?"

Sie näherte ihm ihr Gesicht.

Verworren und erregt lächelnd schüttelte er den Kopf. „Wie sollte man das sehn?" murmelte er dann.

„Ich dachte. Etwas weniger rot."

„Nein, Ihre Lippen sind beide so rot, so rot . . ."

„Wenn Sie also ein junger Doktor sind, dann helfen Sie. Nehmen Sie mir die Kälte weg!"

Gustav hielt ihre Hände noch. Ihr Gesicht war so nah; ein leiser Taumel schüttelte ihn. „Verspüren Sie sie jetzt?" fragte er so hin; er wußte nicht recht, was er sagte.

„Ja; so kalt, so kalt." Es war wie ein leises Seufzen in der süßen Stimme.

Und warum denn auch n i c h t? dachte er nur noch; er war wie aus der Welt, weit draußen. Er neigte den Kopf und legte seine Lippen auf ihren Mund.

Sie waren warm; sie hielten still. Das Kalte fühlte er nicht ...

Ihre Arme umschlangen ihn; im nächsten Augenblick aber ließen sie ihn wieder los. Die Tür zum Musikzimmer hatte sich geöffnet, Professor Steinle stand darin, den Hut auf dem Kopf. Er stieß einen Laut der Überraschung aus, der Gustav durch alle Glieder fuhr. Lydia trat zurück, gegen ein jähes Zittern kämpfend; sie stützte sich mit einer Hand auf den runden Tisch.

„Lydia!" rief Steinle aus. Es war das vollkommenste, hilfloseste Entsetzen in dem einen Wort. „Herr Lenz! Herr Lenz!" stieß er dann in fassungsloser Empörung hervor und trat auf ihn zu.

Gustav war, wie wenn er aus dem Traumland zurückkäme; er fühlte die schreckliche Wirklichkeit, aber er begriff es noch nicht. Es rauschte ihm im Ohr, es wölkte sich vor seinen Augen. „Herr Professor," stammelte er, da er dessen gerötetes Gesicht wie in einem Nebel vor sich sah. „Ich stehe Ihnen zur Verfügung ..."

Die Worte waren heraus, er hörte sie, als hätte sie irgend jemand gesagt.

„Verlassen Sie mein Haus!" schrie Steinle ihn an. „Sie werden von mir hören! Gehn Sie dort aus der Tür!"

Gustav hatte nichts zu erwidern, er taumelte hinaus.

* * *

Am nächsten Vormittag stand Ilse Roland in ihrem Wohnzimmer am Fenster, Berta neben ihr. Die kleine Freundin war nur gekommen, um etwas zu melden, was in Bonn nur wenige wußten, denn in die Zeitungen war es noch nicht gekommen; Berta, die alles erfuhr, hatte es diesen Morgen gehört. Vor drei Tagen war Frau Teresa Hofbauer gestorben, ganz in aller Stille, rascher als man erwartet hatte; ihr Sohn Eberhard war kurz vorher gekommen und hatte ihr die Augen zugedrückt. Heut in aller Frühe war sie still beerdigt worden, „kein Mensch" hatte es gewußt. Daran war wohl Eberhard schuld: der konnte die Begräbnisse mit Blumenprunk und Gefolge und all dem Getue nicht leiden; so hatte man wenigstens Berta erzählt. Sie mußte weiter, küßte Ilse und ging.

Ilse sah erschüttert zum Fenster hinaus. Erlösung! dachte sie freilich; denn daß Frau Hofbauer am Leben nicht hing, daß sie Leiden und wenig Freuden hatte, davon hatte ihr Eberhard dies und das gesagt. Schaurig bleibt aber doch immer der Tod; wenn die Tür ins Schloß fällt ... Und Eberhard hatte keine Mutter mehr. Und Eberhard war wieder hier! — Ilse befragte ihr Herz: was es dabei fühlte? Es rührte sich nicht. Es war totenstill. Nein, Eberhard war nicht mehr drin; ach, nur dieser Gustav, vor dem es sich verbarg, den es kränken mußte, der gestern wie unsinnig davongestürzt war, weil es ihn auf den Tod gekränkt hatte. Und wie wird das nun enden? — Sie mochte die Welt nicht mehr sehn, sie trat ins Zimmer zurück.

Ihr scharfes Ohr hörte, zu ihrem erschreckenden Erstaunen: eben dieser Gustav kam! Seine Stimme sprach zu Anna, dem Mädchen. Er kam heut, diesen Morgen, nach der gestrigen Flucht? — Sie hörte ihn in Rolands Arbeitszimmer gehn; Roland war zu Hause. Ilse stand bei der Tür, die herzlich begrüßenden Worte des Vaters fielen ihr ins Ohr. Gustav schien aber aufgeregt, verstört, abgerissen zu sprechen; es war nur etwas wie „großes Unglück" zu verstehn; sie horchte unwillkürlich. „Kommen Sie zu sich," sagte Roland, das verstand sie wieder; „was ist denn geschehn?"

Gustav hob die Stimme, wohl in der Erregung: „Der Professor kam plötzlich, unerwartet nach Haus. Er ist dazugekommen, als ich Frau Lydia küßte!"

„Leise! leise!" sagte Roland.

Ilse stand wie erstarrt. Es lief ein Frost über sie hin; als sollte sie nun erfrieren und so stehen bleiben. Sie hörte aber Gustav weitersprechen . . . Gott, mein Gott, ich horche! durchfuhr sie. Das erweckte sie. Sich losreißend schlich sie weg von der Tür, dann ins dritte Zimmer. Das Entsetzen, der Schmerz hielten sie hier wieder eine Weile fest; ein gräßliches Gefühl riß sie und zog und zog: zur Tür zurück! Hören: wie ist das gekommen? was wird nun? — In der Angst vor sich selbst floh sie weiter, in ihr Schlafzimmer, das auf den Garten ging. Dort lehnte sie sich an die Wand; sank auf einen Stuhl. Ihr war, als ob sie noch immer die schrecklichen Worte hörte . . .

Endlich sprang sie wieder auf, zog den Schlüssel ab von ihrer Tür und warf ihn durchs offene Fenster in den Garten hinab. Nun konnte sie nicht fort. „Gustav! Gustav!“ stöhnte sie vor sich hin, in einer Qual, die sie noch nie gekannt. Sie warf sich aufs Bett.

* * *

Roland saß in seinem hölzernen Armstuhl, der bleiche, schwer atmende Gustav ihm gegenüber; Roland legte ihm eine Hand aufs Knie. „Fassen Sie sich und erzählen Sie ruhig, von Anfang an; sonst versteh' ich's nicht und kann Ihnen nicht helfen, und Sie kommen nicht aus der Verworrenheit. Ordnung und Klarheit im Kopf! — Wie und von wo kamen Sie in Steinles Haus?“

Gustav, durch Rolands Stimme und Worte zu mehr Besinnung und Ruhe gebracht, begann seinen Bericht. Er erzählte nicht von Kessenich, aber von der Weinstube; von seinem überstürzten Trinken, dann von dem festlichen Empfang durch Lydia, ihren herzlichen Worten, dem Freudenrausch, der über ihn kam. Endlich die kalte Lippe — der Kuß. Steinle in der Tür!

Roland nickte zuweilen still. Bald warf er einen scharfen Blick durch die Brille auf den unglücklichen Erzähler, bald sah er den Fußboden an. Er schien weder so erstaunt noch empört, wie Gustav erwartet und gefürchtet hatte. In einem orientalischen Gewand hätte er etwa wie ein kluger Türke ausgesehen,

der einem Märchenerzähler zuhört. Als der Bericht zu Ende war, schüttelte er nur langsam den Kopf. „O ihr blindes junges Volk! Ihr Motten! Ihr Motten! — Die alte, ewige Geschichte von dem ewigen Licht!"

„Ich komm' in meiner Verzweiflung zu Ihnen, Herr Doktor. Sie sind Professor Steinles bester Freund. Sie sind in meinen Augen der weiseste Mensch —"

„Den Satz fingen Sie vorhin schon einmal an," unterbrach ihn Roland. „Ich weiß höchstens, wie dumm wir sind und ich mit voran! — Also Sie haben sich ihm ‚zur Verfügung' gestellt —"

„Und er erwiderte darauf: Sie werden von mir hören!"

„Sie meinen, ein Duell? Unsinn! Das ist nichts für Steinle ... Das ist auch nichts für die Frau! Mit diesen Torheiten sollte man eigentlich das neue Jahrhundert nicht mehr auf die Schulbank drücken! — Der Steinle — mit dem könnt' ich reden ..."

Er murmelte etwas in den dichten Bart, das Gustav nicht verstand.

„Das war meine dunkle Hoffnung, Herr Doktor. Daß ich mich nicht fürchte, glauben Sie mir wohl. Aber um der Frau Lydia willen — wie Sie eben sagten —"

Roland beugte sich vor, durchbohrte den jungen Mann mit den großen Augen: „Nun aber auch ganz mit der Wahrheit heraus. Haben Sie mir alles gesagt? Wirkliche Liebe zu dieser Frau — ich

meine, was man so Liebe nennt — also kurz, Liebe war's nicht?"

„Herr Doktor! Wär' ich dann hier? Spräch' ich dann zu irgend jemand ein Wort? Nichts, nichts, nichts von Liebe! Nur Freundschaft — Verehrung —"

„Und Blindheit, Dummheit. Sie entschuldigen!" — Rolands Augen bohrten noch tiefer: „Aber ein Mann wie Sie — ich mein' Sie doch zu kennen — der fliegt doch nicht so ins Licht, weil eine Frau Lydia ihm schöne, schmeichelhafte Sachen sagt. Auch nicht aus verdammter Leichtfertigkeit; denn so sind Sie nicht. Da muß also noch ein Grund sein, ein verborgener — sagen wir: ein Abgrund. Wie? — Sie brauchen ihn mir nicht zu zeigen, natürlich. Aber wenn ich nicht hinunterseh', so steht's mit meinem Helfen schlecht!"

Gustav ward bleich und rot. Er wand sich, ohne es zu wissen, auf seinem Stuhl. Vor dem Vater! dachte er. Kann ich ihm von meinem Herzenskummer sagen, ohne daß er an Ilse denkt? — Er betrachtete das ernste, starkbärtige, kluge, gute Gesicht; — vielleicht doch! sagte er sich in seiner Not. Das Gesicht war auch treuherzig, unverdorben, von weltlichen Leidenschaften unberührt. Wenn Roland in all diesen Wochen von seinem Arbeitstisch in die Wohnzimmer kam und dort Gustav fand, wie fand er ihn? Als Willis Spielkamerad. Er nannte ihn auch so. Warum sollte ihm der Gedanke aufsteigen: der liebt meine Tochter? — Wenn es jetzt nur gelang, ihn von der Wahrheit wegzutäuschen; wenn er angeleitet ward, vorbeizudenken ...

„Ja, Sie haben recht," gab Gustav zur Antwort, zu einem raschen Entschluß gelangt. „Ich muß Ihnen alles sagen, Herr Doktor; sonst verstehn Sie doch diesen unglückseligen, schrecklichen Leichtsinn nicht! — Ich kam in Verzweiflung hin. Meinem Herzen war — — Ich hatte eine alte Liebe. Nicht hier, sondern — anderswo. Auf die hatt' ich meine Zukunft gebaut. Wenn ich etwas geworden bin, dacht' ich, dann kann ich sie erreichen, dann wird das mein schönstes Glück! — Und nun, grade gestern — — ein Brief. Es ist aus! vorbei! — Ich sag' es niemandem als Ihnen, Herr Doktor. Ich kann auch nicht mehr davon sagen als dies. Es — es ist zu ernst. Wie ein Verrückter bin ich dann umhergelaufen; und zum Wein; und zu Frau Lydia. Und da sie so gut zu mir war — ein unsinniger Trotz und Freudenrausch — Selbstvergessensrausch — — So ist's dann gekommen!"

Roland summte etwas, wieder in den Bart, und stand langsam auf. Er warf, nur so von der Seite, einen Blick voll Mitleid auf Gustav; Eleonore! fiel ihm ein. Er dachte an sein eigenes Dortmunder Herzensunglück. Es war auch ein Brief. Nur so eine Lydia war dann nicht gekommen ...

Gustav hatte sich auch erhoben; ein trostloser, mit sich selber hadernder Jammer verfinsterte das junge, hübsche Gesicht. Er veredelte es zugleich. Nein, der heuchelt nicht! dachte Roland. Er legte ihm eine Hand auf die Schulter, so zart, wie es der großen, behaarten, starkknochigen Hand gelingen wollte:

„Lieber Gustav Lenz! Ja, das sind so Sachen. Das sollt' in so 'nem jungen Leben nicht sein. Tut mir herzlich leid. — Aber Himmeldonnerwetter! Wenn Sie das Mädel von Herzen lieb hatten, wie konnten Sie dann dieser Lydia in die Arme fallen — um sie von ihrer kalten Lippe zu kurieren — diese Erzkokette!"

„Ja, das ist sie wohl. — Ich hab's nicht geglaubt. — O Herr Doktor! Ich veracht' mich ja! In dieser Nacht hab' ich mich mehr verwünscht und verachtet, als in meinem ganzen Leben! — Ich war nicht bei Sinnen. — Nicht bei Sinnen — ja, das sagt man so. Wenn man aber stehn und reden kann, und trotzen und sich freuen, und sehn, wie schön rot die Lippen sind ... Ich hab's nun verdient! daß mich die andre nicht will! Diese Reinste, Beste — o Herr Doktor — ein so edles Geschöpf. Die für mich viel zu gut war, das seh' ich jetzt. Ich hab' mir mein Schicksal verdient!"

Ein leises „Hm!" nach dem andern kam aus Rolands Kehle. „Das soll der Teufel regieren!" sprach er dann vor sich hin. „Motten! Motten!" Es klang aber sein weiches Mitleid durch. — „Also Herr Lenz," sagte er endlich, „ich dank' Ihnen für die Aufrichtigkeit. Ich weiß nun meinen Weg. Rühren Sie sich in der Sache gar nicht, bis Sie von mir hören. Nicht verzweifeln! Auf Wiedersehn!"

* * *

Gustav war gegangen, Roland, schon den Hut in der Hand, stand noch mitten im Zimmer; es ging ihm allerlei durch den Sinn. Väter sind doch ein eitles Volk! dachte er. Ich sah ja, daß Willi mir diesen Gustav ins Haus zog, daß der lange Bursch sich in den kleinen süßen Bengel verliebt hatte; man konnte ja nichts Hübscheres sehn als die zwei miteinander. Aber manchmal sagt' ich mir doch — so sind wir Narren —: wenn er so oft die Ilse sieht, dann kommt er nicht mit heilem Herzen davon! — Mir wär's recht gewesen. Ein feiner Bursch! Und ein tüchtiger Kerl; und ein edles Herz. Trotz der — kalten Lippe! — Aber da hat sich wieder mal so ein Herr Vater getäuscht. „Eine alte Liebe." — Also fort, zu Steinle! 's wird ein saurer Gang!

Er wollte nur noch der Tochter sagen, wie dieser Vormittag verlaufen werde; er ging ins vierte Zimmer, wo Willi spielte. Ilse war aber gegen sein Erwarten nicht da; Anna behütete den Kleinen. „Wo ist meine Tochter?" fragte Roland.

Das Mädchen hatte sie nicht gesehn. Er trat auf den Vorplatz hinaus und kam zu Ilsens Schlafzimmertür. Ehe er klopfte, glaubte er ein leises Weinen zu hören; so, wie Ilse geweint hatte nach der Mutter Tod. Verwundert pochte er an. Jetzt hörte das Weinen auf. Es kam keine Antwort.

„Ilse!" rief er. „Ich bin's! — Was gibt's?"
Hinter der Tür blieb es still.

„Ich hab' ja gehört, daß du drin bist. Ich hab'

deine Stimme, dein — — Kind, das muß ich wissen. Mach auf!"

„Ich kann nicht," erwiderte Ilse jetzt; es klang wie Scham und Verlegenheit. „Der Schlüssel liegt im Garten!"

„Der Schlüssel zu dieser Tür?"

„Ach ja. Bitte, frag nicht weiter. Bitte, hol ihn, Vater, steck ihn in die Tür und schließ auf und geh!"

Roland stieg die Treppe hinunter — dies war ihm neu, noch nie erlebt — und kam bald mit dem gefundenen Schlüssel zurück. Er schloß auf, ging dann aber nicht, sondern trat ein. Ilse lag nicht mehr auf dem Bett, sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt; was sie erlebt hatte, war aber nicht zu verbergen: die Augen waren verweint, das Haar verwirrt, und fliegende Röte kämpfte mit Todesblässe auf dem jungen Gesicht. „Was ist denn geschehn?" fragte er. „Was gibt's?"

Sie antwortete nicht.

„Aber Ilse! Kind! Du glaubst doch nicht, daß ich wieder fortgeh', eh' ich weiß, was meinem Kind geschehn ist. Warum hast du den Schlüssel in den Garten geworfen?"

Sie sah ihn mit starren Augen an. Reden mußte sie. — „Ich wollt' nicht wieder hinaus."

„N i e wieder?"

Am liebsten n i e wieder! dachte sie. Das unterdrückte Schluchzen rührte sich, stieg ihr in die Kehle. Sie bezwang es aber mit der Willenskraft wie vorhin.

„Gib mir Antwort, Ilse; ich bin dein Vater — und dein bester Freund. Du wollt'st also nicht hinaus. Es wollte aber jemand in dir hinaus: darum warfst du den Schlüssel weg. Was hat denn meine Ilse erlebt, daß ihr so zu Mut ist? Kind, wie siehst du aus? — Wo wollte der Jemand hin?"

„Welcher Jemand?"

„Der in dir."

Sie sah in ihren Schoß und schwieg.

Roland setzte sich ihr gegenüber aufs Bett. „Seit wann hast du denn hier gelegen? Ja, hier; man sieht's ja. Wie lang hast du hier schon geweint?"

„Ach, ich weiß nicht, Vater. — Hab mich doch lieb und frag nicht und geh!"

„Weil ich dich lieb hab', frag' ich dich; aus Neugier doch nicht. Wo war denn das, worüber du weintest, und wovon der Jemand noch mehr sehen oder hören wollte? Weit von hier kann's nicht — — Du warst heut noch nicht aus dem Haus, und nicht aus der Wohnung. Hast du das Unglück, oder was es nun ist, aus dem Fenster gesehn?"

Ilse atmete nur tief; Antwort gab sie nicht.

„In welchem Zimmer warst du denn, eh' du dich hier einsperrtest? Bei Willi warst du nicht; das weiß ich ..."

Ilse fuhr zusammen. Sie sah, daß die Enthüllung näher, immer näher rückte. Ein angstvoll flehender Blick flog zum Vater hinüber; sprechen konnte sie nicht.

Jetzt leuchtete es in Roland auf; durch den Blick

ward's hell. Ihn befiel eine Art von Schreck; diese Lösung des Rätsels kam zu unerwartet! — „Nur noch eine Frage, Ilse," sagte er, nachdem er sich schnell gefaßt. „Du warst nebenan, als Gustav Lenz in mein Zimmer kam?"

Sie zitterte, aber sie blieb stumm.

„Du hast gehört, was er mir gesagt hat?"

Sie versuchte den Kopf zu schütteln. Es gelang ihr nicht.

„Ilse! Du hast gehorcht?"

„Nein, nein, nein!" schrie sie nun auf. „Vater, ich hab' nicht gehorcht! — Darum bin ich ja hergestürzt! Darum warf ich den Schlüssel hinaus!"

Über das Zimmer legte sich eine tiefe Stille. Roland saß eine Weile regungslos; auch seine Augen bewegten sich nicht, sie lagen mit einem festen, nachdenklichen, gerührten Vaterblick auf dem noch immer blassen Kind. Er mußte sich's recht vor Augen stellen, dieses ganze Schicksal: Ilse und ihren Herzensjammer, Gustav und Lydia ... Ilse hatte vor seinem Blick die Augen geschlossen. Schweigend stand er endlich auf und ging nach seiner Weise, eine Hand auf den Rücken gelegt, durch das Zimmer hin.

„Das ist eine harte Sache," begann er langsam und gedämpft zu sprechen, als er wieder vor dem Mädel stand. „Hast zwar nicht gehorcht, aber doch zu viel gehört. Und diesen Gustav Lenz, den hast du —"

„Vater!"

„Den hast du also leidenschaftlich —"

„Ich hass' ihn jetzt!" fiel sie ihm ins Wort.

„Weil du gehört hast, daß Frau Lydia — —"

Ilse schlug sich die Hände vors Gesicht. So saß sie ohne einen Laut; es schüttelte sie aber.

Plötzlich sprang sie auf: „Vater! Ich hätt' aber auch so mein Wort gehalten, hätt' dich nie verlassen! Auch eh' ich ihn haßte — nie! Ich war in mir so einig, so fest. Glaub mir's, glaub mir's, Vater. Hab' ihm nie, nie irgend eine Hoffnung — sondern umgekehrt . . . Hab' ihm ja gesagt, wie's ist!"

„Wem? Dem Gustav Lenz?"

Sie nickte.

„Daß du mich nie verlassen willst?"

„Daß ich nie heirat', nie!"

„Wann hast du ihm das gesagt?"

„Gestern. In Kessenich . . ."

Roland ergriff ihren Arm und drückte ihn; so überraschte ihn dieses Wort. Gestern! In Kessenich! — Ein Blitz in der Nacht. Die zweite Entdeckung! Das hatte Gustav in die Stadt, zum Wein, ins Unglück getrieben . . . Die „alte Liebe", der „Brief", ein paar fromme Lügen . . .

„Ilse, mein liebes Kind," sagte er mit äußerster Ruhe; vielleicht riet er doch vorbei. „Noch ein Wort, ich bitt' dich. Wie kamst du dazu, ihm das zu sagen? Hatt' er — dich gefragt? — Ich bin ja dein Vater — den du nie verlassen willst. Sei mein gutes Kind und sprich!"

„Ja, er fragte mich. Nicht ganz gradezu —"

„Aber wie einer, der liebt und wissen will, wie die andre denkt?"

„Ja, so." — Es schüttelte sie wieder. — „Ich hab' auch schon lange geglaubt, daß er — — Aber da ist er hingegangen und hat die geküßt!"

Ilse tat einen endlosen Atemzug, mit zusammengepreßten Lippen und Zähnen; dann legte sie den Kopf zurück, an die Wand, und drückte wieder die Augen zu.

Roland stand vor ihr und sann. Richtig war's also! Gustavs „Verzweiflung" kam aus Kessenich! — Da stand nun aber seine Ilse, ihre Liebe und ihr Stolz bis zum Tod getroffen ... Nein, dachte er, in dem Elend lass' ich sie nicht. Ich hab' eine Medizin! — Er stellte sich neben sie an die Wand, so daß sich ihre Schultern berührten; Ilse zuckte einen Augenblick. Leise und sanft legte er einen Arm hinter ihren Rücken, drückte sie darauf weich an sich heran. „Ilse!" sagte er mit seiner beruhigenden Mannesstimme. „Der unglückliche Gustav Lenz — denn unglücklich ist er — hat mir alles erzählt. Soll ich dir sagen, wie's gekommen ist?"

Sie schüttelte den Kopf, ohne die Augen zu öffnen. „Ach nein, sag mir nichts. Nichts. Ich kann's nicht hören!"

Roland fing ruhig an, zu erzählen, als hätte sie zugestimmt. Er berichtete ihr den ganzen Verlauf — nun verstand er ihn selber erst — vom ersten Umherirren an; die Verzweiflung, das Hinabstürzen des Weins, den Trotz, den Empfang bei Lydia.

Ihre Frauenkünste. Die Verwirrung in Gustavs halbberauschtem Hirn. Zuletzt die eine unglückselige Berührung ihrer Lippen ...

Ilse zuckte wieder, nun am ganzen Leib. Sie hatte wie eine Schlafende zugehört, mit geschlossenen Augen. „O dieses Weib!" hatte sie einmal hervorgestoßen. Dann: „O Gott, was für ein Weib!" — Nach Rolands letzten Worten sprach sie aber zwischen den zusammengedrückten Zähnen: „O, dieser Mensch! Ich hass' ihn, Vater!"

„Hm!" summte Roland nur. Nach einer Weile setzte er hinzu: „Wenn du's mußt, dann tu's. Ich kann mir nicht helfen, Kind, ich hab' eher Mitleid mit ihm; denn er ging von mir fort wie der Tod. Und ich war einmal ebenso verzweifelt unglücklich wie er; fast derselbe Fall. Wenn ich damals auch in so ein hirnverwirrendes Märchen geraten wär', wer weiß, was ich getan hätt' —"

„O du!"

„Ach, Kind, ich bin auch ein Mensch. Es laufen nur zum Glück nicht viele Lydias in der Welt herum! — Ich will ja den Lenz nicht weißbrennen; fällt mir doch nicht ein. Wenn er jetzt tüchtig unglücklich ist, und noch tüchtig lange bleibt, so geschieht ihm sein Recht! — Ich wollt' nur meiner Ilse den Stachel lockern; saß zu fest im Herzen. Ich kann dich nicht so leiden sehn. Es tut weh! Den Teufel auch!"

Er drückte sie wieder an sich heran. Sie ließ es seufzend, aber still geschehn. Ihr Kopf sank zu ihm hinüber, bis er an dem seinen lag.

„Und noch eins," setzte er hinzu, „dann geh' ich. Wenn zwei dasselbe tun, sagt ein lateinischer Spruch, ist es nicht dasselbe. Auf den Menschen kommt's an! Diesen Gustav kenn' ich, hab' in ihn hineingesehn; und heut mehr als je. Ilse, schäm dich nicht, daß du ihn so lieb hattest — — hattest, sag' ich ja. War keine Verirrung, Ilse; er ist doch ein ganzer Mensch. Mit Menschenfehlern, versteht sich. Der werfe den ersten Stein, und so weiter! Mit all seinem verdienten Jammer und Elend doch ein ganzer Mensch. Zu schämen braucht mein Kind sich nicht!"

„Vater!" Ilse schaute ihn mit den geöffneten, gefeuchteten Augen an. „Du kannst ihn gar nicht hassen? — Du verachtest ihn nicht?"

Er schüttelte den Kopf: „Geht nicht, Ilse. Ich hab' ihn zu tief in der Reue gesehn. Ein Doktor Medicinä in meinen Jahren, der muß gerecht sein; ein junges Mädchen kann's wohl noch nicht. Ich geh' nun, um in der Sache zu helfen, so gut sich das tun läßt; — ja, aber frag jetzt nicht. Wir sehn uns ja wieder. Ilse, meine Herzens-Ilse! Kann ich ruhiger fortgehn? Gotenmädel. Mathasuntha. Hast du wieder dein tapferes Herz?"

Sie sagte nichts, aber sie legte sich an seine Brust, in seine beiden Arme, und küßte ihn mit dem zitternden Mund.

Roland lächelte inwendig, vor Vaterfreude. Das war vielleicht die beste Medizin, dachte er, die ich je gegeben hab'!

„Wie meintest du das?“ fragte sie erst als er sie aus den Armen ließ. „Ob ich wieder mein tapferes Herz —?“ Sie fragte mit leiser, unsicherer Stimme.

Er strich ihr über das schlichte Haar: „Lassen wir das jetzt. Ich wollt' wohl nur sagen: Mathasuntha, Kopf hoch, 's wird noch alles gut! — Also ich hab' einen Gang. Aber noch nicht zu den Patienten; ich komm' erst noch wieder — und schreib' einen Brief. Gib mir aber doch 'nen Abschiedskuß. Wenn Gott dich so segnet wie ich, dann wird alles gut!“

Ilse umarmte ihn mit Inbrunst. Was meint er? dachte sie, während sie ihn küßte. Gustav? — Roland, ihre Zärtlichkeit verspürend, dachte: ob sie ihm bald verzeiht? — Ihm war so. Sie schwiegen beide. Sie glaubten aber beide zu fühlen, was der andre fühlte.

Er setzte seinen Hut wieder auf und ging.

* * *

Als Roland in Steinles Zimmer trat, sah er den Professor seitwärts am Arbeitstisch sitzen, den rechten Arm auf den Tisch gelegt; sein sonst so blühend heitres Gesicht war zum Erschrecken entstellt und verzerrt. Stock und Hut lagen neben ihm, er war nicht im Schlafrock, sondern in schwarzem Anzug, offenbar zum Ausgehn gerüstet; es schien aber, daß die Aufregung ihn wieder übermannt und auf den Stuhl

hingeworfen hatte. Roland erblickend sprang er auf: „Ich wollte eben zu dir! Setz dich, setz dich, setz dich. Wundere dich nicht, mein Alter, ich bin in einer etwas sonderbaren Verfassung; wundere dich nicht. Es hat sich etwas ereignet —"

„Ich weiß," unterbrach ihn Roland. „Lenz war bei mir. Deshalb komm' ich ja! Um in dieser unglücklichen Geschichte —"

„Roland! Roland!" fiel ihm Steinle ins Wort, indem er die ruhelosen Hände gegen dessen Brust drückte. „Meine Frau! Meine Frau! Fühl mir nach, was das sagen will! Diese vom Schmutz des Lebens unberührte, in idealen Wolken lebende — — Sag mir, wie ist das geschehn! Was für eine Magie hat dieser Lenz ausgeübt — oder was für Künste muß er angewendet haben — damit meiner Frau das geschehn konnte! Roland, Doktor, Menschenkundiger, sag mir das!"

Also weiter bist du noch nicht! dachte Roland. Das wird ein schweres Gespräch! — Er antwortete einstweilen nicht; sich zu setzen, dazu hatte er keine Ruhe. Er ging im Zimmer umher.

Steinle folgte ihm mit den Augen; „sie liegt!" fuhr er nach einer Weile fort. „Gestern abend überfiel sie eine Art von Krampf, dann eine Ohnmacht . . . Als sie endlich Rede stehen konnte, da sagte sie: ‚Ja, ich bin eine schlechte Frau! Tu mit mir, was du willst! Klag nicht den andern an, nur mich; ich allein bin schuldig. Ich bin ein Ungeheuer. Ich fleh' dich aber an' — Gott, mit welcher Stimme! —

‚ich fleh' dich an, entlaß mich jetzt. Ich kann nicht hören, nicht sehn. Laß mich auf meinem Sofa liegen. Morgen, was du willst!' Sie sah auch wirklich aus wie der Tod. Ich bin fortgegangen. Ich hab' dann die Nacht — — geschlafen hab' ich nicht, kannst du dir wohl denken. Nun liegt sie noch. Ich lass' sie noch. Ich wollt' erst zu dir." Er nahm Rolands Arme und schüttelte sie: „Roland! Roland! Erklär mir's! Du stehst so da. Sag mir's, wie meiner Frau das geschehen konnte. Sie ist kein Ungeheuer, das weißt du. Sie ist keine schlechte Frau, das weißt du. Verzauberung! Teufelskünste! Dieser Lenz! Du hast ihn gesehn, er war bei dir. Was sagt er? Dieser entsetzliche Mensch? Sprich doch, sprich doch, Roland!"

„O ja, darum bin ich ja hier. Faß dich nur ein wenig, mein Alter; und nimm es nicht gar so schwer! Eine — jugendliche, vorübergehende Verrücktheit; dafür seh' ich's an. Auch der böse Feind, der Alkohol, ist im Spiel: hastig und reichlich getrunken hatt' er; um eine große Aufregung zu betäuben; er hat mir's ausführlich erzählt. Unter schonungslosen Selbstanklagen —"

„Aber Roland!" rief Steinle aus. „Ich versteh' dich nicht. Jugendliche Verrücktheit — Wein ... Es handelt sich um eine Lydia, eine Lydia! — Wessen klagt er sich denn an?"

„Bodenlosen Leichtsinns, natürlich. Von Wein und Aufregung und — und so weiter hingerissen —"

„Hingerissen, er, er. Aber meine Frau?"

Roland sah ihn nur an und schwieg.

„Lieber Freund," rief Steinle, „laß uns logisch sein, ich beschwöre dich; und nimm es so ernst, wie es ist! Er ward hingerissen; davon ist hier nicht die Frage; die Frage ist: wie riß er Lydia hin? Wie hat er's gemacht, was hat er getan, daß sich Lydia Steinle so vergessen konnte — daß sie in ihrem Entsetzen über sich selbst dann ausrufen konnte: Ich bin ein Ungeheuer, ich bin eine schlechte Frau!? Hat er sie monatelang mit seiner Leidenschaft umsponnen, ohne daß ich's wußte? Hat er sie durch den Reiz der Jugend und zugleich durch die Teufelskünste eines erfahrenen Verführers betört? Löse mir dieses Rätsel, Roland! und sprich nicht von Leichtsinn und Verrücktheit, sprich nicht von Alkohol!"

Roland zuckte die Achseln. „Ich glaub', du gräbst zu tief, Alter. Es erklärt sich leichter —"

„Wie erklärt sich's denn? Darüber grübl' ich ja die ganze Zeit! Wie oft war er denn hier? sag' ich mir. Vier-, fünfmal; öfter nicht! Sie machten Musik; ich hört' es ja! Wann und wie hat er sie denn betört? — Wenn man in Gesellschaften von ihm sprach, so sagte man wohl, er liebe d e i n e T o c h t e r . . ."

Roland nickte, mit Absicht. „Ja, man sagt wohl so."

„Hast du's auch gehört? Und was denkst denn d u?"

„Nun — daß es ziemlich wahrscheinlich ist."

„Seine Liebe zu deiner Tochter?"

„Ja."

„Ist bei dir der Wahnsinn ausgebrochen? Er liebt beide zugleich?"

„Ich meine, da ist ein Unterschied. Für deine Frau — nur so eine Huldigung, eine jugendliche Verehrung —"

„Verehrung!"

„Und gestern abend Rührung, Dankbarkeit — was weiß ich. Hingerissenheit —"

„Roland! Aber meine Frau?"

Roland sah an Steinle vorbei und schwieg.

Das rötliche Gesicht des Professors, bisher mit Blut überfüllt, begann sich zu entfärben. „Also nur — Verehrung, meinst du. Also Liebe nicht! Er liebt nur deine Tochter, glaubst du? — Ja, bei Gott, er nickt! — Und daß er sie liebt, das ist dir recht?"

„So gradezu unrecht nicht."

„Ah! Wirklich! Wirklich! — Und wenn er sie heiraten wollte?"

„Das wird er wohl nicht. Davon weiß ich nichts."

„Aber wenn er's wollte?"

„Lieber Steinle —"

„Aber wenn er's wollte? Dann gäbst du sie ihm?"

„So weit hab' ich noch nicht gedacht."

„Du schüttelst aber nicht den Kopf. Du empörst dich nicht. Du sagst nicht: pfui Teufel, dem Verführer deiner Frau geb' ich doch um keinen Preis mein Kind! — Aber heiliger Gott im Himmel — dann siehst du ihn also nicht als Verführer, sondern — —"

Auf Steinles Gesicht arbeiteten die Gedanken, wanderte das Entsetzen; so hatte Roland es noch nie gesehn. Er stand in heimlicher Erschütterung da; außen rührte sich aber nichts an ihm. Ich kann dir nicht helfen, Mann, dachte er; du mußt durch, mußt durch! — Steinle trat dicht und hart vor ihn hin; auf einmal packte er ihn an der Brust. „Roland!" sagte er mit halberstickter Stimme. „Ich hab' dich immer für den redlichsten Menschen gehalten . . . Heut hast du ein so verwünschtes, unerträgliches, steinernes Gesicht . . . Was denkst du hinter diesen dicken Brauen, diesem harten Schädel von meiner Frau? Man sagt ihr allerlei nach, das weiß ich. Man hat mir anonym Gemeinheiten zugeschickt. Das hab' ich verachtet! Ihr hab' ich geglaubt! Nun kommst du und sagst — und sagst —: der Mann, der sie gestern abend küßte, der war nur so hingerissen —"

„Ich muß einen Unschuldigen verteidigen, Steinle; das ist meine verdammte Schuldigkeit. Der Schurke, zu dem ihn dein — Glaube macht, nein, der ist er nicht."

„Das sagst du! du! Also du glaubst, daß meine Frau — daß sie ihn — — Sprich's aus! Heraus mit deiner Meinung! Die Anonymen haben recht! Man hat sie nicht verleumdet! Professor Steinles Frau ist — —" Er schüttelte Roland noch einmal, vorn an der Brust. „Sag's doch! Heraus! Heraus!"

Roland zuckte stumm die Achseln, mit traurig finstrem Gesicht.

Diese stille Antwort war für Steinle endlich genug; sie zitterte durch seine Glieder. Er ließ Roland los. Mit einer Ruhe, die nach all der fiebernden Aufregung fast gespenstisch wirkte, trat er von ihm weg und ging zu der Tür, die in den Musiksaal führte. „Jetzt will ich zu ihr," sagte er, blicklos wie ein Geist. „Laß mich. Geh, geh! Ich will mit ihr sprechen!"

An der Tür hielt er sich eine Weile fest; er schwankte so, daß Roland ihn gern gestützt und gehalten hätte. Dann kam er aber aufrecht hinaus.

* * *

Es war der Abend des nächsten Tags. Eine schwere Gewitterschwüle, seit dem Morgen langsam wachsend, hatte sich über das Rheintal gelegt; zuweilen fielen einige große Tropfen und ein gelindes Wehen erhob sich; es wuchs aber nicht zu einem richtigen Wetterwind, und ohne sich zu entladen, brütete die Schwüle fort. Nur in der Ferne, im Süden, war ein Wetterleuchten. Der Rhein, über dem ein mächtiger Wolkenmantel lag, wanderte bleiern grau zu Tal; die Bäume erzitterten zuweilen ein wenig in den Zweigen, sonst standen sie in tiefer Ruhe, wie erwartend da. Die Singvögel waren fast alle still. Gustav, der lesend an seinem offenen Fenster saß, horchte in diese Stille hinaus; sie bedrückte ihn, sie erschien ihm wie die Ergänzung zu seinen schwülen, beklemmenden Gedanken. Von Roland war noch

keine Botschaft gekommen; nur gestern mittag zwei Zeilen, deren Inhalt war: Abwarten! An Lydia, an Steinle, an Mathasuntha zu denken, marterte ihn tausendfach; und doch fuhr er auf jeder Seite vom Lesen empor und dachte an sie. Duellphantasien stiegen in ihm auf, ließen ihn nicht wieder los, bis er sie wie Theaterszenen zu Ende gespielt hatte. Möcht' nur das Wetter herunterfahren! dachte er in wilder Sehnsucht nach Erlösung; das da draußen für alle und das für mich!

An seine Tür wurde geklopft, er rief zögernd: Herein. Eberhard Hofbauer trat ein, bei dem warmen Wetter völlig schwarz gekleidet, den schwarzen Hut auf dem Kopf. Er lächelte, als er langsam näherkam und mit der rechten Hand grüßte; es war aber ein eher grauenerregendes Lächeln in einem farblosen Gesicht. Gustav erschrak fast: seit sie sich zuletzt, vor Eberhards Abreise nach seiner Genesung, gesehn, hatte sich die halb welsche Schönheit dieses Kopfes sonderbar verändert, scharfe Züge waren hineingegraben, das Wilde hatte sich gesteigert und zugleich in tiefe Schwermut getaucht. Das alles ließ sich offen sehn, auf den ersten Blick. „Guten Abend, Lebensretter!" fing Eberhard an zu sprechen, während Gustav ihn anstarrte. „Ich will doch nicht fort von Bonn, ohne dich zu begrüßen, meinen Lebensretter. Hast mir ja die größte Wohltat erwiesen, die die Menschen kennen; das Leben! eine herrliche Sache. Also Dankbarkeit, wie sich's gehört. Ich war wieder einmal nach Bonn gekommen. Meine Mutter ist —"

Er wollte mit unerschütterlicher Ruhe erwähnen, was mit der Mutter geschehen sei; nun ward ihm doch die Brust zu eng. Sein beklemmter Atem ward zu einer Art von Schluchzen. Er setzte sich auf einen Stuhl.

„Ich weiß," erwiderte Gustav leise. „Ich hab's heut auf der Straße von der Berta Müllner gehört. — Tut mir von Herzen leid!"

„Danke, danke, danke. — Weg ist sie! Wie nicht gewesen, von der Erde weg! — Das ist auch was Schofles am Leben: auch wer nicht wie die Philister dran hängt, will doch nicht allein bleiben; daher dieses verrückte Herzeleid, wenn ein andrer zu seiner Erlösung stirbt! — Jetzt werd' ich aber tiefsinnig, scheint mir; daran liegt dir Mediziner nichts. Dazu bin ich auch nicht hergekommen. Ich möcht' etwas mit dir bereden, Gustav Lenz. Hast du für mich 'ne Stunde Zeit?"

„Ich hab' nichts zu tun," entgegnete Gustav; „ich saß so da. Sprich dich aus, soviel du willst."

„Nein, Bruder, hier kann ich's nicht!" Eberhard sprang wieder auf, zog sich nervös zusammen und warf einen gereizten Blick durch das Zimmer. „Vier Wände — bei dem Wetter. Ein Sarg! Als läg' man scheintot im Sarg und wachte eben auf! Nimm deinen Hut und geh mit. Tu mir den Gefallen. Lustwandeln, verstehst du; unter Bäumen; wo die unschuldigen Vögel singen —"

„Heut abend wollen sie nicht. — Und bald gar nicht mehr."

„Na, dann laß die Hansnarren. Komm mit!“

Gustav sagte nichts, er ging. Selbst die Gesellschaft dieses verwilderten Menschen schien ihm doch noch besser als seine eigene . . . Sie kamen auf die Straße. Eberhard hängte sich in seinen Arm; ohne viel zu reden, zog er ihn mit fort, durch die Gassen der alten Stadt. Er ward aber im Freien noch sonderbarer, als er im Zimmer war; von Zeit zu Zeit sprach er einige abgerissene, unverständliche Worte; ein paarmal lachte er nicht laut, aber schauerlich auf. Gustav sehnte sich ins Freie, statt der Häusermauern. Mitleid mit diesem Verwaisten, Verlassenen, Neugier und Grauen, und der Druck der Schwüle lagen ihm alle zugleich auf der Brust. Endlich fragte er: „Wohin führst du mich? Wo sind deine Bäume?“

„Gleich, gleich, Bruder! Nur noch eine Minute Geduld. Da sind wir schon beim Sternentor!“

Eberhard schritt rascher aus; dann deutete er mit dem Finger hin, zu Gustavs Verwunderung und Mißvergnügen: sie standen vor dem Eingang zum alten Friedhof. „Da hinein?“ fragte Gustav. „Was soll das? Warum?“

„Nimm mir's nicht übel, Alter,“ antwortete Eberhard: „ich bin auch eine Art von Mensch. Die irdischen Gefühle, weißt du. Hier hab' ich meine Mutter begraben; ganz in aller Stille; begraben ist sie aber darum doch. Ich kann noch nicht ohne sie leben, Bruder. Ich möcht', daß sie mit dabei wär', wenn ich dir meine Geschichte erzähle. Darum dacht'

ich, an ihrem Grab — — Ist dir das zu feierlich? Oder was?"

„Red doch nicht so," erwiderte Gustav. „Warum denn zu feierlich? Ich hatte nur bei Gott nicht gedacht —"

„Ein deutscher Friedhof — sehr was Schönes, wie? Ein Park für die Erlösten! Und hier liegen sie so stattlich beisammen, die Notabilitäten, Robert Schumann, Arndt, Schillers Wittib, Niebuhr — mit dem Philisterpaarrelief —, August Wilhelm Schlegel, Dahlmann, Simrock; nun alle so friedlich tot. Da liegen auch Hofbauers, er und sie, und es tut ihnen nichts mehr weh! Nur der hoffnungsvolle Sohn spaziert noch bloßfüßig über die Disteln und Dornen . . . Wird auch mal ein Ende nehmen. Das ist eine großartige Einrichtung . . . Diese hübsche Gasse rechts!"

Sie gingen schon auf dem Friedhof, Eberhard noch immer an Gustavs Arm. Ein kupferiges Abendrot war im Nordwesten aufgestiegen und leuchtete grell, phantastisch zwischen den Bäumen und Büschen herein, färbte die weißen Kreuze und schimmerte die Gesichter der Menschen an, die zwischen den Gräbern wandelten. Es waren nur noch wenige. Eine Wolke versuchte wieder, sich in Regentropfen aufzulösen; aber nur einige Vorläufer fielen groß und hörbar herab. Nach nicht langer Zeit blieb Eberhard stehn; er wies schweigend mit dem Kopf auf ein geschwärztes Eisengitter, hinter dem ein efeubewachsener Grabhügel mit goldbedruckter Marmorplatte und ein frisch auf-

geworfener, kahler nebeneinander lagen. Der wilde Mensch nahm den Hut ab und neigte den Kopf; es war ein überraschender und ergreifender Anblick. Ein Schluchzen stieg ihm wieder in die Kehle hinauf; Gustav hörte es. Dann kämpfte er aber, bis es sich verloren hatte, und stand mit zusammengekniffenen Lippen da, einen schaurig kühn finsteren Ausdruck im gelblich bleichen Gesicht.

„Nun will ich dir also die Geschichte erzählen," fing er an; „hör zu. Ich hab' allerlei Havarie erlebt, seit du mich so menschenfreundlich aus dem Wasser holtest; hatt' eigentlich schon genug davon. Aber nun soll ich — nein, nun will ich noch einmal versuchen, ein sogenanntes neues Leben anzufangen, in dieser besten aller Welten; Hurra!" Er lachte auf; dann, mit einem Blick auf das neue Grab, legte er sich eine Hand auf den Mund. „Ein neues Leben ... Mir liegt wenig dran, weißt du. Ich könnt' mich hier auf den Hügel meiner Mutter legen und mir einen Revolver an den Mund setzen und los! — Aber sie will es. Die gute Alte. Mit ihrem Geld, das nun meins ist, soll ich ein ‚bürgerliches Leben' und so weiter. Kurz, es ist abgemacht, ich will! Aber — jetzt hör zu. Mir ist so — wehboldig und unbürgerlich und feindlich zu Mut; ich allein kann's nicht. Ohne dieses Mädel, das mir schon damals so 'ne Art von Retterin war, ohne Mathasuntha kann ich's nicht! Ilse Roland mein' ich. Was fuhr dir eben durch die Knochen?"

„Mir?" — Es hatte Gustav einen Stoß gegeben

als er den Namen hörte. Jetzt sah er sich an einem Abgrund stehn. Seine Schläfen feuchteten sich kühl. Er faßte sich aber, so gut es ging. „Kümmre dich nicht um mich und sag, was du willst!"

„Mathasuntha will ich! Ohne sie komm' ich nicht durch. Und seit die da unten liegt, hab' ich nur noch sie! — Ja, wenn ich sie hätte. Ich bin hingegangen, heut — die Tür stand mir wieder offen — hab' mit ihr gesprochen. Sie war mir gut, Bruder; das hattst du als kluger Kopf wohl gemerkt . . ."

Gustav bejahte stumm.

„Aber tempora mutantur und so weiter. Jetzt will sie nicht! Ich hab' meine ganze Seele, mein Leben vor sie hingelegt. Geweint hat sie; um meine Mutter, mein Schicksal; aber meine Frau werden, das will sie nicht. Und zuletzt, da ich keine Ruh' gab, hat sie mir gesagt: ‚mein Herz ist nicht frei.' Ihr Herz ist nicht frei . . . Ich weiß auch, wen sie jetzt lieb hat: dich!"

Gustav lächelte, in äußerer Ruhe. „Nein, da irrst du dich. So hast du dich wohl noch nie geirrt!"

„Mich geirrt? — Willst du mich täuschen?"

„Nein, bei Gott, das will ich nicht!"

„Du weißt nicht, daß sie dich —"

„Nein. Sondern im Gegenteil!"

„Mensch, mach mich nicht toll. Ich bin dann auch bei ihrem Vater gewesen. Seit die Mutter im Sterben lag, ist er wieder menschlich zu mir. Ich hab' ihn auf Tod und Leben beschworen: sag du

mir die Wahrheit! Wen hat sie jetzt im Herzen? Sie sagt es nicht. Ist's der Gustav Lenz? — Er war auch wie Stein. Endlich hatt' ich ihn aber wild gemacht; ‚nun ja denn,' ist er losgebrochen, ‚in des Teufels Namen, oder vielmehr in Gottes Namen, warum soll sie den Gustav Lenz nicht lieb haben? Ja, ja, ja, sie hat ihn lieb und dich nicht!'"

Gustav dunkelte es vor den Augen; vor Überraschung schlug sein Herz eine Weile nicht. „Das ist — unmöglich," sagte er dann; und doch schlug es nun vor Freude plötzlich übermächtig. „Das hat Roland gesagt?"

„Ja, der Doktor Roland; und mit was für einem Gesicht. Einem Schwiegervatergesicht!"

Dem Eberhard war wieder zum Lachen zu Mut; diesmal erstickte er es aber, eh' es ihm der Mutter Grab entweihte. Er sammelte sich dann offenbar zu einer ernsten, sogar feierlich gefärbten Stimmung; er blickte den Hügel eine Weile so still düster an, wie wenn er hinunterspräche. Als er sich wieder zu Gustav wendete, hatte er etwas Weiches, Flehendes im Blick, das Wilde war zurückgetreten. „Bruder!" sagte er mit dem besten Klang seines italienischen Bariton. „Da liegt meine Mutter. Sie hatte nur noch den einen Wunsch und die eine Hoffnung: ihr Eberhard, der ‚Gesellschaftsfeind', kehrt unter die Menschen zurück! Ich möcht' ihr die Freude machen, verstehst du. Mit Mathasuntha; sonst — sonst gelingt mir's nicht! Die Welt ist zu erbärmlich schlecht! — Du hast Mathasuntha nicht. Du glaubst nicht

einmal, daß sie dich so gern hat. Brauchst's ja auch nicht zu glauben, Bruder. Tu mir was zuliebe. Verzicht auf sie! Laß sie mir!"

„Eberhard — du bist toll. Sind wir hierhergegangen, daß wir um Ilse miteinander handeln? als gehörte sie mir oder dir? — Wenn sie dich nicht will?"

„Vielleicht will sie mich, wenn du ihr aus den Augen bist. Geh wo anders hin! Was liegt dir an Bonn? Du hast die ganze Welt. Du freust dich an ihr. Dir kann nichts geschehn! Wenn du keine Mathasuntha hast, dir hängen sich so viele andere an —"

„Was weißt du davon?" fiel ihm Gustav nun unwillig ins Wort. „Meinst du, nur du kannst nicht ohne Mathasuntha leben?"

„Hast du sie lieb? — Jetzt antwortet er nicht. — Hast du sie so lieb? Kannst darum doch großmütig sein, als der reiche Mann, und dem Vagabunden von Stiefbruder ein Opfer bringen. Geh du fort von Bonn! Gib ihr zu verstehn: es ist nichts! Dann besinnt sie sich; und ich bin noch da, und in ihr erwachen die alten Gefühle . . ."

Eberhard starrte in das Abendrot; es glühte auf seinem bleichen Gesicht. Wie wenn es von innen hervorkäme, das letzte Lebensfeuer, die letzte Hoffnung in einem sonst schon toten Ich.

Nicht ohne Erschütterung sah Gustav ihn an. Eberhard Hofbauer, der einst so stolze, der sich so zum Betteln erniedrigte . . . Aber Ilse und Eber-

hard? Das herrliche Geschöpf an so ein verwüstetes und verwildertes gekettet? Es schüttelte sich alles in ihm. Er fühlte, wie unmöglich es war. Und auf einmal fühlte er auch bis ins Mark, glühender als je: ich kann von Ilse nicht lassen!

„Sag mir was anderes, Eberhard, das ich dir zuliebe tun kann. Dies nicht. Dies — hat keinen Sinn."

„Es hat keinen Sinn?"

„Nein. Warum hängst du denn so an Ilse? Weil sie die ist, die sie ist. Die hat Gott nicht zum Hinundherflattern geschaffen; sie liebt, wen sie lieben muß. Wenn's zwischen euch aus ist, so ist es aus!"

„Bist du so gescheit? — Der Satz soll wohl heißen: Wenn's zwischen euch aus ist, so wird sie nun mein!?"

„Das hätte doch sie zu entscheiden, nicht ich."

„Aber du hoffst auf sie. Seit ich guter Narr dir verraten hab', wie die Rolands von dir denken, da schwillt dir der Mut! — Gustav, nimm mir nicht den letzten Glauben an die Menschen. Sei einmal ein großer Kerl. Tu was für deinen ‚Nächsten'. Bring ein Opfer! Laß sie mir!"

Gustav schüttelte den Kopf. „Es würd' dir nichts nützen — und ich verlör' mein höchstes Glück!"

„Dein letztes Wort?"

„Nun ja doch."

„Gustav Lenz, dann wär's gut, einer von uns ging' aus der Welt!"

„Ein Duell? — Nie. Um so was nie!"

„Ei du Theoretiker. — Oder wir losen, wer sich an diesem Grab erschießen soll!"

Aus Eberhards Zügen war alles Friedliche, Weiche fort. Seine Nüstern blähten sich und zitterten. Seine Zähne knirrten. Er griff in die Rocktasche und zog einen Revolver hervor. In der Nähe war kein Mensch mehr. Mit einem unheimlichen Blick auf die kleine Waffe, dann auf Gustav, setzte er hinzu: „Geladen ist er. Eingeschossen auch. Willst du?"

„Was?"

„Losen."

„Unsinniger Mensch! Ist das die Liebe zu deiner Mutter und das neue Leben?"

„Das ist meine Sache. Willst du?"

„Nein. Ich hab' keinen Grund, aus der Welt zu gehn. Ich will in ihr meine Schuldigkeit tun, und ihr leisten, was ich kann. Steck den Revolver ein —"

„Du bürgerlicher Wohlbold du!"

„Und dann laß uns gehn!"

Der Revolver zitterte in Eberhards Hand. In seinen Augen schien der Wahnsinn zu lauern; es war wenigstens nur noch Unmenschliches, Weltentfremdetes, schauerlich Träumendes drin. „Gustav!" stieß er hervor. „Du willst nicht? Dann —!"

Er hob die Hand mit dem Revolver.

„Was dann? Mord?"

Nach kurzem Schweigen kam ein Stöhnen tief aus Eberhards Brust. Er stierte auf der Mutter Grab. „Nein. Was denkst du? Nein! Man wird

doch nicht seinen Lebensretter — — Aber geh fort. Geh fort. Laß mich allein ... Gute Nacht!"

„Eberhard —"

„Geh! Ich bitt' dich, geh!"

Gustav wußte nichts mehr zu sagen, er ging.

Das Abendrot verglühte schon, die Nacht sank herab; früher als sonst, da die tiefgrauen Wolken über der Erde lagen. Der ferne Wetterschein zuckte heller auf. Ein etwas kühleres Wehen schüttelte die Blätter. Eberhard sah sich allein; eine Weile hatte er dem Davongehenden blicklos nachgeschaut. Ihm war aber, als ginge das Leben fort. „Ich hab's versucht," murmelte er auf die Erde hinunter. „Mutter, ich hab' alles versucht. Es will nicht! Es geht nicht!"

Er sah sich — es kam plötzlich — er sah sich mit seinen Anarchisten eine Grube graben, Dynamit hinein. Ein Schloß, eine Welt von Steinen und unerkennbaren Fetzen flog in die Luft. Er sah sich in der Zelle, in der letzten Stunde. „Stiefel muß sterben" sang er vor sich hin ...

Nein, Mutter! dachte er; ein menschliches Grauen schüttelte ihn. Deinen Fluch will ich nicht! Für mich stehn, das kann ich nicht. Am Leben liegt mir nichts mehr. Warum soll ich dann nicht hier, bei dir — —

Er riß sich die Weste auf. Er schoß sich ins Herz.

* * *

Ilse und Roland saßen in des Vaters Zimmer; es war am nächsten Vormittag. Sie hatten in der

Morgenzeitung gelesen, daß am Abend auf der Frau Teresa Hofbauer Grab ihr einziger Sohn sich erschossen habe. Ilse saß im Winkel und weinte still. Roland ließ sie so, er rührte sich nicht. Zuweilen betrachtete er sie mit einem mitfühlenden Blick; sonst schaute er auf die Wand, und durch die ins Vergangene. Die alten Roland-Hofbauerschen Zeiten .. Alle Hofbauers tot! dachte er. — Ich hab' ihn getötet! dachte Ilse. Hätt' ich ihn noch lieben können ... Aber wenn man nicht kann, o mein Gott. So war er auch nie in meinem Herzen, wie Gustav. Ich wollt' ihn damals lieben, ich wollt' es so ... Ich konnt' nicht leben mit ihm! Kann nur um ihn weinen!

Als ihr erster Schmerz sich gestillt hatte und sie die Augen trocknete, kam Roland zu ihr und legte ihr stumm die Hand auf den Kopf. Was für eine gute Hand! dachte sie. „Erlösung!" sagte er dann.

„Erlösung? O Vater! Er hatte ja noch nicht gelebt!"

„Kind, so sieh's nicht an. Das sagt man so oft! und es ist nicht so. Hat nur ein achtzigjähriger Mensch gelebt? ein sechsundzwanzigjähriger nicht? Er war Kind und Knab' und Jüngling; das ganze Wunder des Werdens hat er durchgemacht. Hunderttausend Dinge sind mit ihm geschehn. Zum Fruchttragen und Vergehn wie ein alter Baum war er nicht geschaffen! — In uns allen steckt der Tod wie ein Keim. Im einen geht er langsam auf, in dem andern rascher. Einer trägt späte und viele

Frucht, der andere blüht wie toll und blüht sich so weg!"

Ilse saß und sann dem nach; daß es so sein muß, war doch schwer zu fassen. Das Mädchen kam und meldete, Professor Steinle wünsche den Herrn Doktor zu sprechen. Mit einem Ruck fuhr Ilse vom Stuhl empor; auf einmal war sie wieder in der gegenwärtigsten Wirklichkeit. Ein schwer banges Gefühl legte sich ihr auf die Brust. Sie ging rasch hinaus.

Steinle trat ins Zimmer, sommerlich hellgrau gekleidet, so daß seine rundliche Gestalt noch voller erschien; er winkte mit der Hand und nickte dem Doktor herzlich zu. „Alles wieder gut!" sagte er darauf mit gedämpfter Stimme, aber zufrieden, beinahe lächelnd. „Guten Morgen, Alter! Waren böse Tage. Aber Gott sei Dank, nun ist's wieder gut!"

Roland erschrak fast; dann verwunderte er sich mächtig. Dann verging ihm beides. Das ist der richtige Steinle! ging ihm durch den Kopf. Seine innere Hygiene! Er hilft sich immer. Der kann's!

„Freut mich, freut mich," erwiderte er schnell gefaßt und gab ihm die Hand. Um doch noch etwas mehr zu sagen, setzte er hinzu: „Da ruf' ich mit dir, Gott sei Dank!"

Es war noch eine nervöse Unruhe in Steinle, er setzte sich auf den Tisch. Die Unruhe sprach auch hastig und redselig aus ihm: „Ja, wie gesagt — es greift an — böse, böse Tage! Ich hab' wie im Fieber gelebt! Als wir uns vorgestern getrennt hatten — du hattst mir greulich zugesetzt — da ging ich

also zu meiner Frau. Lydia schlief! Ich weckte sie. Ich warf ihr meinen ganzen entsetzlichen Zustand ins Gesicht. Was du gesagt — und was ich nun glaubte — und — — Wozu das erzählen. Du kennst mich: wenn mich das Schicksal packt, dann geh' ich auch durch ein brennendes Haus! — Lydia leugnet auch nicht. Nachdem sie mich 'ne Weile angesehn — auf meinem Gesicht stand wohl alles geschrieben, was ich fühlte — wirft sie sich auf den Boden hin, die zarte Gestalt wirft sich hin, daß ich denk': alle Glieder brechen; und verwünscht sich, viel ärger als am Abend vorher: ‚Ja, ich bin ein Scheusal! eine Verbrecherin! Ich bin deine Schande! Ich bin dein Tod! Ich will nicht mehr leben!' — Nein, so kann ich nicht weiter erzählen, das geht nicht; greift mich zu sehr an. Kurz, so ging es stundenlang; ja, ich glaub', stundenlang; ich litt grauenhaft! Wenn so ein zartes, feines Wesen — noch wie ein Mädel, Roland; mit dem Madonnengesicht — wenn das sich auf der Erde wälzt und windet, und sich Namen gibt, die nicht anzuhören sind, und nur noch von Sterben und Sich-aufhängen und Ins-Wasser-gehn spricht —"

„Deine Frau!"

„Ja, ja. Und wenn sie auf kein Zureden hört —"

„Hast ihr zugeredet —"

„Ich hielt's zuletzt nicht mehr aus! Dieses Leiden der Kreatur . . . Dieses Übermaß; diese Verzweiflung und Selbstvernichtung! Fasse dich, sagt' ich ihr endlich; und was man in solchem Zustand sagt. Sie schüttelte den Kopf. Sie fuhr fort, gegen sich zu

wüten. Erst als eine Erschöpfung eintrat — — Gott im Himmel, wie sah sie aus! Ich trug sie aufs Sofa. Sag mir, was geschehn ist! sagt' ich. Die Wahrheit! Ich kann alles ertragen, ich kann viel verzeihn — nur die Lüge nicht! — Nun, so verging noch eine lange Zeit. Sie lag so da. Ihr Atem flog. Sie versuchte zu sprechen, sie konnte nicht. Endlich sagte sie: Guter, guter Mann! Ich will ja zu dir reden wie vor Gottes Thron. Laß mir nur noch eine Stunde Ruhe; meine Seele ist wie zerschlagen, mein Geist wie verweht. Dann — alles! alles!"

„Hm!" machte Roland. „Und nach einer Stunde —"

„Sie hat mir alles gesagt! Sie hat mir Namen genannt, wohl ein halbes Dutzend; — die wiederhol' ich hier nicht. Die begrab' ich in mir! — ‚Ich bin eine Mitleidssünderin!' sagte sie. ‚Das liegt wie ein Fluch auf mir, das hatte auch die Mutter meiner Mutter, eine himmelsgute, wohl zu gute Frau, und es hat sie unglücklich gemacht. Immer trösten wollen! und in diesem weichlichen Mitleid, das zur Sünde wird, vergessen, was man sich und noch einem schuldig ist! Wenn so ein gutes, lebenshungriges, unverdorbnes Gesicht — denn nur mit solchen kann mir das geschehen — wenn mich das in einem schweren Kummer in seiner jungen Hilflosigkeit ansieht; und ich kenn' ihn, ich weiß, in dem steckt Edles, Höheres, Schönes, aber eben darum wird ihm das Leben nicht leicht; könnt' man ihm doch Mut und Freude machen: dann kommt diese entsetzliche Schwäche, mein Fluch.

Ich vergesse alles, was zwischen uns steht, fühl' mich nur noch wie 'ne Schwester zu ihm. Und meine Hände werden zärtlich; und die Lippen auch. Wie's vielleicht bei den Engeln ist — die aber kein Geschlecht und keine Männer, keine Pflichten haben. So ging mir's auch mit Gustav Lenz! Er kam als Sieger im Examen und war doch nicht froh. Eine große Sorge oder ein großer Kummer lastete auf ihm; er wehrte sich rührend tapfer dagegen, es ging mir umsomehr zu Herzen. Er ist ohne Schuld! Ich allein bin schuld! Er sollt' sich an diesem Ehrenabend nicht unglücklich fühlen, sollt' mit einem rechten Trost nach Hause gehn. Es ist eine Krankheit in mir! Ich weiß es! Es reißt mich hin, eh' ich mir klar machen kann, was ich tue; es ist wie im Traum. Du bist ein unglückseliger Mann, du hast eine krankhaft angelegte, ohne jeden Sinn für Sünde so schwer sündigende Frau!'"

Steinle stand auf, ging durchs Zimmer auf und ab. Die Nerven machten ihm doch noch zu schaffen. Roland gab keinen Laut von sich. Er vertiefte sich in diesen Charakter, die Lydia. Über sie sprechen? Nicht ein Wort!

„Das war ungefähr, was sie mir sagte," fuhr Steinle wieder rastlos fort, als er sich von neuem niedersetzte, diesmal auf einen Stuhl; „der Extrakt davon. Wir sprachen viel hin und her, kannst du dir wohl denken. Nach den Mahlzeiten immer wieder; fast der ganze Tag ging so hin! Als ich dann einsam im Bett lag — sie noch wieder auf ihrem Sofa

— da war mir doch erbärmlich zu Mut. Ihre Selbstanklage erklärt ja alles; diese ‚Mitleidssünderin' ergänzt mir so vollkommen das Bild dieser — merkwürdigen Frau; und mit den heiligsten Eiden hatte sie beschworen: weiter als solche Küsse ist nichts geschehn. Aber diese Krankheit — wer heilt denn die? Kann ein Mann mit einer Frau leben, die trotz allen guten Willens dem immer wieder verfallen wird? Ich dachte an Trennung, bei Gott. Dann wieder das Mitleid, Roland. Sie war so unbeschreiblich rührend, Roland. Ich wußte nicht, was tun! — Endlich sagt' ich mir: noch nichts entscheiden, warten, sich's innerlich entwickeln lassen — meine alte Methode — und inzwischen menschlich handeln, ruhig, ritterlich. Denn, du lieber Gott, wer von uns ist ohne Schuld? Und so verging denn der gestrige Tag. Lydia still wie ein Geist; aber wie ein guter; oder lieber wie die zarteste, süßeste Magdalena, die du dir denken kannst. Heute morgen — ich saß an meinem Schreibtisch — heute morgen tritt sie auf einmal herein, kommt zu mir; sonst hatte sie sich immer ferngehalten. ‚Guter, Bester!' sagt sie. ‚Ein Wort muß ich dir sagen, dann geh' ich wieder. Du sollst ja mit mir tun, was du willst; ich nehm' alles hin, wie von Gott. Aber das eine weiß ich jetzt: deine himmlische Güte, in diesen Tagen, hat etwas in mir umgewandelt; ich fühl's, wie man die Genesung nach einer körperlichen Krankheit fühlt. Dieser gräßlichen Schwäche verfall' ich nicht wieder! Dieser Fluch verläßt mich! Und wenn er sich je noch einmal rühren sollte — bei dem

Gedanken an dich, du verstehendster und verzeihendster Mensch, bin ich dann gefeit!‘“

Eine solche Wendung hatte Roland erwartet, sie überraschte ihn nicht. Ob sie's halten wird? dachte er. Das Feuer scheuen, das wird sie nun wohl! — „Und darauf seid ihr euch so nach und nach um den Hals gefallen,“ sagte er mit seiner Doktorsruhe.

„Ja. Wärst du's nicht? — Roland, mir sind tausend Schiffslasten von der Brust, wie die Seeleute sagen; dies ist ein himmlischer Tag. Ich hab' das Beste auf der Welt, meinen Frieden wieder! — Das mußt' ich dir sagen; nun geh' ich. Muß in die Freiheit, unter den blauen Himmel! und am Rhein auf und ab. Dein Gustav Lenz — dem sag nur: ich will nichts von ihm. Ich hatt' an ein Duell gedacht, wahrhaftig. O wie liegt das alles nun hinter mir . . . Grüß mir deine Kinder. Guten Tag! Guten Tag!“

Steinle winkte mit der Hand und ging leichtfüßig, wie mit Flügeln an den Schultern, hinaus.

Tief nachdenklich sah ihm Roland nach. Eine Weile später, am Schreibtisch sitzend, tauchte er die Feder ein und schrieb in seinem neuen Buch einen Satz nieder, den dieser Bericht seines alten Freundes Steinle ihm wunderbar bestätigt hatte: „Denn der stärkste aller menschlichen Triebe, in Seel' und Leib, ist die Selbsterhaltung.“

* * *

Unterdessen war Willi nach Hause gekommen; diesen Morgen hatte ihn an Ilses Statt, die in ihrer Trauer daheim blieb, die gute Berta nach Kessenich zur Tante Elore geführt. Sie brachte ihn zu Ilse, die im Kinderzimmer saß und nähte, erzählte noch ein wenig, fragte, und ging heim. „Warum bist du so traurig?" sagte Willi, da er Ilse wieder in sich versunken sah. Er kam und lehnte sich an ihre Knie.

Sie streichelte ihn und erwiderte nichts. Die mitfühlende kleine Stimme weckte aber wieder die Tränen, wie das so oft geschieht; ihre Augen wurden naß.

„Warum weinst du? Aber du mußt doch nicht weinen."

Sie lächelte ihn an. Willi, der noch sein Strohhütchen auf dem Kopf hatte, trug es an seinen Platz.

Als er wiederkam, machte er ein sehr ernstes Gesicht; „ich bin auch traurig," sagte er.

„Du? Warum?"

„Alle Kinder haben doch eine Mutter. Ich hab' keine Mutter."

„Aber Willi, du hast ja mich."

„Du bist keine Mutter. Du bist meine Swester!"

Ilse sah ihm sehr verdutzt in die blauen Augen; so ein Wort hatte er noch nie gesagt. Sie fühlte sich auf einmal wie abgesetzt. „Willi"! entgegnete sie nur.

Der Kleine stand vor ihr, die Hände auf dem Rücken, bei der Nachahmung der Großen hatte er sich das angewöhnt; ein Gedanke, der ihn offenbar

beschäftigte, spielte auf seinem klugen Gesicht. „Du, ich weiß was," begann er dann, fast geheimnisvoll. „Das hab' ich mir ausgedenkt."

„Was denn?"

„Tante Elore, die hat kein Kind. Sie hat welche gehabt, aber sie sind gestorben und kommen nie wieder. Und ich hab' doch keine Mutter. Ich hab' aber Tante Elore furchtbar lieb. Und sie soll meine Mutter werden!"

Ilse horchte betroffen auf; was für ein Gedanke! In demselben Augenblick hörte sie seitwärts ein leichtes Geräusch; sie sah hin, Roland stand in der Tür. Er mußte Willis Worte gehört haben, denn eine ganz eigene Erregung und Erschütterung arbeitete in seinem ernsten Gesicht. Seine gesund rötliche Haut, die selten erblaßte, war bleich geworden. Es schien, daß er wieder fortgehn wollte; es war aber, als halte der Anblick des Kindes ihn fest, das er fort und fort betrachtete. In seinen Augen lag dabei ein tiefer Schmerz ... Ilse sah es sogleich.

Der Kleine bemerkte es nun auch; verwundert schaute er den Vater an. Roland hatte ihn dieser Tage einmal im Scherz „Willileben" genannt, wie wenn er ein kleiner Jude wäre. Jetzt ging Willi näher hin: „Lieber, guter Lebenvater! Was hast du?"

Roland, der dem Kind sonst nie etwas schuldig blieb, antwortete nicht. Er lächelte auch nicht. Nach einer Stille, die Ilsens Herz beklemmte, ging er zum Fenster, als sei ihm etwas ins Auge gefallen, und

blickte hinaus. Sein Gesicht war nun nicht mehr zu sehn; Ilsens scharfes Ohr vernahm aber ein gewaltsam bekämpftes, doch nicht ganz erstícktes Seufzen, das sich in einem langen Atemzug verlor.

Sie fühlte sich wie plötzlich erleuchtet. Ihr eigenes Atmen geriet in eine zitternde, stoßende Bewegung. Sie führte Willi leise hinaus, zu Anna: sie möge ihm seine zweite Mahlzeit geben; dann kam sie ebenso geräuschlos zurück. Der Vater stand noch am Fenster, abgewandt. Nachdem sie sich neben ihn gestellt hatte, wie um auch hinauszuschauen, sagte sie, Willis Worte wiederholend: „Lieber, guter Lebenvater! Darf ich dir was sagen? Vorgestern, als ich so — unglücklich war, hast du so gut zu meinem Herzen gesprochen. Und ich — — ach, das weißt du ja: ich sehne mich so, was für dich zu tun. Könnt' ich dir auch einmal was Gutes tun!"

Roland blieb abgewandt, er sprach auf die Scheibe hin: „Wie kommst du darauf? — Mir fällt übrigens ein, was ich dir sagen wollte, darum bin ich ja hier: Gustav Lenz und Steinle — das ist aus der Welt. Steinle hat sich mit der Sache abgefunden — sich hineingefunden — oder sich herausgefunden; ich weiß nicht, wie man das am besten sagt." Jetzt sah er Ilse flüchtig an: „Also da hat nun die liebe Seele Ruh'!"

„Wie gut ist das," flüsterte sie. „Ach, ich dank' dir, Vater!" — Sie faßte sich ein Herz und fuhr lauter fort: „Du machst immer Freuden und bringst immer was Gutes. Darf ich nun auch mal reden,

wenn ich auch nur deine Tochter bin? Ich hab' nämlich plötzlich was erraten, Vater. Gedacht hab' ich wohl schon früher dran; darauf gingst du aber nie mehr hin — und ich in meiner Dummheit dacht' nur: sie haben sich wohl erzürnt! Und davon reden, das mag er nicht! Aber eben — jetzt —"

Roland zuckte mit der Schulter, neben der sie stand: „Wovon sprichst du, Kind? — Bitte, laß das! — Tu was!"

„Ich will gleich wieder was tun, Vater; erst hör mich aber doch mal ruhig an! Als Willi sagte: sie soll meine Mutter werden — da sah ich ja dein Gesicht. Hörte dann dein Seufzen. Ja, du hast geseufzt, Vater; das hört man so selten; darum ging mir's auch durch Mark und Bein. Jetzt begreif' ich meine Dummheit nicht! Dein plötzliches Fortbleiben damals von ‚Tante Elore'. Und deine Schwermut, die damals anfing; jetzt weiß ich's; ich hab's nur nicht gleich gemerkt. Dir wär's recht, wenn sie Willis Mutter würd'! Du hast sie so lieb!"

„Das sagt einem so ein Kind ins Gesicht —"

„Aus grenzenloser Liebe, Vater! Ich sehn' mich ja so, daß du glücklich wirst! Und wenn ich dazu helfen könnt', wär' ich das glücklichste Kind! — Alle Rolands haben sie lieb. ‚Ich hab' Tante Elore furchtbar lieb,' sagte Willi eben. Und ‚sie soll meine Mutter werden'. Kinder, weißt du, reden die Wahrheit —"

„Ja, und Narren auch!" — Roland wendete sich nun endlich zu ihr, eine unnatürliche, brennende Röte im Gesicht. „Bist du fertig, Kind?"

„Nein, Vater, ich fang' erst an!"

Durch diese Tapferkeit aus der letzten Fassung gebracht, ergriff er ihren Arm; seine Hand begann zu zittern. „Mädel, Mädel! Und wenn's so wär'! Noch wieder heiraten? ich? mit 'ner großen Tochter? mit sechsundvierzig Jahren?"

„Das geschieht doch oft. Und wenn die sechsundvierzig danach sind, wie bei dir! Die große Tochter wünscht sich's ja."

„Und wenn sie nicht will?"

Ilsen stockte das Herz. — „Hat sie dir das gesagt?"

„Das nicht . . ."

„Woher weißt du's denn?"

„Ich weiß es nicht. Ich fühl's! Ich merk's!"

„Aber du siehst sie ja gar nicht mehr —"

„Damals hab' ich's gefühlt, gemerkt! — Kann's auch anders sein? Sieh mich an. Ein Schaustück für die Frauenzimmer bin ich nie gewesen; ein Mannsbild, weiter nichts; schon vor zwanzig Jahren nahm sie lieber den andern, und mit Recht, 's war ein schöner Kerl. Was hätt' sie denn jetzt an mir? Sie, die noch immer wie 'ne Blume ist, rheinauf und rheinab eine der lieblichsten Frauen!"

Ilse mußte nun doch heimlich lächeln; sie schaute seitwärts ins Land hinaus. O wie verliebt der Vater ist! dachte sie. Gar so jung und morgenschön ist sie doch nicht mehr!

„Du gehst immer so schlecht mit dir um," gab sie ihm zur Antwort. „Die andern bewunderst du,

und von dir sprichst du, daß einem oft graust! Ich hab' einen stattlichen und hübschen Vater —"

„Verlier nur auch noch dein bißchen Verstand!"

„Vater! Mit deinem Fühlen und Merken. Vielleicht sitzt sie da und wartet nur. Könntst sie doch erst fragen, ob sie will oder nicht!"

Roland warf unwillig den Kopf zurück; „jetzt wirst du wirklich zur Närrin!" fuhr er sie an. „Ich alter Kerl mich dem aussetzen, daß sie etwa schonend lächelt oder nach meinen Jahren fragt? — Was ich weiß, das weiß ich! Hab' ich sie denn je bereden können, auch nur einmal in mein Haus zu kommen? Noch am letzten Tag nicht. Da hab' ich noch einmal gefragt. Lächelnd sagte sie: Nein! Sie hat dann ein Lächeln ... Laß mich! Das war unser erstes und letztes Gespräch! — Alles geht vorüber!"

Ohne Ilse anzusehn, ging er mit großen, schweren Schritten in sein Zimmer zurück.

* * *

Zwei Tage waren seitdem verstrichen; Ilse schlenderte mit Berta Müllner auf der Rheinwerft, an den sommerlich blühenden Anlagen hin, nicht weit vom Rolandschen Haus. Zwei Tage war es auch her, daß Berta sich mit ihrem Ludwig verlobt hatte; mit demselben, zu dem, wie die übermütige Ilse sagte, Bertchen von Gustav Lenz „abgeschwenkt" war. Es gab nun viel zu erzählen, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Das kleine bräutliche Bach-

stelzchen spazierte in seinem Glück und Stolz wirklich wie ein kleiner Vogel; sein Gang war noch zierlicher und drolliger wippend als sonst. Es fühlte sich in seinem Wert. Es sprach fast allein.

Erst als sie sich schon trennen wollten, kam Ilse zu einer ihrer gewohnten „schnöden" Fragen: „Ist er nun auch ordentlich untertänig, wie es sich gehört?"

„Ach Gott!" seufzte Berta und lächelte dazu. „Der fängt auch schon an, mich Püppchen zu nennen, was ich mir von dir verbeten hab'."

„Und von ihm verbittst du dir's nicht?"

„Weißt, es klingt doch auch süß, wenn er's sagt. Es liegt so seine ganze heitere Seele drin. Ich glaub' beinah, ich lass' es ihm! — Geheiratet wird also bald. Aber bis dahin, weißt du, laß mich nur noch zuweilen, wenn dir's paßt, den Willi spazieren führen oder zu seiner Tante Elore bringen; ich hab' den süßen Bengel doch auch so gern. Mein Herz ist ja furchtbar groß, Ilse —"

„Nun laß aber keinen mehr hinein! ausgenommen eigne Willis! — Adjö!"

Ilse ging nach Haus. Als sie ins Kindzimmer kam, erschrak sie; und doch sah sie ein liebliches und rührendes Bild. Willi war auf dem Sofa eingeschlafen, seine Wangen waren wie rote Äpfel, unendliche Zufriedenheit lag auf dem Gesicht. Neben ihm saß Gustav, über das Kind gebeugt, mit einem Ausdruck voll Liebe, wie ein älterer Bruder. Seine Züge waren aber ernst, wie von Wehmut angehaucht. Er war wohl tief in Gedanken, denn er hörte ihr Ein-

treten nicht. Ilsen ward weich und weh ums Herz. Sie hatte ihn seit dem Kessenicher Gespräch nicht wiedergesehn . . .

„Guten Tag, Herr Lenz," sagte sie, nachdem sie für das, was nun bevorstand, alle ihre Kräfte gesammelt hatte. Gustav sprang auf. Er wurde ebenso wangenrot wie der kleine Schläfer. Schweigend machte er eine tiefe Verbeugung, wie jemand, der sich schuldig fühlt und abbitten möchte. Ilse errötete nun auch. So standen sie eine Weile da und redeten nicht.

„Fräulein Ilse!" fing er endlich an. „Seit meiner — Flucht neulich in Kessenich, bei der ich mich wohl ebenso töricht wie unpassend benommen hab', werden Sie kaum erwartet haben, mich hier wiederzusehn. Es hat sich aber dann noch andres ereignet — wo mein Benehmen noch viel schlechter war. Sie wissen davon. Das hat mir Ihr Vater gesagt, als er vorgestern selber zu mir kam, um mir mitzuteilen, daß diese Sache — abgetan ist. Ja, er hat mir's gesagt! Gewiß nicht um mich zu martern, denn er ist ja wahnsinnig gut; sondern wohl, damit — — Es martert mich aber, ich kann's nicht sagen. Für was für ein erbärmliches, niedriges Geschöpf halten Sie mich nun wohl!"

Ilse wollte nicht weinen; es überfiel sie aber. Tränen der Scham und des Kummers — nicht mehr des Zorns — liefen ihr über die Wangen hinunter.

„Sie hätten mich nie wiedergesehn, Fräulein Ilse. Aber auf dem alten Friedhof — — Ich hab' da mit Eduard Hofbauer gestanden, eh' er sich erschoß. Dieser

unglückliche Mensch — dessen Ende Sie gewiß tief erschüttert hat — darum komme ich auch erst heut ... Er hat mir auf dem Friedhof erzählt, was ihm Ihr Vater gesagt hat: Sie hätten mich lieber als ihn. Sie hätten mich — — Ist es möglich, Fräulein Ilse? Hat er in seiner Aufregung nicht falsch gehört?"

Ilse weinte noch fort und antwortete nicht. Aber sie widersprach auch nicht.

„Ich wurde ja nur aus Verzweiflung neulich so wahnsinnig und schlecht! Sie hatten mich abgewiesen. Nie den Vater verlassen — nie heiraten — das sagte mir doch: ich will dich nicht! Und ich hatte nun das Gefühl: mein Leben ist aus! Denn wenn man so in einem Menschen lebt, wie ich in Ihnen — — Ich glaub', schon in der ersten Stunde fing's an! Ich hab' mich gewehrt. Ich wollte nicht. Sie sollten mich nicht in der Arbeit stören. Dann wurde mir klar — durch einen Zufall —: Sie und Eberhard! Ich rettete mich, so schnell ich konnte, und zog mich ganz in die Medizin zurück. Bis unser großer Landsmann, der Beethoven, uns zusammenführte ... Seitdem ist es immer so fortgewachsen. Sie sind für mich das beste Mädchen, das es gibt! Ja — wenn Sie auch lächeln. Die Mathasuntha! Die tapfere, die urgesunde, die durch und durch aufrichtige —"

„O, ich kann so heucheln!" fiel sie ihm in die Rede. „Das hab' ich bewiesen!"

„Gott sei Dank, nun reden Sie doch auch ein

Wort. Ich weiß aber doch, wie es ist! — Und dabei ist Ihr unverzagtes Herz so gut. Und zu jedem Opfer fähig —"

„Trotzig bin ich," unterbrach sie ihn wieder. „Das hat sich auch schon bewährt!"

„In diesem Augenblick sind Sie trotzig, ja. Sie wollen sich schlecht machen, weil ich von Ihnen Gutes sage. Ach, das nützt Ihnen ja nichts! Ich kenn' Sie ja! Wenn ich mit Willi spielte, hab' ich doch immer auf Sie gesehn und gehorcht. Und allmählich kam mir der Glaube, auch Sie — — Bis Sie so kühl und immer kühler wurden ..."

Er sah in ihren redlichen Augen einen wehmütigen, gleichsam abbittenden Blick. Dadurch hingerissen trat er näher; er legte sich eine Hand auf die Brust. „Fräulein Mathasuntha! War das nur, weil Sie Ihren Vater nicht verlassen wollen? Ist es wahr, was er dem Eberhard Hofbauer gesagt hat? Haben Sie mich doch lieb?"

„Ich hab' Sie wohl lieb," antwortete sie aufrichtig. „Aber —"

„Sie haben mich in Kessenich nur zurückgewiesen, weil Sie ihn nie verlassen wollen? weil Sie das gelobt haben?"

„Ja!" sagte sie mit Mathasunthaschem, tragischem Heldenmut. „Und das können wir nicht ändern, Sie nicht und ich nicht. Was man gelobt hat, das hat man gelobt. Schütteln Sie nicht den Kopf!"

„Mathasuntha, ich muß ihn schütteln. Ich bin ja auf einmal ein seliger Mensch. Sie haben mich

lieb! — Was man gelobt hat, das kann man ändern —"

„Pfui, sagen Sie so was nicht! Sonst veracht' ich Sie!"

„Das kann sich ändern; so hab' ich's gemeint. Ihr Vater kann Ihnen sagen: dein Gelübde gilt nicht — ich will dein Gelübde nicht — ich will nicht länger mit dir zusammen leben — ich will mit Willi in ein Kloster gehn. O nehmen Sie's nicht so tragisch, süße Mathasuntha! Lassen Sie mich eine Viertelstunde selig sein; ich hab' so lang in der Hölle gelebt! — Es kann noch gut werden. Sie heiraten mich noch. Ja, Sie heiraten mich noch. Ja, Sie, Mathasuntha! Aber ‚Gustav' kann Ihnen nicht genügen, das fühl' ich ja. Ich will Ihr Theodorich sein — oder Totila — oder Wulfila, oder was Sie wollen . . ."

Auf einmal waren ihm diese Scherze zuwider; er kniete vor ihr hin. „Ich lieb' Sie ja über alles!" sprach er, halb geflüstert, zu dem großen Mädel hinauf. „Wenn Sie mir das eine vergeben können — ich würd' Ihnen nie wieder Kummer machen. Ich glaub', Sie würden eines Tages sagen: der wächst meinem Vater nach! — Mathasuntha! Wie sind Sie zu diesem schrecklichen Gelübde gekommen? Was kann man denn tun, um Gottes willen, damit es aus der Welt kommt?"

Er ergriff ihre niederhängende rechte Hand; in ihrer Betrübnis ließ sie sie ihm, er küßte sie. „Da gibt's nur eine Möglichkeit," erwiderte Ilse; das

Gespräch mit Roland fiel ihr wieder ein, das ihr den Schlaf dieser letzten Nächte gestört hatte. „Wenn Ihre Tante Eleonore meinen Vater heiratet! Dann braucht er mich nicht mehr, dann gibt mir Gott wohl mein Gelübde zurück!"

Gustav starrte sie an. „Wenn meine Tante Eleonore Ihren Vater heiratet?"

Auf dem Sofa regte sich's, Willi ward unruhig; kleine träumerische Töne kamen aus seiner Kehle. „Ich will's Ihnen erzählen!" flüsterte nun Ilse. „Aber stehn Sie auf! Setzen Sie sich auf den Stuhl!" Gustav gehorchte und setzte sich. Sie berichtete ihm, so kurz und so geschwind sie konnte, wie es zwischen Roland und Eleonore stand. Der Kleine beruhigte sich unterdessen und lag wieder still.

„Tante Eleonore meine Schwiegermutter!" flüsterte Gustav nun auch. „Wer hätte das gedacht! — Ja, sie wird es, sie muß es werden; halten Sie mir den Mund nicht zu. Wenn es die einzige Rettung ist — ich mach' es, Mathasuntha! Mit Ihnen oder allein! Ich will all meine teuflische Klugheit, alles Diabolische, alles Satanische in mir loslassen, gegen diese Tante — und sogar gegen Ihren Vater, wenn's nötig ist. Ich will alle Witwer und Witwen am Rhein unter und über vierzig Jahren wieder verheiraten, wenn ich Mathasuntha Roland nicht anders bekommen kann! — Ach, aber so lange lassen Sie mich doch nicht schmachten. Sie haben mir noch nicht gesagt, daß Sie mir vergeben. O tun Sie's mit einem Vergebungskuß!"

„Unverschämter Mensch!“ sagte Ilse und sah ihn mit strengen Augen an; inwendig gefiel ihr aber alles, was er sagte, und das zärtliche Feuer in seinem Blick. „So schnell wird bei Rolands nicht vergeben. Und so lang mein Gelübde gilt, gibt es keinen Kuß!“

Ach, wenn ich doch dürfte! dachte sie. Es war unsinnig, wie es ihre Augen zog, auf seine jugendfrischen, blühenden, schönen Lippen zu schauen. Eben wachte aber Willi auf. Das war ihr wie eine Erlösung. Sie nickte dem Kleinen zu; dann lief sie aus der Tür.

* * *

Eleonore und Willi schlenderten auf einem Landweg, dann auf der großen Fahrstraße gegen Godesberg; nach ein paar Regentagen lachte wieder der Sonnenschein. Es war Eleonorens Wonne, mit ihrem Liebling allein zu gehn, die kleine, süß lebendige Hand zu halten und das Gezwitscher des schwatzhaften Seelchens zu hören, während ihr die schöne Welt des Rheintals auf den Augen lag. Um ihr diese Freude zu machen, hatte Berta ihn heut nach Kessenich geführt und spielte dort mit des Gärtners Enkelkindern; unterdessen wanderten die beiden landein. Nach einer Stunde wollte sie ihnen nachgehn und sie beim Hochkreuz treffen; von dort konnten sie auf der Mehlem-Bonner Dampfstraßenbahn heimfahren, falls Willi sich ermüdet hatte.

Das Hochkreuz ist eine schlanke Spitzsäule, im Mittelalter in gotischem Stil erbaut und im neun-

zehnten Jahrhundert wiederhergestellt; es steht an der Straße, die von Bonn nach Godesberg führt, da wo sie von der Eisenbahn gekreuzt wird. Eleonore stand mit dem Bübchen davor; um den kleinen Beinen nicht zu viel zu tun, wollte sie nicht weiter. „Warum hat man das da hingebaut?" fragte Willi, nachdem er die hohe Pyramide betrachtet hatte.

„Das hat einmal ein Kölner Erzbischof für die frommen Wallfahrer gebaut," antwortete Eleonore, die ihn an der Hand hielt. „Andre sagen, ein Ritter hat's getan, der, ohne es zu wissen, seinen Bruder getötet hatte und darum ins Kloster ging. Das ist eine alte Sage, Willi —"

„Dann erzähl mir die!" fiel er ihr sogleich ins Wort.

„Die verstehst du doch nicht."

„Ach Gott, warum sollt' ich die nicht verstehn? Ich versteh' schon alles!"

Eleonore lächelte still. Die Sage, die sie meinte, erzählt von einem Ritter auf dem Drachenfels, der zwei Söhne hatte, einen ehelichen und ein Kind der Liebe . . . Nein, das erzähl' ich ihm doch nicht! dachte Eleonore; das liest er besser später im Buch! Ihr fiel aber ein, daß es noch eine zweite Sage vom Hochkreuz gab, ähnlich, aber geeigneter für das ewig wißbegierige Kind. „Also dann hör!" sagte sie. „Aber traurig ist es! Da, wo wir eben so schön gewandert sind, war einst viel, viel Wald; und auf dem Klochterhof bei Friesdorf wohnten die Ritter von Hochkirchen, zwei Brüder, und hatten sich sehr lieb.

Und sie gingen oft auf die Jagd. Einen großen, großen Eber, ein Wildschwein, weißt du, hatten sie aber nicht erwischen können; der hatte sich versteckt, ungefähr hier, wo wir jetzt stehn. Das glaubte wenigstens der eine Bruder, Hugo, und erzählt's dem andern. Und der schleicht am nächsten Abend hin, versteckt sich auch — hier, wo du stehst — und lauert auf das wilde Tier. Da kommt auch Hugo, der nach Bonn geritten war und davon nichts weiß; und er sieht, daß sich im Gebüsch was bewegt, und denkt, es ist der Eber, und schießt. Schießt den Pfeil vom Bogen. Und wen schießt er tot? Seinen eigenen Bruder. Als er hinkommt, ist der schon tot!"

Willi war eine Weile still. Er hörte so gern Geschichten, besonders aus dem Bonner Land; um diesen Ritter Hugo tat's ihm aber doch zu leid. „Und was hat Hugo dann getan?" fragte er endlich.

„Der ist furchtbar traurig geworden, kannst du dir wohl denken. Und ist ins Kloster zu Heisterbach gegangen, das da hinter den schönen Bergen liegt. Und der Erzbischof hat dieses Hochkreuz errichtet, damit jeder fromme Wanderer für die beiden Brüder beten sollte."

„Dann müssen wir wohl auch beten, Tante Elore?"

„Nein, das laß nur, Bübchen. Es ist nun schon so lange her!"

Willi sah jetzt Berta auf einem Fußweg herankommen, sie machte rasche, kurze Schritte; sogleich kriegte er wieder sein Schelmgesicht und die unglücklichen Brüder waren ihm aus dem Sinn. „Tante

Berta geht so fix," sagte er mit schurkisch gedämpfter Stimme, „aber weißt du was? Wir wollen ihr fortlaufen, wollen hier gar nicht auf sie warten. Wir zwei gehn nach Bonn!"

„Dann steigen wir ja aber nicht in die Straßenbahn?"

„Ach, ich werd' nicht müd', Tante. Ich kann noch viele, viele Stunden gehn. Komm, wir laufen ihr fort!"

Er zog Eleonore nach rechts, nach Bonn zu; sie gab dem Spitzbuben lächelnd nach. Als Berta das sah, so rief sie; Willi tat aber, als hörte er's nicht, er lachte nur zu Eleonore hinauf und ging hurtig weiter. Er bildete sich ein, die kleine Tante werde ihn niemals einholen, so gewaltige Schritte machte er. Dabei kam ihm ein Gefühl, als sei er auch so einer wie die alten Ritter, die hier auf wilde Tiere jagten; es hob sich seine kleine Brust. „Ich will auch ein Jäger werden!" sagte er plötzlich, schritt aber immer mächtig aus.

„Das tu nur, Bursch. Das ist lustig."

„Wenn ich aber einen Bruder krieg', Tante Elore, den schieß' ich nicht tot!"

Jetzt merkte er, daß ihm wieder ein Wahn zerstört wurde: er hörte Bertas helle Stimme hinter sich, und als er zurücksah, kam sie unbegreiflich schnell heran. „O Gott, wir sind verloren!" sagte Eleonore heiter. „Tante Berta siegt!"

Willi ließ sie los und fing an zu laufen; nun lief aber Berta auch, und bald hatte sie ihn einge-

holt. Sie nahm ihn in die Arme, lachte ihn an und küßte ihn. Das gefiel ihm nicht; sein junger Mannesstolz sträubte sich. „Du brauchst gar nicht mitzugehen," warf er etwas zornig hin. „Ich geh' mit Tante Elore. Wir swei gehn nach Bonn!"

Eleonore schüttelte den Kopf: „Nein, so weit geh' ich nicht mit. Wenn links der Weg nach Kessenich kommt, dann marschier' ich ab."

„Nein," rief er, „das will ich nicht! Das sollst du nicht tun! Ich komm' doch immer nach Kessenich, du kommst nie nach Bonn. Tante Berta, sag ihr's doch auch! Dann darfst du auch mitgehn. Dann marßieren wir drei in unser Haus!"

„Kind, quäl mich nicht," bat Eleonore. „Ich — kann ja nicht. Es geht nicht."

„Warum geht es nicht?"

„Laß, Kind! Laß!" — Sie blieb stehn und wandte sich ab. Sie tat, als folgten ihre Augen den besonnten Hügeln jenseits des Rheins, bis zum Siebengebirg. Es war aber ein Versinken in Wehmut; sie verlor sich ganz. Das kam jetzt zuweilen über sie. Dann schlossen sich gleichsam ihre Sinne zu, die offenen Augen sahen nicht und die Ohren hörten nicht.

Willi hatte sie schon so gesehn und wußte nicht: was ist das? Es regte sich aber in ihm ein dunkles Gefühl, daß man sie wohl heitrer machen, ihr etwas Gutes tun oder sagen sollte. „Tante Elore!" fing er mit leiserer Stimme an, sanft an ihrem Rock zupfend. „Ich hab' dich doch so lieb. Ich will eine kleine Mutter haben. Du bist meine kleine Mutter."

Eleonore hörte nicht. Sie war in Dortmund, in ihrem Kessenicher Erkerzimmer, in alten und neuen Zeiten.

„Ich hab's auch neulich Ilse gesagt: du sollst meine Mutter sein. Und dann ist Vater gekommen und —"

„Willi!" hörte er leise hinter sich reden und fühlte eine Hand an seinem Hals. Er drehte das Köpfchen. Es war Berta, die bewegte warnend die Hand und flüsterte: „Was erzählst du da? Das muß Tante Elore nicht hören. Sei still!"

„Warum muß sie nicht?" fragte er, nun gleichfalls flüsternd. „Ich will ihr sagen, daß Vater es auch gehört hat und —"

„Halt doch dein Mäulchen, Bub. Wenn Tante Elore das hört, dann geht sie ganz gewiß nicht mit!"

Der Kleine sah verdutzt in Bertas geheimnisvolles Gesicht; er verstand ihre Rede nicht. Er blickte dann vorsichtig, mit schiefem Kopf, zu Eleonore hinauf; bog sich so weit, bis er ihr halbes Antlitz sehen konnte, und bemerkte, wie tiefernst es war. Das alles war ihm unheimlich; nicht recht zu begreifen ... Allmählich kam ihm aber doch das Gefühl: ich sag's lieber nicht! Er hängte sich stumm an Eleonorens Kleid. Er zog, zuerst noch sanft, dann stärker.

Sie erwachte dadurch aus ihrem Brüten. „Was willst du?" fragte sie, sich zu ihm herumwendend.

„Wollen weitergehn! Sonst komm' ich ja so spät nach Haus. Dann sagt Vater: wo bleibt der dumme Kerl, der Willi?"

Eleonore lächelte, als lächelte sie sich ins Leben zurück. Sie warf einen liebreichen Blick auf ihn, der ihn wieder ruhig und zufrieden machte; darauf schritt sie aus wie vorher. Willi begann zu plauschen, aber von der „kleinen Mutter" nicht. „Tante Elore, sing doch was," sagte er nach einer Weile. „In deinem Garten hast du şön gesungen, neulich. Das vom Böhmerwald!"

„Hier auf der Landstraße, Willi?"

„Ach, wir gehn ja jetzt ganz allein. Tu's doch!"

So einem zärtlichen „Tu's doch!" widerstand sie nicht. Sie fing leise an, dann lauter, mit ihrer kleinen, aber anmutigen Singstimme, das Fallerslebensche Lied:

> Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,
> Da wachsen unsre Reben.
> Grüß mein Lieb am grünen Rhein,
> Grüß mir meinen kühlen Wein!
> Nur in Deutschland,
> Da will ich ewig leben.

Sie sang zwei Strophen, mehr wußte sie nicht; Willi bat um mehr. Nach einem wehmütigen Zögern stimmte sie eines ihrer alten Lieder an, die sie als junges Mädchen in Dortmund, die sie vor Willis Vater gesungen hatte. Es war ein schönes, trauriges Lied . . . Der Bub hörte andächtig zu. Ihr ward aber zu weich ums Herz.

„Nun sing du, Willi!" Sie nahm wieder seine Hand. „Du kannst ja auch schon, ich hab's neulich gehört. Da standst du im Erkerzimmer, und was

dir grade in den Kopf kam, das sangst du zum Fenster hinaus."

Willi ließ sich nicht lange bitten; Eleonorens Lieder hatten etwas in seinem Seelchen geweckt. Mit kräftiger Stimme, ohne alle Melodie, aber in einem getragenen, halb singenden Tonfall begann er zu fabulieren; das war ihm in den letzten Tagen gekommen:

Der ßöne grüne Rhein!
Und das ßöne Siebengebirge,
Das will Willi haben.
Ich hab' mal einen kleinen Vater gehabt,
Der hat Vater Friedrich geheißen.
Und ich hab' eine kleine Swester gehabt,
Die hat Swester Ilse geheißen.
Und die hat den kleinen Vater in den Rhein gesmissen ...

„O weh!" rief Eleonore. „So schreckliche Sachen sind vorgefallen?"

Willi lachte. „Es ist ja nicht wahr, Tante Elore! Ich hab's nur so gedichtet!"

Sie wanderten weiter; jetzt begannen an der Heerstraße die ersten Häuser der Vorstadt von Bonn und links kam der Weg nach Kessenich. Eleonore blieb stehn. „So, hier trennen wir uns. Mein Herzenskind, gute Nacht!"

Willi hängte sich aber an ihr Kleid. „Nein, nein, nein, du gehst mit! Ich will dir meine Spielsachen zeigen. Ich hab' auch viele ßöne Sachen."

„Gutes Kind, ich kann nicht."

„Du sagst immer, du kannst nicht! Und du kannst

es doch. Tante Elore! Willst du mir nicht die Liebe geben?"

Es waren dieselben Worte, denen Eleonore erlegen war, als Willi in das Glasschränkchen im Erkerzimmer hineinsehen wollte. Nein, diesmal bleib' ich fest! dachte sie. Was wird sonst aus mir? — „Quäl mich nicht," antwortete sie. „Es geht nicht."

„Na, dann komm' ich auch nie mehr nach Kessenich! Nein, nie, nie, nie!"

„So schlimm wird doch Willi nicht sein —"

„Ja, ich bin so ßlimm! — Du sagst, ich bin dein Herzenskind. Und du tust es doch nicht. Ich will nun immer nach Beuel gehn und nach Godesberg und nach Endenich. Aber nie, nie mehr nach Kessenich!"

„Willi! Wie kannst du so —"

„Tante Berta, komm doch! Wir swei gehn nach Bonn!"

Er lief ohne Abschied fort. „Willi!" rief Eleonore. Er hörte nicht. Nachdem er eine Weile gelaufen war, kam er wieder ins Gehen, er schritt aber ganz gewaltig aus. Eleonore traten Tränen in die Augen. Rührung und Zärtlichkeit machten ihr das Herz zu groß. „Ach, kommen Sie, kommen Sie!" sagte sie zu Berta, die aus Höflichkeit noch unentschlossen stillstand. Sie lief dem Kleinen nach; Berta nun auch.

„Kind, da bin ich ja!" stieß sie etwas keuchend heraus, als sie ihn erreicht hatte. „Mußt du denn durchaus deinen Willen haben? — Aber ja, du hast

recht! Ich muß auch den Willi besuchen, wenn er mich besucht. Ich muß deine schönen Sachen sehn. Komm, du gibst mir wieder die Hand und wir gehn in dein Haus!"

Willi strahlte sie an. „Jetzt bist du eine gute Tante Elore!" — Sie bückte sich nieder, er umarmte sie.

Die drei wanderten nun in Frieden und in Freuden weiter. Sie sangen miteinander — aber leise, weil immer mehr Häuser kamen — alle drei, jeder was ihm einfiel. Dann staunten sie die Gärten der Villen und den schönen Abend an, der alles so goldig und darauf so rosig verklärte. Willi ging zwischen den beiden, wie ein Engelchen, dachte Eleonore, das zwei irdische Wanderer ihres Weges führt ... So kamen sie wirklich und wahrhaftig nach Bonn. Da war die Rheinwerft, der Alte Zoll; weiter unten die neue Brücke und links das Rolandsche Haus. Der Bub hielt Eleonore, die wie im Traum dahinging, fest an seiner kleinen Hand.

* * *

Ilse stand unterdessen vor Roland, in seinem Zimmer; er saß in seinem Arbeitsstuhl. Sie hatte ein paar Bogen gebracht, die sie wieder für ihn geschrieben hatte; „nun muß ich dir doch noch was sagen, Vater!" setzte sie zu ihrem kurzen Bericht hinzu. „Du hast zwar neulich erklärt: das war unser erstes und letztes Gespräch; aber ich will dir auch nur erzählen —"

„Was denn?" fuhr er auf.

„Von einem Glasschränkchen, weiter nichts. Eh' Willi mit Berta fortging, hat er mir ganz heimlich anvertraut: bei Tante Elore im Erkerstübchen ist ein kleiner Schrank, der war durch einen Vorhang fast verdeckt; er hat aber neulich so lange gebettelt, bis sie ihm aufgemacht und alles gezeigt hat. Und in dem Glasschränkchen sind lauter Sachen gewesen, die du ihr einst geschenkt hast; Bilder von dir, und alte Blumen, und ein Thermometerchen und ein Uhrständerchen, und noch allerlei. Vater, was sagst du dazu? Sie will dich nicht, behauptest du. Das hast du in Kessenich gefühlt und gemerkt! Und da stand doch immer das Glasschränkchen, das sie dich nicht sehn ließ, mit all den Erinnerungen. Wenn du die gesehn hättst, was hättst du dann gefühlt und gemerkt? Daß sie dich liebt! weiter nichts!"

Roland war aufgestanden; diese Enthüllung war ihm doch in die Glieder gefahren. Er griff an seine Brille, schob sie auf und nieder. „Das hat sie dem Willi —?"

„Ja. Weil er nicht nachließ; du kennst ihn ja."

„Es scheint, du willst nun auch nicht nachlassen; willst deinen Vater — — Wie ihr Frauenzimmer, jung und alt, euch alles zurechtphantasiert! ‚Sie liebt dich! weiter nichts!' Alte Erinnerungen ... Weibliche Sentimentalitäten. Weil ich das Buch ‚Zur Gesundheitspflege' geschrieben habe und sie danach lebt. Eine Art Verehrung und weiter nichts!"

Ilse schlug mit ihrer Faust auf die Stuhllehne:

„Ach, Vater, das ist schrecklich! deine ewige Bescheidenheit! — — Dann wird auch ewig zwischen mir und deinem geliebten Gustav nichts. Wir zwei, wir wären nun wohl einig —“

„Wirklich? Seid ihr das?“

„So weit, ja. Aber was nützt uns das? Wenn du Frau Eleonore nicht heiratest und mein Gelübde nicht dadurch ein Unsinn wird, dann bleiben wir geschieden!“

Roland lächelte sie in all seiner heimlichen Erregung an. „Unglückliches, dummes Mädel! Das kommt davon, wenn man so unsinnige Gelübde tut!“

Er horchte: auf dem Vorplatz hörte er Willis Stimme; das Kind kam also heim. Es schien zu jemand zu sprechen, der mit ihm kam. Die Worte waren nicht zu verstehn. Dann rief Willi aber mit seiner drolligen Kraftstimme: „Anna, das ist Tante Elore! Einen guten Milchreis kochen, mit Szimmt und Szucker!“

Ilse lachte vor Freude auf. Roland ward fahl und blaß. Jetzt klopfte der Bub schon an die Tür, mit den Fäustchen hämmernd: „Vater, Tante Elore ist da!“

Roland öffnete und trat hinaus. Auf dem dämmerigen Vorplatz stand die zarte Gestalt, mit einem Lächeln, das doch keines war, mädchenhaft verlegen. Sie wollte früher sprechen als er; es kam aber zuerst nur ein Achselzucken. „Frau Eleonore!“ nahm er das Wort, ihr die Hand entgegenstreckend. „Es geschehn noch Wunder!“

Sie blickte auf Willi nieder: „Weil es noch so kleine Engel gibt. — Ich wollte nicht. Sie wissen ja. Er hat's aber durchgesetzt. — Nun komm' ich Ihnen am Ende gar nicht mehr recht!"

„Auf so was antwortet man nicht," erwiderte Roland, der mit einer Bewegung kämpfte, wie er sie vielleicht noch nie erlebt. „Bitte, kommen Sie zuerst in des Vaters Zimmer; dann schauen Sie sich das des Juniors an!"

Er bot ihr den Arm und führte sie in seine Arbeitsstube. Willi, nun doch etwas kniemüde, trippelte hinterdrein; die Schwester folgte. Doch sowie Ilse die Tür geschlossen hatte, hob sie den Kleinen vom Boden auf: „Du wirst müd sein, Bursch! Komm!" Als dächte sie nur an ihn und sein Wohl, trug sie ihn durch die andre Tür hinaus.

Roland sah sich mit Eleonore allein. Nun zitterte ihnen doch beiden das Herz; wie zwei jungen Leuten. Sie fürchteten, es könnte ein großes Schweigen werden, und begannen beide zugleich zu sprechen. Als sie aber seine Stimme hörte, ward sie wieder still. „Also da stehn Sie nun," sagte er. „Herzlich, herzlich willkommen, Frau Eleonore! — Also der Bub hat's Ihnen abgewonnen. Ich hab's nicht gekonnt!"

Sie lächelte ein wenig: „Sie sind auch nicht dreißig Monate alt."

„Nein, das bin ich nicht! Einige Maimonate älter! Darum hatt' ich ja auch Mut und Glauben und alles verloren ... Aber was hat mir da eben

Ilse erzählt? Es zieht mir noch im Kopf herum. Sie haben ein Schränkchen, das auf meinen Namen getauft ist; das ich aber nie hab' sehen dürfen. Lauter Dortmundiana darin. Was soll ich davon denken, Frau Eleonore?"

Eine glühende Purpurröte hatte sich über sie ergossen. Sie hielt aber mit weiblicher Selbstbeherrschung stand. „Was Sie sich dabei denken sollen? Daß unsere gemeinsamen Dortmunder Erinnerungen ein Schatz für mich sind. Daß ich stolz darauf bin: der Verfasser der Gesundheitspflege ist mein Jugendfreund. Herzliche Verehrung, Doktor."

Verehrung! Da kam das Wort, dasselbe Wort, das er vorhin Ilsen entgegengeworfen hatte. Logisch war es wohl nicht, daß er jetzt dagegen aufbegehrte... „Nein, das halt' ich nicht länger aus!" rief er plötzlich, indem seine Hände in die Luft fuhren und sich darin ballten. „Ich will lieber einen Schlag vor den Kopf — nach dem ich weiß, woran ich bin — als ewig dieses Milde, Ausweichende, wobei man den Verstand verliert! — Bitte, setzen Sie sich; das hab' ich über dem Wunder vergessen, entschuldigen Sie. Ich bin ja damals fortgeblieben, weil ich nicht mehr so leben konnte! Ich hatte den Eindruck, alle Tage: eine sanfte, gleichbleibende, herzlich gute Freundschaft — aber damit ist's aus! Und Sie mußten doch fühlen — ja, Sie m u ß t e n's fühlen — daß mein Herz mit mir durchgehn wollte; daß ich in Ihrer Krankheit und nachher wieder der Friedrich Roland von Dortmund geworden war; als finge ein

drittes Leben an! Haben Sie das gefühlt oder nicht?"

„O ja. Aber ich bin vierzig Jahre alt."

„Und ich sechsundvierzig. Das wollten Sie wohl eigentlich sagen."

„O nein. Sie sind doch noch jung. Ich bin aber mit dem Leben fertig."

Roland trat einen Schritt auf sie zu; sie stand noch immer. „Sie, mit diesem Gesicht? Mit dieser Gestalt? Und mit dieser — Schüchternheit? Weiß Gott, Sie stehn förmlich verlegen da! Und nun werden Sie rot! — Frau Eleonore! Wissen Sie, was dieser Bub will, der Sie hergeführt hat? Das hat er neulich Ilsen erzählt, und ich hab's gehört. Sie sollen seine Mutter werden. Weil er keine Mutter mehr hat und Sie kein Kind. Und weil er Sie ‚furchtbar lieb hat'. Grade wie der Vater. Ja, es muß heraus, es muß heut heraus! — Nun, so reden Sie. Was denken Sie über Willis Verlangen?"

Eleonore fuhr sich mit der Hand über die Augen; dies hatte sie doch zu tief erschüttert. Roland mußte eine Weile warten, bis sie antwortete: „Ach, das süße Kind. — Aber ich denke, was ich eben sagte: daß ich mit dem Leben fertig bin. Eine Einsiedlerin. Darin liegt ja alles. Zu spät ist zu spät!"

„Mit dem Leben fertig! Sie sitzen auf dem Grab Ihres Lebens — das sagten Sie ja wohl einmal. Ein so blühendes Wesen ... Verzeihen Sie, da sind Sie auch nicht viel besser als dieser unglückliche Hofbauer, der sich auf dem Grab seiner Mutter erschoß!"

„Oh, oh, oh!"

„Na ja, es ist natürlich ein Unsinn, was ich da sagte; — ich bin nicht recht bei Seelenruhe. Aber entschuldigen Sie, gegen die Natur leben Sie doch! Einsiedlerin — das dürfte nur eine Laune — — nein, nein, keine Laune; ein Stück Poesie, wie alles an Ihnen; aber es dürfte nur ein vorübergehender Zustand sein! In die Welt gehört man! — Und wenn so ein Bub wie der Willi — an den Sie doch auch Ihr Herz gehängt haben —"

„Ach!" Sie seufzte laut.

„Wenn der sagt: du sollst meine Mutter werden — — Aber nun red' ich kein Wort mehr. Den Teufel auch! Daß er Sie ins Haus gebracht hat, dafür dank' ich ihm; aber daß Sie nur um seinetwillen drin blieben — nein! Lieber in den Rhein!"

Er wandte sich ab und trat ans Fenster.

Eleonore ging ihm leise nach. „Sie wollen kein Wort mehr sagen," kam auch nur mit leiser Stimme aus ihr heraus. „Doktor Roland, sagen Sie alles. Hören kann ich alles."

„Aber dann das milde Nein!"

„Vielleicht nicht!"

„Eleonore!"

Er drehte sich herum. Da stand sie; eine sonderbare Mischung von Mädchen und Witwe; Tränen in den braunen Augen; es war aber auch wie ein Lächeln drin. Er nahm sie bei der Hand. „Ich soll alles sagen?"

„Vierzig Jahre, Doktor!"

„Dreißig!"

„Ach, zuweilen fünfzig —"

„Aber manchmal zwanzig; auch das hab' ich schon gesehn! — Gehn Sie durch dieses Haus: alles hängt an Ihnen, Ilse, Willi, ich. Aber zuletzt kommt's doch auf uns beide an. Sind Sie mir so recht wirklich gut?"

„Friedrich Roland!" sagte sie nur, mit zitternder Stimme. Es lag alles drin.

Es schien ihm noch unglaublich, daß ihm das widerfahren sollte; wer war er denn? Wie kam er zu solchem Glück? — Seine Arme glaubten es aber früher als er; sie legten sich auf Eleonorens Schultern, zogen sie heran. Sie sank an seine Brust. — —

Nach einer Weile — es trieb sie beide — ging sie an seinem Arm ins Wohnzimmer, blickte wie im Traum umher. Die Tür zum dritten Zimmer stand offen, sie sahen Willi am Boden mit großen Zinnsoldaten spielen; er schaute nicht auf und bemerkte sie nicht. Von Gustav, dem eben Gekommenen, war nur ein Arm zu sehen, von Ilse nichts. Sie hörten aber Ilses fröhliche Stimme: „Ich werd' ins Willi-Buch eintragen: Heut, am Ende seines dreißigsten Monats, brachte er Tante Elore ins Haus. — Gustav, ich schäme uns, daß wir das nicht gemacht haben, sondern dieser kleine Kerl!"

Roland und Eleonore lächelten einander an. Er drückte ihre Hand. Sie traten dann in das dritte Zimmer; „kleiner Mann," sagte Roland, als Willi nun das Köpfchen hob, „du hast dir richtig

aus Kessenich 'ne Mutter geholt. Da steht deine Mutter."

Der Kleine verstand noch nicht ganz, er machte ein dummes Gesicht. Ilse, die aufgesprungen war, stieß aber einen Jubelschrei aus. Sie lief hin und umarmte Eleonore; dann warf sie sich mit einem zweiten Freudenschrei Gustav in die Arme.



Adolf Wilbrandt:

	Geheftet
Novellen	M. 6.—
Neue Novellen	M. 6.—
Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage	M. 2.50
Meister Amor. Roman. 3. Auflage	M. 3.50
Novellen aus der Heimat. 2. Auflage	M. 3.50
Adams Söhne. Roman	M. 6.—
Hermann Ifinger. Roman. 5. Auflage	M. 4.—
Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	M. 3.50
Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage	M. 4.—
Die Rothenburger. Roman. 6. Auflage	M. 3.—
Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage	M. 3.—
Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage	M. 3.50
Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	M. 3.—
Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage	M. 3.—
Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	M. 3.—
Der Sänger. Roman. 4. Auflage	M. 4.—
Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50
Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	M. 3.—
Franz. Roman. 3. Auflage	M. 3.50
Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Auflage	M. 3.—
Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	M. 3.—
Villa Maria. Roman. 3. Auflage	M. 3.—
Familie Roland. Roman. 3. Auflage	M. 3.—
Die Maler. Lustspiel in drei Aufzügen. 2. Auflage	M. 2.—
Die Tochter des Herrn Fabricius. Schauspiel in vier Aufzügen. 2. Auflage	M. 2.—
Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung 10. Auflage	M. 3.—
Die Eidgenossen. Schauspiel in fünf Aufzügen	M. 2.—
Hairan. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen	M. 2.—
Timandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen	M. 2.—
Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften	M. 6.—
Neue Gedichte	M. 4.—
Beethoven. Dichtung Kart. mit Goldschnitt	M. 1.50

Mit Ausnahme von „Beethoven" auch in Leinwand gebunden zu beziehen

Preis für jeden Einband 1 Mark

Calderon de la Barca, Der Richter von Zalamea. Schauspiel in drei Aufzügen. Für die deutsche Bühne übersetzt von Adolf Wilbrandt. Geheftet (Cotta'sche Handbibliothek) 30 Pf.





